ÜBERFALLKOMMANDO

Von Edgar Wallace



Herausgegeben von Planet PDF. Besuchen Sie die Website, um kostenlose Literatur und Bücher herunterzuladen, boeken en romans.

Dit werk is gelicentieerd onder een Creative Commons Attribution Noncommercial 3.0 United States License.

Überfallkommando von Edgar Wallace

Kapitel 1

Zwischen dem Kanal und dem Fluß dehnte sich ein sumpfiges Feld aus. Lady's Stairs, ein sonderbares altes Holzhaus, das sich auf Pfählen erhob, schaute dort auf die Wasserfläche hinab. Die Schleuse am Ende des Kanals bildete zugleich den Anfang des morastigen Gewässers. Das Haus machte einen traurigen, verfallenen Eindruck und schien im Lauf der Zeit immer tiefer in den Sumpf einzusinken. Die Fassade war einst mit weißer Ölfarbe gestrichen gewesen, aber der Anstrich war nie wieder erneuert worden, und der Bau hatte allmählich eine dunkelgraue Farbe angenommen. Er hätte sich kaum von seiner Umgebung abgehoben, wenn er nicht zwischen einem hochaufragenden Lagerhaus und dem tonnenförmig gedeckten Gebäude einer Reparaturwerkstatt eingeklemmt gewesen wäre.

In Lady's Stairs wohnte Li Yoseph. Bei Flut stieg das Wasser fast bis zu dem Fußboden seines Wohnzimmers.

Die Zeiten, in denen Lady's Stairs seinen Namen erhalten hatte, gehörten längst der Vergessenheit an. Früher war diese düstere und schmutzige Gegend eine schöne Bucht an der Themse gewesen; grüne Wiesen und Weideplätze hatten sich hier ausgedehnt. Aber nur die Namen erinnerten noch daran. In den angrenzenden Straßen erhoben sich die Häuser armer Leute, die ebenso schmutzig und verkommen aussahen wie Lady's Stairs. Trotzdem hieß diese Gegend immer noch ›The Meadows‹ – Wiesenland.

Li Yoseph pflegte am Fenster seines Zimmers zu sitzen und zu beobachten, wie die Kohlenschiffe während der Flut bei Brands Wharf festmachten, oder wie die Leichter und die Flußkähne langsam nach der Schleuse zu getreidelt wurden. Wenn er sich zum Fenster hinauslehnte, konnte er sogar die großen holländischen Dampfer sehen, die auf der Themse zum Meer hinausfuhren.

Die Polizei hatte nicht viel gegen Li Yoseph. Die Beamten wußten wohl, daß er ein Hehler und Schmuggler war, aber man hatte keine klaren Beweise und versprach sich von ferneren Haussuchungen nicht mehr Erfolg als von den früheren. Die Nachbarn hielten Li für einen reichen Mann. Auch stand es bei ihnen fest, daß er verrückt sei.

Er besaß die eigentümliche Angewohnheit, lange Gespräche mit unsichtbaren Freunden zu führen. Wenn dieser merkwürdige Alte mit dem großen, gelben, bartlosen Gesicht, das von Falten und Runzeln durchfurcht war, die Straßen mit schlürfendem Gang entlangschritt, sprach er vor sich hin. Er gestikulierte und lachte unheimlich, während er sich mit seinen Gefährten unterhielt, die außer ihm niemand sehen konnte. Meistens sprach er fremde Worte, die allgemein für deutsch gehalten wurden, in Wirklichkeit aber russisch waren. Er gab zu, daß er mit guten und bösen Geistern umging; er konnte Tote sehen und sich mit ihnen unterhalten. Er besaß auch die Gabe des Zweiten Gesichts und hatte schon erstaunliche Dinge vorausgesagt.

Li ging in seinem Wohnzimmer auf und ab und murmelte vor sich hin. Drei Kerzen brannten, aber ihr Licht vermochte den ungewöhnlich hohen Raum nicht genügend zu erhellen und betonte eher noch den düsteren Eindruck, da sie gespenstische Schatten warfen. Die früher freundlich gestrichenen Wände hatten ihre Farbe längst verloren, das Dach war undicht, und bei Regenwetter rannen kleine Bäche an den Wänden herunter. Li schlief in einer kleinen Kammer, die nicht viel größer als ein geräumiger Schrank war. Sie besaß nur den einen Vorteil, daß sie als einziger Teil des Hauses trocken war.

Der größere Raum diente Li zu gleicher Zeit als Büro, Lagerraum und Wohnzimmer.

Holländische, deutsche und französische Matrosen ruderten bei Flut in kleinen Booten hierher und steuerten zwischen den von grünem Moos und Schlamm bedeckten Holzpfählen hindurch, auf denen Li Yosephs Haus stand. Wenn sie dann unten am Fuß der gebrechlichen Leiter festgemacht hatten, stieg der Alte hinunter und feilschte und handelte mit ihnen über allerlei Artikel dunkler Herkunft, die sie ihm brachten.

Unter dem Haus war es dunkel, und selbst bei Tag ließen die vielen Pfähle und Balken kein Licht

herein. Lis Besucher konnten nur zu gewissen Zeiten kommen, denn während der Ebbe war dort unten weiter nichts als zwei Mannslängen tiefer, morastiger Schlamm zu sehen, aus dem große Blasen aufstiegen und unruhig durcheinander quirlten, wie von einem vorsintflutlichen Drachen.

Unten an der Leiter war auch ein kleines Motorboot vertäut, das der alte Li trotz seiner Jahre bedienen und steuern konnte. In unbestimmten Zwischenräumen fuhr er selbst manchmal auf den Strom hinaus. An diesem Abend überlegte er gerade, ob er wieder eine Fahrt unternehmen solle. Zweimal hatte er den abgenutzten Teppich schon aufgrollt und die Falltür geöffnet, die von dem Teppich verdeckt wurde. Stöhnend und mit sich selbst sprechend war er die Sprossen der Leiter hinuntergeklettert und hatte ein Bündel in das Boot gebracht, das sich während der Ebbe im Schlamm auf die Seite gelegt hatte. Schließlich war er mit seinen Vorbereitungen fertig und hatte nun wieder Zeit, sich mit seinen unsichtbaren Besuchern zu unterhalten.

Er sprach und scherzte mit ihnen und rieb sich lachend die Hände über ihre erstaunlichen Antworten. Schon den ganzen Tag hatten sie ihm Dinge zugeraunt, die einen gewöhnlichen Menschen vor Furcht hätten erstarren lassen, aber Li schenkte ihren Zuflüsterungen diesmal keinen Glauben.

Der schrille Klang einer Glocke ließ ihn aufhorchen. Mit schlürfenden Schritten verließ er den Raum und stieg die steile Treppe hinunter, die zu einer Seitentür führte.

»Wer ist dort?« fragte er.

Als er die leise Antwort von draußen hörte, drehte er den Schlüssel um und öffnete.

»Du bist früh oder spät gekommen – ich weiß nicht, wie ich es nennen soll.« Lis Stimme klang tief und heiser, und er sprach mit kaum merklichem, fremdem Akzent.

Nachdem er die Tür wieder geschlossen hatte, folgte er seinem Besucher nach oben.

»Ich kenne keine bestimmten Tageszeiten.« Er lachte leise vor sich hin. »Für mich gibt es weder Tag noch Nacht. Es ist Flut, ich meinen Geschäften nachgehen muß, und es ist Ebbe, wenn ich mich ausruhen und mit meinen lieben kleinen Freunden sprechen kann.« Er warf eine Kußhand nach einer dunklen Ecke.

Mark McGill wandte sich böse nach ihm um.

»Laß das dumme Geschwätz ... deine verdammten Geister! – Seine Schwester kommt heute abend noch hierher.«

»Seine Schwester?«

»Ronnie Perrymans Schwester – sie ist von Paris herübergekommen.«

Li Yoseph starrte seinen Besucher erstaunt an, aber er stellte keine weiteren Fragen an ihn.

Es lag etwas im Wesen Mark McGills, das jede Vertraulichkeit ausschloß. Er war eine gebieterische Erscheinung, breitschultrig und groß; in seinem wilden, herrischen Gesicht zeigte sich eine gewisse Schönheit. Seine vielen Untergebenen zitterten vor ihm, aber sie fürchteten weniger seine Strenge und Brutalität, als den Blick seiner zwingenden, hellblauen Augen.

Er rollte seine halbaufgerauchte Zigarre von einer Ecke des Mundes in die andere, ging quer durch den Raum zu der Schlafkammer, in der Li Yosephs Bett stand, und schaute nachdenklich auf das dunkle Wasser hinaus.

»In einer Stunde haben wir Flut«, sagte er halb zu sich selbst.

Li Yoseph ließ ihn nicht aus den Augen und sah, wie der große Mann eine Violine von dem Bett aufnahm.

»Du hast sicher wieder den ganzen Tag auf der Fiedel herumgekratzt – ist die Polizei hier gewesen?«

Li Yoseph schüttelte den Kopf.

»Wie, sie haben nicht mehr nach Ronnie gefragt? – Nun gut, aber sie wird alles von dir wissen wollen. Ich habe versucht, sie von hier fernzuhalten, aber ohne Erfolg. Du weißt doch, was du ihr zu sagen hast?«

Nach einer kleinen Pause nickte Li Yoseph langsam.

»Er ist umgebracht worden – von Polizeibeamten... Sie haben ihn in einem Boot mit Ware erwischt, die er vom Schiff geholt hatte. Da haben sie gefragt: ›Wo hast du das her?‹ Und dann haben sie ihm eins über den Kopf gegeben, daß er in den Fluß fiel und tot war.«

»Ja – so machst du deine Sache richtig.« Mark beugte den Kopf vor und lauschte. »Da kommt Tiser mit dem Mädchen – bring sie herauf.«

Li stieg geräuschlos die Treppe hinunter. Nach kurzer Zeit kam er wieder; er ging voraus und zeigte den anderen den Weg. Hinter ihm erschien Tiser, ein unruhiger, nervöser Mensch, der beim Lächeln stets seine großen Zähne zeigte. Seine Stirn war immer feucht; sein schwarzer, steifer Hut und seine schwarze Krawatte machten ihn nicht anziehender. Er hatte Ann Perryman vom Bahnhof abgeholt, aber sie hatte sofort eine instinktive Abneigung gegen den Menschen gefaßt.

Langsam stieg sie die letzten Stufen empor, trat dann ein und schaute sich ohne wahrnehmbare Erregung in dem schmutzigen Raum um. Einige Sekunden lang betrachtete sie Mark, der sich unter ihrem forschenden Blick sonderbar unbehaglich fühlte.

Ann war ein schönes, schlankes Mädchen. Ihr Haar schimmerte je nach der Beleuchtung in tiefgoldenem Blond oder in rötlichem Schein; es war aus der hohen Stirn zurückgebürstet, was ihr in gewisser Weise ein etwas altmodisches Aussehen gab. Sie hielt sich gerade, beinahe steif, als ob sie dadurch ihre Zurückhaltung ausdrücken wollte. Es war nicht leicht, sich ihr zu nähern. Die Männer hielten sie für kalt und abweisend und sagten, daß sie keinen Spaß verstehe, weil sie nicht über ihre Witze lachte. Der Ausdruck ihrer großen, grauen Augen konnte bisweilen sehr hart und streng sein. Ihr Bruder Ronnie allein hatte gewußt, wie sanft und mild sie blicken konnte; aber Ronnie war nun tot, und keinem anderen Mann hatte sie jemals einen liebevollen Blick geschenkt.

Ihr klarer Verstand und ihre Charakterstärke machten sie fähig für den Kampf gegen ein hartes Geschick. Sie besaß einen unbeugsamen Willen und ausdauernden Mut.

Das also war Ann Perryman! Mark hatte sie vorher noch nie gesehen und war überrascht von ihrer anmutigen Erscheinung.

Sie reichte ihm ihre kalte Hand, und er drückte sie. Einen Augenblick hielt er sie fest, dann ließ er sie wieder los. Er wußte kaum, wie er das Gespräch mit Ann beginnen sollte.

»Tiser hat Ihnen schon alles erzählt?«

Sie nickte ernst.

»Vor vierzehn Tagen las ich den Bericht in der Zeitung. Ich bin Lehrerin an einer Schule in Paris, und ich lese dort auch die englischen Blätter. Aber ich wußte nicht« – sie machte eine Pause –, »daß Ronnie hier unter falschem Namen lebte.«

»Das hätte ich Ihnen vorher mitteilen können«, sagte Mark, »aber ich hielt es für besser, damit zu warten, bis alles vorüber war.

Marks Stimme klang so teilnehmend, daß Mr. Tiser, dessen Blicke unruhig im Raum umherschweiften, seinen Gefährten plötzlich überrascht und erstaunt ansah. Mark spielte seine Rolle wirklich ausgezeichnet!

»Ich befand mich in einer sehr schwierigen Lage«, fuhr Mark leise fort. »Sehen Sie, Ronnie hat das Gesetz übertreten, und ich habe es auch getan. Man überlegt es sich natürlich, bevor man sich selbst beschuldigt.«

»Ja, ich weiß, Ronnie war nicht ...«, sie zögerte. »Er war sein ganzes Leben hindurch vom Unglück verfolgt, der arme Junge! Wo hat man ihn denn gefunden?«

Mark zeigte auf die schlammige Bucht hinaus.

»Ich will ganz offen mit Ihnen sprechen, Miss Perryman. Ihr armer Bruder und ich waren Schmuggler. Ich weiß, daß das strafbar ist, und ich entschuldige mich nicht. Ihnen will ich auch das Letzte sagen. Die Polizei war darauf aus, uns eine Falle zu stellen. Die Leute glaubten, daß Ronnie nicht dichthalten würde. Zufällig erfuhr ich, daß sie ihm verschiedene Angebote machten – sie hofften,

er würde die Organisation verraten. Das klingt zwar etwas pathetisch, aber es ist die Wahrheit.«

Ann schaute von Mark auf Tiser. Der alte Li war hinter den Vorhängen seiner Kammer verschwunden.

»Mr. Tiser sagte mir, daß Ronnie von Polizeibeamten ermordet wurde – es ist kaum zu glauben!«

Mark zuckte die Schultern.

»Es gibt nichts Unglaubliches, was die Londoner Polizei nicht fertigbrächte«, erwiderte er trocken. »Ich will ja nicht behaupten, daß sie die Absicht hatten, ihn zu töten, aber es ist nun einmal Tatsache, daß sie ihn niederschlugen. Sie müssen ihn gefaßt haben, als er in einem Boot von einem der Schiffe zurückkam, die uns Schmuggelware liefern. Entweder hat er einen Schlag bekommen, daß er ins Wasser stürzte, oder sie haben ihn nachher ins Wasser geworfen, als sie sahen, wie schwer, vielleicht sogar lebensgefährlich, sie ihn getroffen hatten.«

»Inspektor Bradley war es?«

»Ja, so heißt der Beamte. Er hat Ronnie immer gehaßt. Bradley ist einer dieser geschickten Leute von Scotland Yard, die nur geringe Bildung besitzen und von Minderwertigkeitsgefühlen beherrscht werden.«

Hinter dem Vorhang ertönte plötzlich der weiche, klagende Klang einer Violine. Mark fuhr herum, aber Ann legte ihre Hand auf seinen Arm und gab ihm ein Zeichen, ruhig zu sein.

Die süße, melancholische Melodie von Tostis »Chanson d' Adieu« erfüllte den Raum.

»Wer spielt da?« fragte sie leise.

Mark zuckte ungeduldig die Schultern. »Ach, das ist der Alte – Li Yoseph. Ich möchte doch, daß Sie mit ihm sprechen.«

»Li Yospeh – er hat gesehen, wer Ronnie umbrachte?«

Mr. Tiser mischte sich plötzlich in die Unterhaltung.

»Aus ziemlicher Entfernung«, sagte er nervös. »Genau natürlich nicht. Ich habe Ihnen das doch schon alles erklärt.«

Marks kalter Blick brachte ihn zum Schweigen.

»Es ist schon gut, Tiser. Sage Li Yoseph, daß er herauskommen soll.«

Das Violinspiel hörte auf, und Li Yoseph trat mit hochgezogenen Schultern näher. Er sah Ann unter seinen buschigen Augenbrauen hervor an und rieb dabei seine langen Hände, als ob er sie mit unsichtbarer Seife wüsche. Er sah beinahe geisterhaft aus, und Ann schrak ein wenig zurück.

»Dies ist Miss Perryman, Ronnies Schwester.«

Das Gesicht des Alten verzog sich zu einem Lächeln.

»Ich habe gerade mit ihm gesprochen.«

Ann schaute ihn entsetzt an.

»Wie, Sie haben mit ihm gesprochen?«

»Sie müssen sich nicht um sein Gerede kümmern.« Marks Worte klangen scharf, fast befehlend. »Er ist ein wenig ...« Er zeigte bedeutungsvoll auf die Stirn. »Er sieht Geister und dergleichen Dinge –«

»Ja, viele Dinge«, wiederholte Li Yoseph. Seine Augen wurden größer und größer. »Seltsame Dinge – Dinge, die niemand sieht außer mir – Li Yoseph!«

»Nun sei aber still, Yoseph«, sagte Mark rauh. »Du erschreckst die junge Dame durch dein albernes Geschwätz.«

»Ach nein, ich fürchte mich nicht«, erwiderte Ann standhaft.

Li Yoseph ging in den kleinen Nebenraum zurück und lachte merkwürdig vor sich hin.

»Ist er öfters so wie jetzt?«

»Immer«, entgegnete Mark, aber er fügte schnell hinzu: »Abgesehen davon ist er aber

vollkommen klar. – Yoseph, bleibe hier. Ich sagte dir doch, daß du Miss Perryman alles erzählen sollst, was du gesehen hast.«

Li Yoseph kam langsam zurück und blieb ein paar Schritte vor Ann stehen. Seine Hände waren auf der Brust gefaltet, als ob er betete.

»Ich will Ihnen sagen, was ich sah.« Seine Stimme klang plötzlich mechanisch. »Erst kommt Ronnie in einem Boot vom Schiff. Er rudert und rudert, dann kommt das Polizeimotorboot und holt ihn ein. Dann sehe ich, wie sie kämpfen und kämpfen, und ich höre einen Fall ins Wasser, und plötzlich höre ich Mr. Bradleys Stimme: ›Der ist erledigt – niemand darf etwas darüber sagen.‹«

Während er sprach, schaute er sie an, und sie glaubte, in seinem Blick einen gewissen Trotz zu lesen, als ob er schon darauf vorbereitet wäre, daß sie seiner Geschichte keinen Glauben schenken würde.

»Haben Sie das wirklich gesehen?«

Er neigte den Kopf.

Ann wandte sich an Mark.

»Warum wurden denn diese Leute nicht angeklagt? Warum hat man nur Klage gegen ›einen oder mehrere unbekannte Täter‹ erhoben? Ist denn die Polizei in diesem Land unantastbar? Können ihre Beamten straflos jedes Verbrechen begehen – sogar Mord?«

Zum erstenmal zeigte sich ihre starke, innere Erregung. Ihre Stimme zitterte, als sie sprach.

»Bradley – Sie sagten doch, daß Bradley ihn ermordete? Ich werde den Namen nie vergessen.« Ihr Blick traf wieder den alten Mann. Er stand mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen da und schwankte leicht hin und her. »Hat Mr. Yoseph denn keine Klage gegen die Polizei erhoben?«

Mark lächelte.

»Wozu? Sie müssen verstehen, Miss Perryman, daß die Polizei ihre eigenen Gesetze hat, nicht nur bei uns, sondern auch in allen anderen Ländern. Ich könnte Ihnen Romane darüber erzählen, was in New York passiert ist ...«

»Ich will nicht wissen, was dort geschieht«, unterbrach sie ihn schnell. »Aber sagen Sie mir, ob man diesem alten Mann glauben kann!« Sie sah auf Li Yoseph.

»Durchaus«, sagte Mark nachdrücklich.

»Sie können ihm vollständig vertrauen«, mischte sich Mr. Tiser wieder in die Unterhaltung, nachdem er lange hatte schweigen müssen. »Ich kann Ihnen nur die Versicherung geben, daß er ein absolut ehrenwerter Charakter ist.«

Er begegnete Marks Blick, begann zu stammeln und schwieg dann wieder.

Anne hatte den Kopf gesenkt und einen Finger an die Lippen gelegt; ihre Stirn lag in nachdenklichen Falten. Mark hatte ihr einen Stuhl angeboten, aber sie hatte es nicht beachtet. Auch er schwieg und wartete darauf, daß sie sprechen würde.

»Was hat Ronnie für Sie getan?« fragte sie schließlich. »Sie können mir alles sagen, Mr. McGill. Er hat mir oft von Ihnen erzählt, und ich habe schon vermutet, daß Sie irgendein ... strafbares Geschäft betreiben. Wahrscheinlich sind meine moralischen Anschauungen recht sonderbar, aber es kommt mir jetzt nicht mehr so schrecklich vor wie früher. War mein Bruder sehr wertvoll für Sie? Ist der Verlust, den Sie durch seinen Tod erlitten haben, sehr groß?«

McGill antwortete nicht sofort. Er dachte darüber nach, was sie wohl mit ihrer Frage meinen könnte.

»Ja, er war beinahe unersetzlich für uns«, erwiderte er endlich. »Ronnie war ein Mann, der überall hingehen konnte, ohne den geringsten Verdacht zu erregen. Er fuhr seinen Wagen ausgezeichnet; das kam uns sehr zugute, denn die Polizei hat jetzt eine Fliegende Kolonne eingerichtet. Bradley führt die Abteilung. Vor diesen Leuten müssen wir ganz besonders auf der Hut sein. Ronnie hat gewöhnlich die geschmuggelten Waren herangeholt, manchmal hat er sie auch verteilt ... Ich habe mich in jeder Weise auf ihn verlassen. Aber warum fragen Sie?«

»Ich hätte es gern gewußt. Was ist dieser Bradley eigentlich für ein Mann?«

Bevor Mark antworten konnte, hörte sie ein leises Lachen und wandte sich schnell um.

In Türnähe stand ein Fremder. Ann wußte nicht, wie lange er schon dort war, aber er mußte schon einige Zeit anwesend sein, denn er lehnte lässig am Türpfosten. Er trug keinen Mantel, obgleich der Abend kalt war; sein Filzhut war verwegen über ein Auge gezogen. Der große, schlanke Mann hatte ein gutgeschnittenes Gesicht und freundliche Augen. Sein Blick ruhte interessiert auf Ann.

»Ich würde nicht erstaunt sein, Miss Perryman vor mir zu haben«, sagte er, richtete sich auf und lüftete seinen Hut. »Wollen Sie mich nicht vorstellen, Mark?«

»Mein Name ist McGill«, erwiderte Mark scharf.

»Welch eine Neuigkeit! Als ob Sie nicht schon Ihr ganzes Leben lang diesen Namen geführt hätten!«

Aber dann legte sich ein Schatten über seine Züge, und er sah fast traurig aus, als er langsam auf Ann zuging. Instinktiv wußte sie, wer er war; sie sah ihn mit einem stahlharten, kalten Blick an.

»Es tut mir sehr leid, Miss Perryman, daß Sie all diesen Kummer erleben mußten. Ich wünschte, ich wüßte, wer Ihren Bruder ermordet hat.«

Er biß sich auf die Unterlippe und sah nachdenklich zu Mark hinüber.

»Ich habe mein Bestes getan, um Ronnie vor schlechter Gesellschaft fernzuhalten.«

Er machte eine Pause, als ob er auf Antwort wartete. Als Ann aber nichts erwiderte, sah er sich in dem Raum um.

»Wo ist denn unser musikalischer Geisterseher?« fragte er. »Hallo, Li Yoseph! Sie haben ja Besuch hier.«

Der Alte kam unterwürfig näher. Seine Gesichtszüge verrieten eine sonderbare Gespanntheit. Mark bemerkte, daß Li Yoseph dem Detektiv einen schnellen Blick zuwarf, und beobachtete Bradley; aber in dem Gesicht des Polizeibeamten rührte sich kein Muskel.

»Ich wundere mich nur, daß man Sie hierhergebracht hat.« Bradley sprach zu Ann, aber er schaute den verlegenen, nervösen Tiser an, der nicht wußte, wohin er sehen sollte.

»Sie haben Ihnen doch nicht etwa die dumme Geschichte erzählt, daß die Polizei an dem Tod Ihres Bruders schuldig sei? Aber Sie sind sicher zu intelligent, um derartige Märchen zu glauben. Ihr Bruder wurde an Land getötet und später in den Strom geworfen.«

Ann preßte die Lippen zusammen, und Bradley sah, daß er sie nicht überzeugt hatte.

»Wünschen Sie etwas?« fragte Mark heftig.

Inspektor Bradley zog die Augenbrauen hoch.

»Entschuldigen Sie«, sagte er mit ironischer Höflichkeit. »Ich wußte nicht, daß Sie Li Yosephs Wohnung übernommen haben und hier Hausherr sind. Ich werde heute nacht zwischen zehn und zwei Uhr in Scotland Yard sein.«

Ein Schauer überlief Mark McGill. An wen waren diese Worte gerichtet? Für ihn waren sie nicht bestimmt, ebensowenig für Ann Perryman oder Mr. Tiser. Warum war Bradley gekommen? Mark wußte gut genug, daß dieser Mann nicht in Lady's Stairs erschienen wäre, wenn ihm Ann Perrymans Anwesenheit bekannt gewesen wäre. Sein Besuch galt Li Yoseph! Die Bemerkung, daß er diese Nacht bis zwei Uhr in Scotland Yard sein würde, sollte also zu Lis Orientierung dienen.

Bradley wandte sich um und ging zur Tür. Dort drehte er sich noch einmal um und grüßte zum Abschied.

»Ich würde gern einmal mit Ihnen sprechen, Miss Perryman vielleicht darf ich Sie morgen in Ihrem Hotel besuchen?«

Sie antwortete ihm nicht, aber in ihrem Blick lag Haß und Abscheu. Inspektor Bradley sah es zu deutlich, um sich darüber zu täuschen.

Seine Schritte verklangen auf der Treppe, dann wurde die Haustür zugeschlagen.

»Das war Bradley?« fragte Ann leise.

»Ja, das war er«, erwiderte Mark grimmig. »Einer der durchtriebendsten und schlauesten Spürhunde von Scotland Yard! Was halten Sie von ihm?«

Sie senkte den Blick zu Boden und überlegte seine Frage.

»Wer wird Ronnies Stelle in Ihrer – Organisation einnehmen?«

Mark zuckte die Schultern.

»Ja, wer könnte seine Stelle einnehmen? Solch einen Mann kann man nicht so leicht wieder finden.«

»Ich könnte es.«

Er sah sie überrascht an.

»Sie?« fragte er ungläubig.

Tausend Möglichkeiten tauchten plötzlich vor Mark auf.

»Wie, Sie wollen zu uns kommen?« Er streckte begeistert die Hand aus. »Mein liebes Kind, Sie sind der Partner, nach dem ich gesucht habe.«

Sie sah ihn entschlossen an.

»Ich heiße Ann – nennen Sie mich so. Unsere Beziehungen werden rein geschäftlich sein.«

Kapitel 2

In Lady's Stairs gab es kein Telefon. Li Yoseph war ein sparsamer Mann, der niemals unnötig Geld ausgab. Lange nachdem seine Besucher das Haus verlassen hatten, saß er zusammengekauert in einem alten, harten Lehnstuhl, den er an den großen, runden Tisch gezogen hatte. Zu seiner Linken brannte eine Lampe, und vor ihm lagen fünf engbeschriebene Bogen eines fast vollendeten Briefes.

Es fiel ihm schwer, diesen Brief zu schreiben, aber es mußte geschehen. Sobald er fertig war, wollte er ihn in einen Umschlag stecken, sich nach unten schleichen und den alten Sedeman aufsuchen, der in der Nachbarschaft wohnte und den Brief gegen ein Entgelt zu Inspektor Bradley bringen würde. Li nahm wahllos einen der Bogen auf und las ihn noch einmal durch.

»... McGill wußte, daß Ronnie mit Ihnen in Verbindung stand. Wenn Ronnie trank, war wenig Verlaß auf ihn, und er trank in der letzten Zeit heftig. Mit McGill hatte er einen Streit und sprach darüber, daß er ausscheiden wolle. Er erzählte mir die Sache, und ich sagte ihm auch, daß ich gern in meine Heimat zurückkehren wolle. Ich glaube, daß McGill das auf die eine oder andere Weise herausgebracht hat, denn in der fraglichen Nacht kam er hierher, nachdem er Ronnie von London aus gefolgt war. Ronnie hatte wieder getrunken. Um ein Uhr kamen McGill und Tiser. Sie stritten miteinander, und Ronnie sagte, daß er nichts mit Mord oder dergleichen zu tun haben wolle. Er behauptete, McGill sei für den Überfall bei der Northern- and Southern-Bank verantwortlich, bei dem ein Wachmann getötet wurde. Und dann prahlte er, daß er nur einen Finger zu heben brauche, um uns alle ins Gefängnis zu bringen. Wenn er das nicht gesagt hätte, wäre ich jetzt wohl nicht mehr am Leben; aber durch diese Äußerung wurde McGills Verdacht von mir abgelenkt. Ronnie stand mit einem großen Glas Portwein in der Hand am Tisch, als er das sagte, und wollte gerade trinken. Da schlug ihn McGill mit einem Totschläger über den Kopf, so daß er niederstürzte. McGill wickelte Ronnie in ein Bettuch und ließ ihn durch eine Falltür in mein Boot hinunter. Ich weiß nicht, wo er und Tiser ihn ins Wasser geworfen haben, aber nach einer halben Stunde kamen sie zurück und sagten, Ronnie habe sich wieder erholt und sei nach Hause gegangen. Dann drohte McGill, mich zu töten, wenn ich ein Sterbenswörtchen darüber sagen würde. Damals sprach er noch nicht davon, daß ich Ronnies Schwester eine erfundene Geschichte erzählen solle. Erst später, als er sie nach London holte, sagte er mir ...«

Li ließ den Bogen sinken. Es war nicht mehr viel zu schreiben, auf der nächsten Seite beendete er seinen Bericht, löschte das Papier ab und steckte es in einen Briefumschlag. Während er dies tat, sprach er zu sich selbst.

»... Sieh, mein kleines Täubchen, das muß ich tun, sonst kommen sie, nehmen den alten Li und legen einen Strick um seinen Hals. Und dann muß ich sterben, mein Kind.«

Er hörte, wie die Tür aufgeschlossen wurde, schaute auf und steckte den Brief schnell in seine Tasche. Draußen auf der Treppe hörte er Marks Schritte – er kannte sie nur zu gut. Tiser begleitete McGill; das wußte Li schon, bevor sie die Tür öffneten und in den Raum traten.

Mark ging geradewegs auf den Tisch zu und schaute auf die Feder und das Papier.

»Du hast einen Brief geschrieben, wie? Hast du ihn schon abgeschickt?«

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

»Lieber Freund!« Tisers Stimme überschlug sich vor Erregung. »Vielleicht hast du etwas Unrechtes getan, Kamerad. Sage jetzt schnell Mr. McGill, daß sein Verdacht unbegründet ist. Sage ihm ...«

»Du brauchst ihm nicht zu sagen, was er mir zu antworten hat!« unterbrach ihn Mark eisig. »Gib den Brief her!« wandte er sich an Li Yoseph. »Du hast noch keine Zeit gehabt, ihn abzuschicken – die Tinte steht noch auf dem Tisch.«

Bevor Li wußte, was geschah, sprang Mark auf ihn zu, packte ihn und riß seinen Rock auf. Der Brief schaute aus der inneren Tasche hervor, und Mark zog ihn heraus.

»Also an Bradley – ich dachte es mir doch!«

Mark öffnete den Umschlag und überflog schnell den Inhalt.

»Du hast uns verraten wollen, was? Deshalb kam Bradley also hierher und sagte, daß er heute von zehn bis zwei in seinem Büro sei. Na, auf diesen Brief kann er verdammt lange warten!«

Li Yoseph bewegte sich nicht. Er stand dicht neben der geschlossenen Falltür, hatte die Hände vor sich auf der Brust gefaltet und schwieg. Er wußte, all dieses war verhängt, dem Geschick konnte er nicht entgehen. Vielleicht hörte er die Stimmen der Geister, die ihn umgaben und ihm Mut zuflüsterten, denn plötzlich lächelte er.

»Also nun zu dir, Li«, rief Mark erregt. Ihre Blicke trafen sich, und Li Yoseph sah Mord in Marks Augen.

»Mich kannst du nicht umbringen, mein guter Mark«, sagte er. »Ich mag sterben, ja – aber ich werde wiederkommen. Die kleinen Geister ...«

Plötzlich bückte sich der alte Mann hastig, riß die Falltür auf und eilte auf der Leiter nach unten. Mark zog seine Pistole schnell aus der Tasche; der Schalldämpfer blieb in dem Stoff hängen und riß ein Loch hinein, aber Mark achtete nicht darauf.

Zwei Schüsse folgten kurz hintereinander – der zweite klang lauter. Die Geschosse saßen zwischen den Schultern. Sie hörten, wie der Körper Li Yosephs unten ins Wasser fiel.

»Mach die Falltür zu!«

Tiser ging mit unsicheren Schritten vorwärts und schloß leise die Tür.

»Leg jetzt den Teppich darüber.«

Mark trat ans Fenster, riß einen Flügel auf und schaute hinaus. Die Nacht war dunkel; ein feiner Sprühregen fiel nieder, die Flut war auf ihrem Höhepunkt.

Tiser lehnte sich an einen Stuhl und atmete schwer wie ein Mann, der eine ungeheure Anstrengung hinter sich hat. Die Sprache versagte ihm, und er wagte nicht aufzusehen, bis er hörte, daß Mark McGill das Fenster schloß.

»Das ist in Ordnung. Komm jetzt! Vergiß nicht, was du gesehen hast!«

Tisers Zähne klapperten, als er seinem finsteren Herrn zur Treppe folgte. Sie standen auf dem Absatz, als unten laut an die Tür geklopft wurde. Tiser unterdrückte einen Schrei. Wieder ertönte das Klopfen.

»Offnen Sie die Tür!«

McGill taumelte in das Zimmer zurück, löschte schnell das Licht und schaute durch ein kleines Fenster auf die Straße.

Zwei Autos hielten unten. Das dritte fuhr gerade vor, aber noch bevor es zum Stehen kam, sprangen sechs Männer heraus und gingen eilig auf das Haus zu.

In dem hellen Licht eines der Scheinwerfer an den Wagen sah Mark ein wohlbekanntes, ihm so verhaßtes Gesicht. Nur für einen Augenblick tauchte es auf, dann verschwand es wieder in der Dunkelheit.

»Bradley!« zischte er. »Die Fliegende Kolonne – das Haus ist umzingelt!«

Kapitel 3

Mark schloß das Fenster, trat zurück und drehte das Licht wieder an. Mit einem scharfen Blick musterte er das Zimmer, verkorkte schnell das Tintenfaß und stellte es beiseite. Dann zeigte er auf die Tür.

»Geh nach unten und laß sie herein!«

Das Klopfen ertönte lauter und dringlicher als zuvor.

»Warte noch einen Augenblick!« rief Mark, als Tiser schon in der Türöffnung stand. Mit größter Eile rollte er den Teppich zurück, riß die Falltür auf und leuchtete mit seiner Taschenlampe nach unten. Aber nur das schwarze Wasser gähnte ihm entgegen. Plötzlich fiel ihm seine Pistole ein; rasch warf er sie hinunter, wartete noch, bis er das Aufschlagen auf dem Wasser hörte, schloß dann die Tür und legte den Teppich wieder darüber.

»Laß sie jetzt herein!« sagte er kurz.

Bradley trat zuerst ein. Einer der vier Detektive, die ihm folgten, hatte eine Pistole in der Hand.

»Durchsuchen Sie die beiden«, befahl Bradley.

Mark hob sofort die Hände in die Höhe.

»Wo ist Ihr Schießeisen?« fragte der Detektiv, der schnell alle Taschen Marks abtastete.

»Wenn Sie damit eine Pistole meinen«, entgegnete McGill kühl, »dann verschwenden Sie nur unnötig Ihre Zeit. Darf ich mir aber die Frage erlauben, was dieses ganze Theater zu bedeuten hat?«

»Wo ist Li Yoseph?«

Mark zuckte die Schultern.

»Das möchte ich auch gerne wissen. Ich unterhielt mich noch vor kurzem mit ihm in der freundschaftlichsten Weise. Dann ging er fort, um noch einen Bekannten aufzusuchen. In zehn Minuten wollte er zurückkommen.«

Der Detektiv verzog verächtlich die Lippen.

»So, er wollte einen Bekannten aufsuchen? Wollte ihn wohl nach seinem Hund fragen, was?« Er zog die Luft prüfend durch die Nase ein und runzelte die Stirn. »Es riecht hier ganz verdächtig nach Kordit.«

Bradley ging zu dem kleinen Schlafraum, sah sich dort um, nahm die Violine und den Bogen und betrachtete sie nachdenklich.

»Sein Instrument hat er nicht mitgenommen, wie ich sehe.« Er nahm die Violine unters Kinn und spielte eine kurze Melodie. »Sie wußten wohl nicht, daß ich Geige spiele?« fragte er, als er sie wieder auf den Tisch legte.

»Ich weiß nur, daß Sie sich hier aufspielen wollen. Ihre künstlerische Veranlagung scheint sich irgendwie betätigen zu müssen«, erwiderte Mark bissig.

Bradley sah ihn scharf an.

»Sie müssen sich von dem Wahn freimachen, daß Sie hier als Volksredner vor einer großen Versammlung stehen, McGill. Sagen Sie mir lieber, wo ich Li Yoseph finden kann.«

Marks Gesicht wurde dunkelrot, offener Haß flammte aus seinen Blicken.

»Wenn Sie wissen wollen, warum ich hierher kam, dann werde ich es Ihnen sagen. Tiser und ich versuchen etwas Gutes in der Welt zu tun und den Leuten zu helfen, die Sie unterdrückt und zugrunde gerichtet haben, Bradley –«

Der Detektiv lächelte.

»Ach, ich kenne Ihre Herberge, wenn Sie dieses Heim für Obdachlose meinen«, entgegnete er trocken. »Das ist doch weiter nichts als ein Ihnen angenehmer Treffpunkt für Verbrecher, die Sie für Ihre Zwecke brauchen können. Eine geniale Idee. Ich habe gehört, daß Sie dort fromme Predigten

halten, Tiser?«

Der Mann grinste nur furchtsam, er war noch nicht fähig zu sprechen.

»Sie wollen mir doch nicht etwa erzählen, daß Sie Li Yoseph aufsuchten, damit er Ihnen bei der Besserung der Sträflinge helfen sollte? Wenn Sie das –«

In diesem Augenblick wurde Bradley von einem Beamten dringend auf den Gang gerufen. Er ging sofort hin und sprach mit ihm. Mark McGill sah das Erstaunen in seinem Gesicht.

»Nun gut, sagen Sie Miss Perryman, daß sie hereinkommen kann.«

Ann Perryman trat langsam ein und schaute von einem zum andern.

»Wo ist Mr. Yoseph?«

»Dieselbe Frage habe ich eben auch gestellt«, erwiderte Bradley freundlich.

Sie beachtete ihn nicht und wiederholte ihre Frage.

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Mark. »Vor einigen Minuten war er noch hier. Er ist aus irgendeinem Grund fortgegangen und bisher noch nicht wieder zurückgekommen.«

Ann fühlte plötzlich, wie jemand ihren Arm faßte und sie herumzog. Sie zitterte vor Entrüstung, als sie Inspektor Bradleys Blick begegnete.

»Miss Perryman, wollen Sie so liebenswürdig sein und mir sagen, warum Sie jetzt hierherkamen? Ich frage Sie in meiner Eigenschaft als Polizeibeamter.«

»Ich kam, weil er mir schrieb, daß ich ihn besuchen solle«, erwiderte sie atemlos.

»Bitte, zeigen Sie mir seine Mitteilung.«

Tiser starrte sie mit offenem Mund an; auch Mark McGills Züge verrieten ungewöhnliche Bestürzung.

Ann Perryman zögerte, dann riß sie mit einer hastigen Bewegung ihre Handtasche auf und zog ein Blatt Papier hervor. Bradley las die beiden schnell hingeworfenen Zeilen:

»Ich muß Sie um zehn Uhr sehen. Es ist äußerst dringend.«

»Wo ist der Briefumschlag?«

»Den habe ich weggeworfen.« Sie atmete schnell, und ihre Stimme zitterte; aber Bradley wußte, daß nicht Furcht die Ursache ihrer Erregung war.

»Der Brief wurde Ihnen wohl durch einen Boten überbracht? Li hatte zuerst die Absicht, ihn durch die Polizei zu schicken. Er wollte Sie morgen abend sehen – ich hatte auch eine Verabredung mit ihm für dieselbe Zeit«, warf Mark ein.

Bradley sah ihn durchbohrend an, aber McGill hielt den Blick aus.

»Wollen Sie mir bitte erklären, was dies alles zu bedeuten hat?« fragte Ann.

Mühsam hatte sie ihre Selbstbeherrschung wiedererlangt.

»Was das bedeutet?« erwiderte Bradley kühl. »Die Fliegende Kolonne ist hier – oder wenigstens eine Abteilung von ihr. Ich kam hierher, um Li Yoseph in Schutzhaft zu nehmen, bevor ihm etwas zustoßen konnte. Er wollte mir heute einen Brief schicken, und ich nahm an, daß er denselben Boten benützen würde, den er Ihnen gesandt hat. Ich verrate kein Dienstgeheimnis, wenn ich Ihnen sage, daß ich um Li Yoseph ernstlich besorgt war und ihn in Sicherheit bringen wollte, bevor ihn dasselbe Schicksal erreicht wie Ihren Bruder.«

Ann Perrymans Lippen zitterten, aber wieder gelang es ihr, sich zu beherrschen.

»Sie meinen, bevor er durch die Hand von Polizeibeamten umgebracht wurde?« sagte sie leise, beinahe flüsternd. »Auf diese Weise ist mein Bruder ums Leben gekommen – wollten sie mit Li Yoseph auf dieselbe Weise verfahren? Als Sie mich vorhin am Arm packten und herumrissen, als ob ich eine Ihrer Gefangenen wäre, erkannte ich, was für ein brutaler Mensch Sie sind!«

»Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich Ihren Bruder getötet habe?«

»Li Yoseph.«

Auf diese Antwort war Bradley nicht gefaßt.

»Das ist das Unglaublichste, was ich je gehört habe«, sagte er langsam. Dann war er plötzlich wieder der sachliche Beamte und sprach ganz geschäftsmäßig. »Es ist möglich, daß ich Sie, McGill und Tiser, heute abend noch einmal sehen muß. Inzwischen können Sie nach Hause gehen. Miss Perryman, mit Ihnen werde ich morgen früh sprechen. Jetzt werde ich Sie nach Hause bringen.«

»Ich brauche Ihre Begleitung nicht – ich gehe mit Mr. McGill.«

»Sie gehen mit mir«, erwiderte er bestimmt. »Ich will wenigstens die Genugtuung haben, Sie einen Abend lang vor schlechter Gesellschaft bewahrt zu haben.«

»Was soll das heißen, Bradley?« rief McGill zornig. »Was wollen Sie von mir? Ich habe nun allmählich genug von Ihren Andeutungen und dunklen Bemerkungen. Stehen Sie mir jetzt Rede und Antwort!«

Bradley winkte einen seiner Leute heran.

»Begleiten Sie Miss Perryman zu meinem Wagen!«

Einen Augenblick sah sie ihn trotzig an, dann drehte sie sich um und folgte dem Detektiv die Treppe hinunter. Nachdem sie gegangen war, wandte sich Bradley an McGill.

»Ich will Ihnen sagen, was ich gegen Sie habe. Im ganzen Land ist in letzter Zeit ein starkes Anwachsen von Gewaltverbrechen wahrzunehmen. Vorige Woche wurde in der Oxley Road ein Polizist erschossen, und als jene Bande bei den Juwelieren Isligton einbrach und auf frischer Tat überrascht wurde, haben die Leute durch eine regelrechte Schießerei ihren Rückzug gedeckt. Das ist ungewöhnlich. Sie wissen doch, daß der englische Verbrecher keine Schußwaffe bei sich trägt. Eine neue Generation von Revolverhelden ist im Land aufgetaucht – und deshalb bin ich empört über Sie.«

»Wollen Sie damit sagen, daß ich Schießstände eingerichtet habe, wo ich den Verbrechern das Knallen beibringe?«

Bradley nickte langsam.

»Ja, das meine ich. Sie benützen die schlimmste Methode, um die Leute zu solchen teuflischen Taten zu treiben. Jeder, der die Geschichte der amerikanischen Verbrecherbanden kennt, weiß, was jetzt in England vorgeht. Sie haben einen neuen Weg gefunden, den Verbrechern Rauschgifte zu liefern! Aber wenn ich Sie fasse, dann werde ich Sie auch ganz zur Strecke bringen. Zwanzig Jahre werden nach Ihrer Verurteilung vergehen, bevor Sie wieder aus Dartmoor herauskommen.« Er trat näher an McGill heran. »Und ich werde Ihnen noch etwas anderes sagen. Ich weiß nicht, was Sie mit Miss Perryman im Sinn haben, aber denken Sie daran, daß ich sie bewachen werde wie eine Katze die Maus. Und wenn Sie etwas Böses im Schilde führen, dann werde ich schon Mittel und Wege finden, Sie einzusperren – auch ohne Beweise.«

Kapitel 4

Während der Fahrt zur Stadt stellte Bradley seine Fragen klug und geschickt, und Ann Perryman wußte wohl kaum, daß sie einem Kreuzverhör unterworfen war.

Am nächsten Morgen hatte sie in ihrem Wohnzimmer im Hotel eine Unterredung mit Bradley; er hatte sich vorher telefonisch mit ihr in Verbindung gesetzt. Als er dann bei ihr erschien, war sie gesammelt und ruhig. Sie sah ihn unverwandt an, während er sprach, und in dem Blick ihrer Augen las er Haß gegen sich und seinen Beruf.

»Wir haben noch keine Spur von Li Yoseph gefunden, aber ich hoffe, daß wir ihn noch entdecken werden, wenn er nicht beiseite geschafft worden ist. Er besaß ein kleines Motorboot, das unten an seinem Haus befestigt war. Dieses Boot wurde von der Strompolizei leer auf der Themse gefunden.«

Sie betrachtete ihn mit kalten Blicken. Unter gewöhnlichen Umständen hätte sie ihn wohl für einen hübschen jungen Mann gehalten; er hatte intelligente Züge und große, ausdrucksvolle Augen. Es war seine Angewohnheit, die Menschen häufig durch halbgeschlossene Augenlider zu beobachten. Er lachte häufig; aber seine Lippen zuckten schmerzlich, als er von den armen Leuten sprach, die in Li Yosephs Nachbarschaft wohnten. Er sah gepflegt aus, hatte die Gestalt eines Athleten und schöne, wohlgeformte Hände, die er auf die Tischplatte legte – sie hatte ihm keinen Platz angeboten. Ihr Haß gegen ihn wuchs mehr und mehr, als sie seine anziehenden Eigenschaften erkannte.

»Es ist überflüssig, Theorien aufzustellen, Mr. Bradley«, sagte sie ruhig. »Li Yoseph wurde wahrscheinlich von Polizeibeamten getötet – genau wie der arme Ronnie!«

Ihre Behauptung war so lächerlich und aus der Luft gegriffen, daß Bradley, der Mutterwitz besaß und gewöhnlich sehr schlagfertig war, keine Antwort fand.

»Er wurde einfach mit einem Polizeiknüppel niedergeschlagen, weil er Ihnen nicht sagen wollte, was Sie gerne gewußt hätten. Warum sollte denn Li Yoseph entkommen? Er war ein Zeuge, der den Mord an Ronnie gesehen hatte.«

Bradley sah sie scharf an.

»Sie haben sich aufhetzen lassen. Wissen Sie eigentlich, welche Tätigkeit Ihr Bruder hatte, warum er so eng mit Li Yoseph befreundet war?«

Sie antwortete ihm nicht.

»Ich möchte Ihnen so gerne helfen.«

Er lehnte sich über den Tisch; seine Stimme klang sanft und eindringlich.

»Soviel ich weiß, sind Sie Lehrerin an einer Pariser Schule, und ich hoffe, daß Sie versuchen werden, all diese schrecklichen Ereignisse zu vergessen, wenn Sie dorthin zurückkehren. Ich habe Ihren Bruder gern gehabt, in gewissem Sinn war er sogar mein Freund. Ich war wohl einer der letzten, mit denen er vor seinem Tod sprach.«

Er sah, wie sie die Lippen unwillig zusammenzog, und schüttelte den Kopf.

»Das Unglück muß Sie so schwer getroffen haben, daß Sie im Augenblick nicht klar denken können. Warum sollte die Polizei ihm denn etwas getan haben? Und warum sollte denn gerade ich sein Mörder sein? Ich hätte mir die größte Mühe gegeben, wenn ich ihm hätte helfen können. Ich kenne seine ganze Vergangenheit, und ich weiß auch, wie wankelmütig er war ...«

»Ich glaube, wir können diese Unterredung beenden. Ob ich nach Paris zurückgehe oder nicht, ist meine eigene Angelegenheit. Ich weiß, daß Sie ihn haßten – und ich glaube, daß Sie ihn getötet haben. Alle Nachbarn Li Yosephs sind davon überzeugt, daß Ronnie von Polizeibeamten getötet wurde. Ich will nicht behaupten, daß man ihn mit Vorsatz ermordete, aber er starb von Ihrer Hand.«

Er machte eine verzweifelte Handbewegung.

»Darf ich später einmal mit Ihnen sprechen, wenn Sie die erste Aufregung überwunden haben?«

»Ich will Sie nie wieder sehen«, brauste sie auf. »Ich hasse Sie und Menschen Ihres Schlages! Sie

sind so freundlich und können so aalglatt reden, und dabei sind Sie doch so heimtückisch und gemein. Alle Polizeibeamten sind Lügner, die ihre Schlechtigkeit durch Meineide beschönigen und ihre Fehler durch die Verfolgung unschuldiger Zeugen verbergen. Sie haben sich einen abscheulichen Beruf ausgesucht.«

Er wollte noch etwas erwidern, hielt es aber für besser zu schweigen, nahm mit einem leichten Lächeln seinen Hut auf und verließ den Raum.

Später bereute Ann ihre Heftigkeit, aber gleich darauf verachtete sie sich wieder selbst wegen dieser Schwäche. Dieser Mann hatte ihren Bruder ermordet ...

Und in dieser Überzeugung stand sie nicht allein. Die Leute in der Gegend von Lady's Stairs hatten ihre eigenen Ansichten, die durch das bestärkt wurden, was sie mit ihren Augen sahen. Sie wußten, daß Ronnie Li Yoseph öfters besuchte. Auch hatten sie gesehen, daß die Beamten um ein Uhr nachts in Li Yosephs Haus eindrangen. Ein Mann hatte sogar gehört, daß Bradley, der Führer der Fliegenden Kolonne, sagte: »Ich will die Wahrheit aus diesem Jungen herausbekommen, und wenn ich ihm den Schädel einschlagen müßte!«

Niemand glaubte daran, daß der alte Li Ronnie ermordet hatte, dieser Gedanke war nicht einmal den Polizeibeamten gekommen. Sie sagten nur, daß Li verschwunden war. Es stellte sich heraus, daß in jener Nacht ein großer holländischer Dampfer während der Flut die Themse hinuntergefahren war, und man nahm an, daß Li auf diesem Schiff Zuflucht gesucht hatte.

Li Yosephs Haus wurde abgesperrt; die Schlüssel deponierte man bei einem Hausagenten. Der alte Mann hatte seiner Bank ein für allemal den Auftrag gegeben, seine Hausmiete zu zahlen; er blieb deshalb theoretisch Inhaber der Wohnung, obwohl die Räume leerstanden.

Eine Stunde nach Bradleys Besuch kam Mark McGill zu Ann. Er war sehr frei und offen, obgleich er nicht wußte, was Bradley ihr gesagt und welche Geheimnisse er ihr anvertraut hatte. Im Augenblick sah er nur, daß Miss Ann überraschend schön war und vielleicht das brauchbarste Mitglied seiner Organisation werden würde.

»Ich will nichts vor Ihnen beschönigen oder verbergen, Miss Perryman. Ich sagte Ihnen schon, daß ich seit Jahren vom Schmuggel lebe – und Ronnie war mein bester Kamerad. Tiser kann ich nur bis zu einem gewissen Grad trauen, denn er trinkt und ist unzuverlässig. Ich selbst will mich nicht als Heiligen ausgeben, aber Sie wissen ja, wie die Gesetze gemacht sind. Wenn sich jemand gegen das Eigentum der besitzenden Klasse vergeht, wird er schrecklich bestraft, wenn aber ein Schuft seine Frau halbtot prügelt, bekommt er höchstens drei Monate dafür. Nimmt er dagegen ein paar Schillinge aus einer Ladenkasse, oder stiehlt er einem schwerreichen Mann ein paar hundert Pfund, dann kann er froh sein, wenn er mit einem Jahr Gefängnis davonkommt.«

Ann sah all diese Dinge plötzlich in einem neuen Licht; sie erschienen ihr nicht mehr so verdammenswert, im Gegenteil, es lag eine gewisse Romantik darin. Mark beobachtete sie, während er sprach, und sah, daß ihre Augen aufleuchteten. Seine Worte hatten Eindruck auf sie gemacht.

Auf vielen Waren lastet hoher Zoll – z. B. auf Sacharin, für das pro Unze dreieinhalb Schilling gezahlt wurden. Mark und Ronnie hatten mehr als zehntausend Unzen wöchentlich geschmuggelt. Bei dieser Menge blieben ihnen fast tausend Pfund Verdienst. Sie schmuggelten aber auch noch andere Waren und betrieben einige Nebengeschäfte. Ronnie hatte ihr früher davon erzählt, und jetzt war sie mit dieser Art »Verbrechen« ausgesöhnt. Ihrer Meinung nach war das keine entehrende Gesetzesübertretung. Mit Ausnahme der Regierung wurde niemand geschädigt; die armen Leute dagegen hatten Vorteile davon, denn sie konnten billig kaufen.

»Natürlich will ich nicht, daß der Tod des armen Ronnie Ihre Entscheidung irgendwie beeinflußt. Wenn Sie Ihre Absicht geändert haben und nicht zu uns kommen wollen ...«

Aber sie unterbrach ihn und schüttelte heftig den Kopf. Mark las in ihren Augen feste Entschlossenheit, als sie ihm mitteilte, daß Bradley sie einfach nach Paris hatte zurückschicken wollen.

»Ich habe meine Absicht in keiner Weise geändert«, sagte sie.

An diesem Tag wurde Ann in McGills Organisation aufgenommen.

Merkwürdigerweise dachte sie nicht mehr an Li Yoseph und sein geheimnisvolles Verschwinden. Um so mehr beschäftigte sich aber Bradley mit diesem Fall, und tagelang durchforschten Polizeibeamte in Booten die sumpfigen Gewässer der Bucht. Mit langen Bootshaken stießen sie durch den Schlamm und suchten nach Li Yoseph, der früher hier so friedlich am Fenster gesessen oder Geige gespielt hatte.

*

Es war nicht ganz ein Jahr später, am Abend eines Vorfrühlingstages ...

Von weither drang das Geräusch eines Flugzeugs zu Ann Perryman. Sie klappte ihr Buch zu und erhob sich von dem Trittbrett des kleinen, eleganten Autos, auf dem sie gesessen hatte. Schnell warf sie einen Blick auf ihre Armbanduhr – es war sieben Uhr fünfundvierzig. Der Pilot war pünktlich, fast auf die Sekunde.

Sie öffnete den Wagenschlag, nahm ein Fernglas heraus, trat aus dem Gebüsch, das ihren Wagen vor Sicht schützte, und suchte den Himmel ab. Gleich darauf entdeckte sie die niedergehende Maschine, der Motor war schon abgestellt, er war nicht mehr zu hören.

Schnell ging sie zu dem Auto zurück, griff ins Innere und setzte einen Hebel am Schaltbrett in Bewegung. Das schwarze Dach des Wagens bestand aus schmalen Streifen, und als sie nun an dem Handgriff zog, drehten sich die einzelnen Teile wie bei einer Fensterjalousie. Die Unterseite war mit Spiegelglas belegt, das in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne aufleuchtete. Dreimal bewegte sie den Griff, und dreimal öffnete und schloß sich das Dach des Autos. Dann öffnete sie es noch einmal, ließ die Spiegelfläche nach oben stehen und lief wieder ins Freie, um die Bewegungen des Flugzeuges zu beobachten.

Der Pilot hatte ihr Zeichen gesehen. Seine Signallampe blinkte mehrere Male auf, und er kam direkt auf ihren Halteplatz zu. Aus nächster Entfernung hörte sie, daß er den Motor wieder angestellt hatte.

Er war kaum zwanzig Meter vom Boden entfernt, als er ein Paket abwarf. Der kleine, seidene Fallschirm öffnete sich und bremste den Fall. Trotzdem schlug das Holzkistchen ziemlich schwer auf dem Boden auf. Kaum hatte sie gesehen, wo die Ladung abgeworfen war, als das Flugzeug wieder steil anstieg.

Ann wartete nicht, bis es außer Sicht war, sondern eilte zu dem Paket, hob es auf, brachte es zu dem Wagen und legte es mit dem zusammengefalteten Fallschirm in einen Hohlraum unter ihrem Sitz. Die Kiste war nicht schwer. McGill ließ nicht zu, daß sie die schweren Ladungen abholte; er überließ ihr nur die leichten Pakete, die ungehindert von der See her durch Flugzeuge ins Land gebracht wurden.

Nach einer ermüdenden Fahrt auf holprigem Grund erreichte Ann endlich die Hauptstraße. Erleichtert nahm sie die Richtung nach Norden und fuhr im schärfsten Tempo nach London. Ann Perryman fuhr leidenschaftlich gern mit höchster Geschwindigkeit. Es war ihr größtes Vergnügen, am Steuer zu sitzen und mit Genugtuung festzustellen, daß der Geschwindigkeitsmesser immer höher kletterte.

Als sie nach Kingston Hill kam, verlangsamte sie das Tempo. Ein Polizist rief ihr etwas zu, und sie drehte ihre Scheinwerfer an, obgleich es noch nicht sehr dunkel war. Der Mann hatte eigentlich kein Recht dazu, diese Anordnung zu geben, und handelte etwas eigenmächtig im Bewußtsein seiner Autorität.

Noch vor einem Jahr würde sie über eine derartige Aufforderung gelacht haben und ihr nicht nachgekommen sein. Im Gegenteil, damals machte es ihr das größte Vergnügen, den Anordnungen dieser unbedeutenden Beamten zu trotzen. Aber Mark hatte darauf bestanden, daß sie sich in all diesen kleinen Dingen den Vertretern des Gesetzes gefügig unterwarf. Sie haßte alle Polizisten. Der Anblick eines weißen Arms mit einem Handschuh, der ihr an einer Straßenkreuzung Halt gebot, trieb ihr das Blut in die Wangen.

Wieder verlangsamte sie die Fahrt, als die Lichter von Hammersmith Broadway in Sicht kamen. Hier traf sie auf einen lebhaften Wagenverkehr und suchte ihren Weg mühsam zwischen einem schweren Lastwagen und einem Autobus. Schließlich mußte sie neben dem Gehsteig anhalten. Als sie

nach rechts schaute, sah sie einen Herrn in der Nähe stehen und schrak zurück. Aber die hellen Lampen eines Kolonialwarenladens beleuchteten grell ihr Gesicht, und es war unmöglich, der Beobachtung dieses Mannes zu entgehen.

Seine Haltung war charakteristisch. Die Hände hatte er tief in die Hosentaschen gesteckt, Schultern und Kopf waren vornübergeneigt. Obwohl das scharfgeschnittene, braune Gesicht im Schatten war, konnte man doch aus der Haltung erraten, daß seine Gedanken weit von Hammersmith Broadway entfernt weilten. Zuerst gab er nicht zu erkennen, daß er sie gesehen hatte. Sie wandte rasch den Kopf und schaute krampfhaft nach dem Lastwagen, der auf der anderen Seite hielt. Aber sie sah doch, wie er auf sie zukam. Gleich darauf stützte er die Ellbogen auf den unteren Rand ihres offenen Fensters.

»Haben Sie eine Spazierfahrt gemacht, Miss Perryman?« Sie haßte ihn, sie haßte seine gedehnte Sprache, sein ganzes Wesen, seinen Beruf. Mark sprach immer von Zweckmäßigkeit, aber die Bekanntschaft mit diesem Mann hatte sie nach ihrem eigenen Willen gepflegt. Überlegt und kaltblütig hatte sie damals eine zweite und dritte Begegnung mit ihm herbeigeführt und hatte ihn später noch viele Male getroffen. Noch empfand sie heftigen Schmerz über den Tod ihres Bruders, aber sie spielte ihre Rolle gut. Mit vielen Worten hatte sie sich wegen der Beleidigung bei ihm entschuldigt, die sie ihm damals zugefügt hatte. Er konnte nicht ahnen, welchen Haß sie gegen ihn im Herzen trug.

»Ach, Mr. Bradley! Ich hatte Sie gar nicht gesehen.«

»Die Leute pflegen mich auch selten zu sehen, wenn sie nach der entgegengesetzten Richtung schauen«, sagte er.

Sie glaubte, daß seine Blicke das Innere des Wagens absuchten.

»Sind Sie ganz allein? Das ist großartig. Wenn ich von mir sprechen darf, so liebe ich es auch, mich nur mit mir selbst zu unterhalten. Vielleicht fühlen Sie ähnlich.«

Er sah, daß der Verkehrspolizist den Weg freigab.

»Fahren Sie zufällig in die Nähe der Marble Arch? – Wissen Sie, ich spare immer das Geld für den Autobus, deshalb hält man mich für einen Schotten.«

Sie zögerte. Es war unerträglich, ihn neben sich zu wissen, aber Mark hatte gesagt ...

»Bitte steigen Sie ein. Ich fahre dort vorbei.«

Er stieg rasch in den Wagen und setzte sich neben sie.

»Sicher trägt das zu meinem guten Ruf bei«, sagte er scherzend. »Wenn meine Vorgesetzten sehen könnten, daß ich in so guter Gesellschaft fahre, würde ich nächste Woche befördert werden.«

Sie konnte seine sarkastische Art kaum ertragen; sie haßte ihn um so mehr, als sie überzeugt war, daß er sich innerlich über sie lustig machte. Gewiß kannte er die Rolle, die sie in Mark McGills Organisation spielte. Und doch schien er eher belustigt als empört darüber zu sein. Das väterliche Wohlwollen in seinem Ton war unausstehlich.

Sie preßte die Lippen zusammen, als ihr Wagen jetzt schneller zwischen einem Gewirr von Lastwagen, Straßenbahnen und anderen Fuhrwerken nach Sheperds Bush fuhr.

»Geht es Mr. McGill gut?« fragte er höflich, fast achtungsvoll.

»Ich weiß sehr wenig von Mr. McGill«, sagte sie ablehnend. »Ich sehe ihn nur gelegentlich.«

»Natürlich«, sagte er halblaut. »Wenn man in demselben Haus wohnt, sieht man ja nicht viel voneinander. Wie geht es denn mit dem Heim, das er unterhält? Den Mann muß man wirklich einen Wohltäter der Menschheit nennen. Wenn ich nicht zufällig Detektiv wäre, so möchte ich am liebsten ein reicher Bankier sein und Geld wegschenken.«

Sie ermunterte ihn nicht, das Gespräch fortzusetzen, aber Bradley kümmerte sich nicht darum.

»Möchten Sie nicht heute abend ins Theater gehen, Miss Perryman?«

»Nein.«

»Oder wollen Sie gern einmal auswärts speisen?«

Mark hatte ihr gesagt, daß er sie diesen Abend vielleicht brauchen werde.

»Sie wollen mich wohl zum Essen einladen?« fragte sie ironisch.

»In gewissem Sinne, ja.«

Zum zweiten Male beobachtete sie, daß er nach rückwärts in das Innere des Wagens schaute. Er war schweigsam, bis sie in der Nähe des Marble Arch hielt.

»Ich danke Ihnen vielmals für die Fahrt, Miss Perryman«, sagte er, als er ausgestiegen war. Er wollte noch ein wenig neben dem Wagen stehenbleiben und mit ihr sprechen, aber bevor er zu Wort kam, war sie schon davongefahren.

Mark beschäftigte einen Mechaniker, der zu gleicher Zeit auch Fahrer war, um das Auto zu betreuen. Der Mann hinkte und wohnte über der Garage. Als Ann die Hinterstraße entlangfuhr, stand er schon vor der Tür und wartete auf sie.

»Guten Abend, Miss – Sie kommen heute etwas spät.«

Sie lächelte über seine Besorgnis. Mark McGill suchte seine Angestellten an sonderbaren Stellen. Diesen Fahrer hatte er aus seinem Heim für Obdachlose geholt.

»Es ist schon gut, Manford – ich hatte einen Passagier, mit dem ich nicht so schnell fahren konnte.«

In diesem Augenblick fuhr ein Taxi vorbei und bog nach Cavendish Square ein. Als sie jetzt selbst auf den Platz hinaustrat, sah sie, daß der Wagen hielt. Der Passagier war ausgestiegen und stand auf dem Gehsteig. Als sie vorüberging, schaute sie ihn flüchtig von der Seite an.

Hatte sie ihn schon einmal gesehen? Er kam ihr irgendwie bekannt vor. Er stand reglos und schweigsam da. Als sie die Treppe zu ihrer Wohnung emporstieg und zurückblickte, stand er noch an derselben Stelle, und sie bildete sich ein, daß er sie beobachtete.

Sie wußte, daß Mark zu Hause war. Im Vorraum brannten zwei Lampen, die man von der Straße aus durch das Fenster über der Tür sehen konnte.

Ann schloß auf und trat in das Wohnzimmer ein. Mark saß am Kamin, in dem ein kleines Feuer brannte, und las die Abendzeitung.

Sie hatte Mark vielfach auf die Probe gestellt, und er hatte sie nicht enttäuscht. Seine Zuneigung war von brüderlich-kameradschaftlicher Art.

»Zurück? Das Geschäft hat also geklappt! Fein, daß Sie den Flieger getroffen haben. Er ist ein tüchtiger Kerl. Früher war er einer der besten Flieger in der französischen Armee.«

Ann hatte ihre Kappe abgenommen und ordnete ihr Haar.

»Ich hatte einen Passagier von Hammersmith bis nach Marble Arch ... Raten Sie mal, wen – dreimal dürfen Sie raten.«

Er schüttelte den Kopf, langte nach dem Silberkasten, der auf dem Tisch stand, und nahm sich eine Zigarre.

»Ich bin zu müde, um zu raten, außerdem kenne ich Ihre Freundinnen zu wenig.«

»Versuchen Sie es doch!«

McGill seufzte und setzte sich bequem in seinem Sessel zurecht.

»Rätselraten liegt mir nicht besonders – aber sicher ist es irgendeine interessante Persönlichkeit gewesen, dessen bin ich sicher.«

»Es war Polizeiinspektor Bradley.«

Nun war er doch etwas betroffen.

»Bradley? Was wollte er denn von Ihnen? Hat er Sie angehalten? Wollte er den Wagen durchsuchen? Wo war denn die Ware?«

»Er bat mich, ihn nach der Stadt mitzunehmen. Ich konnte ihn nicht gut abweisen. Er hat sich auch nach Ihnen erkundigt.«

Mark kniff die Augen zusammen.

»Ein komischer Kerl!« sagte er dann lächelnd, aber er fühlte sich unbehaglich.

Sie trat wieder vor den Spiegel und ordnete ihr Haar aufs neue mit einem kleinen, goldenen Kamm.

Er konnte ihr hübsches, ovales Gesicht sehen, ihre roten Lippen, die großen, grauen Augen und das rötlichgolden schimmernde Haar.

»Jedesmal, wenn ich mich im Spiegel betrachte, denke ich, daß meine Haare zu auffallend sind und mich verraten könnten. Es ist wohl das beste, wenn ich sie schwarz färben lasse.«

Mark antwortete nicht, und sie schwiegen beide kurze Zeit. Als sie wieder sprach, betrachtete er stirnrunzelnd das Teppichmuster.

»Manchmal brauche ich viel Unterstützung, um einen Entschluß zu fassen. Ich hatte eigentlich heute Bradley gegenüber nicht mehr das alte Gefühl, als er neben mir saß. Er hätte mir doch eigentlich unerträglich sein müssen, und doch war es nicht so. Es ist nicht leicht, alten Haß neu aufzustacheln. Ich sagte mir immer wieder: Neben dir sitzt der Mann, der Ronnie umgebracht hat – aber war er es denn wirklich? Vielleicht war es einer von den anderen Leuten, vielleicht dieser gräßliche Simmonds.«

»Bradley hat ihn wirklich auf dem Gewissen.« Mark starrte immer noch auf den Teppich. »Auch an dem Tod des alten Li wird er schuldig sein.«

Langsam erhob er sich und ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab. Ein unmutiger Ausdruck lag auf seinem Gesicht.

»Ich spreche nicht gern über Ronnie, aber Sie haben im vergangenen Monat nun schon zweimal davon angefangen. Wie sich die Sache genau zugetragen hat, weiß niemand.«

Er blieb vor dem Schreibtisch stehen, schloß eine Schublade auf, nahm einen Umschlag heraus und schüttelte den Inhalt auf die Schreibunterlage. Dann suchte er in den Papieren umher, zog schließlich einen Zeitungsabschnitt hervor und ging zum Kamin, weil dort die Beleuchtung besser war.

»Ich habe Ihnen das noch nicht gezeigt – es ist ein Ausschnitt aus dem South Eastern Herald, der einen Bericht über die Vorgänge gibt.«

Er las ihr vor:

»›In den frühen Morgenstunden des vergangenen Mittwoch hat die Fliegende Kolonne unter Führung von Inspektor Bradley Lady's Stairs einen Besuch abgestattet. Das alte, baufällige Haus wird von Elijah Yoseph, einem holländischen oder russischen Mann, bewohnt. Man nimmt an, daß das Vorgehen der Polizei auf eine Anzeige der Zollbehörde zurückzuführen ist. Es sollen gewisse zweifelhafte Waren in das Land eingeschmuggelt und in der Wohnung Li Yosephs versteckt worden sein. Als die Polizei in Lady's Stairs ankam, fand sie das Haus leer, aber das Wohnzimmer war vollständig in Unordnung, und die Beamten hatten den Eindruck, daß hier ein Kampf stattgefunden hatte. Auf dem Brett vor dem Fenster, das nach dem Wasser führt, fanden sich Blutflecken, ebenso auf dem Fußboden, ungefähr einen Meter von dem offenen Fenster entfernt. Die Polizei suchte die Ufer der Bucht ab, und man fand die Leiche eines Mannes, den man später als Ronald Perryman, 904 Brook Street, identifizieren konnte. Die Untersuchung ergab, daß er mit einem stumpfen Gegenstand niedergeschlagen worden war. In Scotland Yard hat man verschiedene Anhaltspunkte, die zu einer Verhaftung führen können. Inhaber von benachbarten Garagen, die in der fraglichen Nacht den Wagen eines Fremden einstellten, werden gebeten, sich umgehend mit Scotland Yard in Verbindung zu setzen. Es ist ein Wagen gesehen worden, der nach dem Mord aus der Meadow Lane abfuhr.‹

Dieser Zeitungsausschnitt gibt natürlich den Polizeibericht wieder«, sagte Mark und faltete das Papier zusammen. »Der meinige lautet etwas anders. Li Yosephs Wohnung war tatsächlich eine Schmuggelhöhle. Wir haben mehrere Male größere Geschäfte mit ihm gemacht, und Ronnie war gewöhnlich der Verbindungsmann zwischen ihm und mir. Der alte Mann hatte Ihren Bruder recht gern. An dem fraglichen Abend hatte ich Ronnie zu einem Dampfer geschickt, um wegen einer größeren Menge Tabak zu verhandeln. Es steht nun fest, daß die Polizei davon erfahren haben muß und ihm auf dem Fluß auflauerte.«

»Was ist denn aber aus Li Yoseph geworden?« fragte sie.

»Das mag der Himmel wissen. Wahrscheinlich hat er Angst bekommen und ist außer Landes gegangen. Er hatte Abmachungen mit fast allen Kapitänen der holländischen und deutschen Schiffe, die die Themse hinunterfahren. Und mit seinem kleinen Boot war es ihm leicht, zum Dampfer zu kommen. Ja, die Polizei hat Ronnie auf dem Fluß überrascht – dabei kam es zu einem Handgemenge, und jemand hat ihn mit dem Knüppel niedergeschlagen. Der Schlag muß sehr unglücklich gewesen sein, und um die Sache zu vertuschen, haben sie eben diese Geschichte erfunden. Da wird von einem Fremden geredet, der mit seinem Auto dorthin kam. Wir haben uns aber genau erkundigt, es ist niemand dort gesehen worden. Die ganze Geschichte ist nicht wahr.«

»Haben Sie versucht, Li Yoseph wieder aufzufinden?«

Mark zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

»Ja, ich habe einen Mann nach Litauen und nach Holland geschickt, um Nachforschungen anzustellen – Li Yoseph ist tot. Er ist in Utrecht gestorben. Außer Ihnen und mir weiß es niemand.«

Er sah einen seltsamen Ausdruck in ihren Augen und glaubte einen Augenblick lang, daß sie ihm nicht mehr traute. Ob sie von den wahren Vorgängen in Lady's Stairs erfahren hatte?

»Wie sah eigentlich Li Yoseph aus? Können Sie mir einmal seine Kleidung beschreiben?«

»Aber Sie haben ihn doch selbst gesehen – erinnern Sie sich nicht mehr an ihn? Er war etwa sechzig Jahre alt, groß, ging etwas gebückt und trug einen grauen Backenbart. Sommer und Winter war seine Kleidung stets die gleiche – ein langer, schwarzer Kaftan, der bis zum Hals zugeknöpft war, und eine russische Pelzkappe aus Astrachan. Aber was haben Sie denn?«

Sie starrte ihn mit weit geöffneten Augen an.

»Ich habe ihn gesehen – vor einer Viertelstunde –, er stand unten vor dem Haus.«

Marks Gesicht sah plötzlich grau aus.

Kapitel 5

Mark McGill war wie gelähmt. Er konnte sich weder rühren, noch konnte er sprechen. Aber schließlich löste sich die Starre.

»Was, Sie haben ihn gesehen – Li Yoseph?« fragte er mit heiserer Stimme. »Sie wollen doch nicht sagen, daß der alte Mann hier am Cavendish Square war? Sie leiden an Wahnvorstellungen!«

Er schüttelte sich, als ob er eine Last abwerfen wollte, die sie ihm plötzlich auf die Schultern gelegt hatte.

»Wo war er denn – reden Sie doch!«

Sie erzählte, wie sie den Mann auf dem Gehsteig neben dem wartenden Auto gesehen hatte. Mark stürzte zur Balkontür, riß die Vorhänge zurück und trat hinaus.

»Wo war er denn?«

Sie folgte ihm und zeigte ihm die Stelle, wo sie den Alten gesehen hatte.

»Dort – an jener Ecke stand er.«

Aber weder das Auto noch der Fremde waren zu sehen.

»Ach, das ist alles Unsinn! Großer Gott, was haben Sie mir für einen Schrecken eingejagt! Aber ich verstehe jetzt, warum Sie sich geirrt haben. Dort im Eckhaus wohnt ein russischer Adliger, der bekommt häufig Besuch, Russen und solche Leute...«

Als Mark seine Hand hob, zitterte sie. Ann hatte ihn noch nie in einer solchen Verfassung gesehen und wunderte sich über seine Erregung.

»Der alte Mann ist tot – ich weiß bestimmt, daß er gestorben ist was, zum Teufel –?«

Er fuhr stöhnend herum wie ein geängstigtes Tier, als Mr. Tiser ins Zimmer trat, der wie gewöhnlich schwarz gekleidet war. Mr. Tiser schien in der glücklichsten Stimmung der Welt zu sein. Er freute sich, daß er am Leben war, und er freute sich, daß er seinen Mitmenschen helfen konnte, indem er ihnen Unterkunft in der Herberge gab. Am glücklichsten war er, wenn er irgendeinen hervorragenden Besucher im Obdachlosenheim willkommen heißen konnte.

»Um Gottes willen, meine Lieben, ich habe Sie doch nicht etwa erschreckt? Ich muß tatsächlich in Zukunft anklopfen. Komme ich ungelegen? Aber, lieber Freund, du siehst wirklich nicht wohl aus«, wandte er sich dann an Mark. »Finden Sie das nicht auch, Miss Ann? Ich bin entsetzt. Vielleicht fällt mir das um so mehr auf, weil ich stets in einer Atmosphäre von robuster Gesundheit lebe. Wenn man zum Beispiel an den alten Sedeman denkt, diesen Seebären ein böser Kerl, aber gesund wie ein Fisch! Ha, ha! Ha, ha!«

Er trank einen Whisky, und der Ausdruck seiner wässerigen, blauen Augen zeugte davon, wie vorzüglich es ihm schmeckte.

»Im Heim geht alles gut –«

»Ann glaubt, daß sie heute abend Li Yoseph gesehen hat.«

Mr. Tisers Gesicht zuckte plötzlich nervös.

»Um Gottes willen! Reden Sie doch nicht solches Zeug, Miss Ann!« sagte er mit schriller Stimme.

»Li Yoseph ... was ist denn das für ein Gesprächsthema? Man soll die Toten ruhen lassen. Li Joseph!«

Er zitterte, als er das Glas auf den Tisch stellte. Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und seine Lustigkeit war plötzlich verschwunden. Die Nachricht hatte ihn vollständig außer Fassung gebracht.

»Li Yoseph ... erinnerst du dich noch, Mark? All diese Kobolde und Gespenster, die bei ihm herumspukten! Ich habe schon damals immer eine Gänsehaut bekommen! Und jetzt spukt er selbst herum – das ist wirklich sehr erfreulich!«

»Soweit wir wissen, ist Li Yoseph tot.« Mark zwang sich äußerlich zur Ruhe.

Tiser starrte ihn an. Seine Mundwinkel zuckten.

»Du wettest, daß er hin ist! Das ist für alle das beste. Kannst du dich noch darauf besinnen, Mark, wie er immer alle möglichen Dinge sah und immerzu mit Geistern sprach? Das ging mir fürchterlich auf die Nerven.« Er schaute ins Leere, als ob er selbst irgendwelche Gestalten sähe. In seiner Furcht vergaß er seine Umgebung vollständig und sprach seine Gedanken laut aus.

»Es war schrecklich ... verdammt! Ich möchte das nicht noch einmal erleben. Mark, kannst du ihn noch sehen, wie er dort stand und uns angrinste und sagte – er – er – würde wiederkommen?«

Im Nu war Mark an seiner Seite, packte ihn am Arm und schüttelte ihn heftig.

»Komm zu dir«, sagte er barsch. »Und halt den Mund! Kannst du denn nicht sehen, daß du Ann beunruhigst?«

»Das tut mir furchtbar leid«, murmelte Tiser hilflos. »Habe mich wirklich schrecklich gehenlassen – noch dazu in Gegenwart einer Dame.«

Mark gab Ann ein Zeichen mit den Augen, aber das war nicht mehr nötig. Sie nahm Hut und Handtasche auf und verließ schnell das Zimmer. Auf dem Gang hörte sie noch Tisers schrille Stimme.

»Li Yoseph – Li Yoseph ... aber es gibt doch keinen Menschen, der unsterblich ist. Mark, du weißt doch bestimmt, daß er tot ist...! Zehn Schritte, alter Junge, was...?«

Ann war froh, als sie die Tür hinter sich schließen konnte und nichts mehr von diesem Winseln hören mußte.

Sie ging über den Treppenabsatz und öffnete die Tür zu ihrer eigenen Wohnung. Ihr Mädchen hatte den Tisch gedeckt und ein kaltes Essen serviert. Sie fühlte sich kaum hungrig, nahm deshalb erst ein Bad und kleidete sich um.

Ronnies Tod lag nun schon über ein Jahr zurück. Ann versuchte, wieder etwas von ihrem alten, blinden, unvernünftigen Haß gegen diesen äußerlich so freundlichen Polizeibeamten in sich zu entfachen. Sie wollte ihn wieder so bitter verachten wie einst. Die düsteren Rachepläne sollten wieder in ihr lebendig werden, um derentwillen sie mit Bradley in Verbindung geblieben war. Mark hatte sie in diesem Gedanken stets bestärkt. Sie hatte aus einer Zeitung ein Bild Bradleys ausgeschnitten und es neben das Bild ihres Bruders in einen Doppelrahmen gesteckt, damit ihre Rache nicht erlahmen sollte. Ronnie hatte ein schönes, klares Profil, und in seinen Augen lag das sorglose Lachen der Jugend; Bradley, sein Mörder, blickte finster drein, zynisch und hassenswert. Sie hatte sich vorgenommen, diesen Mann in sich verliebt zu machen. Auch zu diesem Vorhaben war sie von Mark ermutigt worden. Aber die Aufgabe war qualvoll, denn sie mußte immer mit der Erinnerung an ihren Bruder kämpfen. Aber allmählich hatte sie gelernt, sich so gut zu beherrschen, daß sie seinem Mörder gegenübersitzen und ihn anlächeln konnte, während sie die Asche ihrer Zigarette abstreifte.

Er mochte sie ganz gerne; das hatte sie am ersten Tag schon gefühlt, als sie die bittere Wahrheit über Ronnies Tod erfuhr. Aber er blieb sich stets gleich; er interessierte sich für sie und schien aufrichtig an ihrer Trauer teilzunehmen. Mark McGill hatte er heute zum erstenmal erwähnt, obgleich er oft mit ihr über Ronnie gesprochen hatte.

»Er kam leider in schlechte Gesellschaft«, hatte er einmal von ihrem Bruder gesagt. »Ich beobachtete, wie er tiefer und tiefer sank; und ich habe mein Bestes getan, um ihn zu retten. Wenn er mir nur ein einziges Mal gesagt hätte, wie weit er sich verstrickt hatte, so hätte ich ihm helfen können.«

Als sie sich ankleidete, setzte sie den Rahmen mit den beiden Fotografien direkt vor sich auf den Toilettentisch. Ihre Stirn lag in Falten, als sie ihre kurzgeschnittenen Haare zurückbürstete. War sie Bradley gegenüber wirklich so klug und schlau gewesen, wie sie sich vorgenommen hatte? Sie hatte nichts von ihm erfahren und war ihm nicht nähergekommen; ihr Verhältnis zu ihm blieb stets dasselbe, und er schenkte ihr sein Vertrauen nicht. Mark pflegte sie nach ihren Zusammenkünften mit Bradley zu fragen, was er gesagt hatte, aber sie konnte ihm niemals etwas Neues über seine Tätigkeit und über ihn selbst sagen.

Bradley stammte nicht aus einer vornehmen Familie, sein Vater war ein Schreiner gewesen und

hatte sich sehr für das Leben der Vögel interessiert; seine Mutter war die Tochter eines Arbeiters.

Von jeher hatte er mit einer wahren Leidenschaft gelernt. Während er nachts sein Revier abpatrouillierte, wiederholte er die unregelmäßigen französischen Verben, und in seiner freien Zeit las er allgemeinverständlich geschriebene Bücher über Gesetzeskunde und Rechtswissenschaft.

Ann hatte ihr Abendessen beendet und sich eine Tasse Kaffee gekocht, als Mark sie antelefonierte.

»Ich weiß nicht, was mit Tiser los ist – es sieht mir ganz wie ein Nervenzusammenbruch aus. Er muß sich bei seiner Tätigkeit im Heim überarbeitet haben. Die Gesellschaft dort hat wohl auch nicht den besten Einfluß auf ihn. Hoffentlich hat Sie der Auftritt vorhin nicht zu sehr beunruhigt.«

Als er hörte, daß sie lachte, fühlte er sich erleichtert. Li Yoseph erwähnte er mit keiner Silbe.

Mark hatte viele bewundernswürdige Charakterzüge. Wer außer ihm hätte einen Teil seiner, wenn auch gesetzeswidrigen, Einkünfte dazu verwandt, die weniger glücklichen Gesetzesübertreter moralisch zu bessern und zu heben? Wenn sie es sich ruhig überlegte, war eigentlich etwas Widerspruchsvolles, Groteskes an dieser Idee, und doch war die Herberge ein wohlüberlegter Plan. Mark hatte ein altes, baufälliges Gasthaus gekauft, dem die Polizei die Konzession entzogen hatte. Dann hatte er es renovieren lassen und mit großen Kosten neu eingerichtet, damit entlassene Verbrecher hier wohnen konnten. Hier erhielten die von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen für wenig Geld Essen und Unterkunft.

Mark bezeichnete das Heim als sein »Steckenpferd«, und obwohl er jährlich mehr als fünftausend Pfund für das Haus ausgab, reute ihn das Geld nicht.

»Kommen Sie doch mit Ihrem Kaffee zu mir herüber – ich möchte gern noch mit Ihnen sprechen«, schlug er vor, als sie ihm durchs Telefon sagte, daß sie nichts anderes vorhatte.

Er erwartete sie in der offenen Tür und nahm ihr höflich die Tasse ab.

»Dieser Tiser wird immer unmöglicher. Ein normaler Mensch wäre bei dieser Trunksucht längst unter der Erde. Ich werde mich nach einem anderen Verwalter umsehen müssen.«

»Er war mir immer unsympathisch.«

»Ich freue mich, daß Sie dieselbe Ansicht haben wie ich. Ich habe noch furchtbar mit ihm zu tun gehabt, nachdem Sie gegangen waren. Er leidet an einem neuen Verfolgungswahn – er faselt immer von der Fliegenden Kolonne. Jedes Auto, das er auf der Straße sieht, ist für ihn ein Polizeiwagen. Er will aus der Organisation ausscheiden, und ich möchte ihn auch tatsächlich gehen lassen.«

Ann ergriff die Gelegenheit, mit Mark über seine Organisation zu sprechen.

»Sie müssen doch unheimlich viele Agenten und Vertraute haben – ich habe nun schon viele sonderbare Leute kennengelernt, die gar nicht nach Sacharinhändlern aussahen! Aber ich habe mir noch niemals ernstliche Gedanken darüber gemacht, wie die geschmuggelte Ware eigentlich vertrieben wird. Ich hielt Mr. Tiser für einen ehrenhaften Mann, und solche Leute interessieren mich nicht.«

Er war etwas erstaunt über diese Bemerkung.

»Er ist ein guter Kerl«, sagte er hastig. »Aber selbst die Besten betrügen das Zollamt. Ich habe mir niemals große Gewissensbisse wegen des Schmuggels gemacht, und ich glaube, er auch nicht. Aber eben fällt mir ein, daß Sie heute nacht noch mit einem kleinen Paket nach Oxford fahren müssen. Ich werde Ihnen die Straßenkarte geben und die Stelle bezeichnen, wo die Leute auf Sie warten.«

»Haben Sie keine Angst vor der Fliegenden Kolonne?« neckte sie ihn.

»Ich baue auf Ihre Freundschaft mit Bradley. Er wird es niemals fertigbringen, Sie festzunehmen. Und sollte er es wirklich tun – nun gut, dann muß ich mich auf Sie verlassen, Ann. Sie würden viele Leute ins Gefängnis bringen, wenn Sie nicht schwiegen.«

»Wenn ich nicht schwiege! Mark, Sie scheinen auch an dem neuen Verfolgungswahn zu leiden!«

Lange Zeit sah sie nachdenklich in die rote Glut des Kamins.

»Ist es nicht merkwürdig, daß jedesmal, wenn der Name Li Yosephs erwähnt wird...«

»Der Spuk von Li Yoseph scheint uns tatsächlich alle behext zu haben«, sagte Mark und änderte

sofort das Thema. Aber es gelang ihm nicht auf Dauer. Nach einiger Zeit unterhielten sie sich doch wieder über den alten Mann und seine verfallene Wohnung in Lady's Stairs.

»Sind Sie wirklich sicher, daß Li Yoseph tot ist?«

Er holte tief Atem. Niemand wußte besser als er, daß Li Yoseph nicht mehr lebte.

Kapitel 6

Er wollte ihr gerade antworten, als das Telefon in seinem Schlafzimmer klingelte. Er hatte außer einem Haustelefon zwei Apparate in der Wohnung, die sich im Ton des Läutwerks unterschieden. Die Glocke im Schlafzimmer zeichnete sich durch einen tiefen Ton aus, und Mark war niemals erfreut, wenn er sie hörte.

Er hatte ein paar hervorragende Agenten, die ihn sehr gut mit Nachrichten versorgten, und diese riefen stets unter seiner zweiten Nummer an, die nicht im Telefonbuch stand.

Er verließ das Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

Ann schaute auf, als er zurückkam.

»Soll ich jetzt nach Oxford fahren – oder woandershin?«

»Ich weiß es noch nicht.« Seine Stimme klang gereizt.

»Ist irgend etwas nicht in Ordnung, Mark?«

»Ach, es ist nichts Besonderes – nur einer meiner Leute hat mir eben mitgeteilt, daß die Fliegende Kolonne ausgefahren ist und daß die Polizei wahrscheinlich hierherkommen wird.«

»Können Sie dem Mann, der Sie antelefoniert hat, unter allen Umständen trauen? Glauben Sie, daß die Polizei wirklich kommen wird?«

Er nickte düster.

»Ich weiß nicht, woher er seine Informationen hat«, sagte er schließlich langsam, »aber er hat mir noch niemals eine falsche Nachricht zukommen lassen.« Dann sprang er plötzlich auf, als ihm die Dringlichkeit seiner Lage bewußt wurde. »Ann, Sie haben doch das Paket im Auto gelassen wie immer? Ich werde schnell zur Garage gehen und die Sache in Ordnung bringen.«

»Soll ich mitkommen? Brauchen Sie mich?«

Er schüttelte den Kopf.

Seine Wohnung lag im Erdgeschoß, und es gab einen Privatgang zur Garage, die auf der Rückseite des Hauses lag. Schnell ging er in die Küche, trat in den Gang, stieg ein paar Stufen hinunter, öffnete die Tür und betrat die große Garage. Er konnte ohne Gefahr das Licht andrehen, denn die Fenster waren dicht verhängt.

Anns Auto stand noch so da, wie es in die Garage gekommen war. Rasch zog er einen Schlüssel aus der Tasche, schloß die Rückwand des Wagens auf und entfernte sie. Er nahm die Kiste mit dem Fallschirm heraus, den er losband und zusammenrollte. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit dem Kasten zu, öffnete ihn mit einem Schlüssel und holte aus dem Innern fünfundzwanzig kleine Päckchen hervor, die in blaues Papier eingewickelt waren. In der einen Ecke der Garage stand ein großer Behälter aus verzinktem Eisen, der durch große, eiserne Rohre mit der Decke und dem Fußboden verbunden war. Mark öffnete die Tür und schaute hinein. Das untere Ende der oberen Röhre war mit einem konischen Pflock versehen. Sorgsam nahm er ihn heraus und prüfte ihn. Dieser Gegenstand war ganz aus Salz hergestellt, und nachdem sich Mark noch einmal durch den Geschmack überzeugt hatte, setzte er ihn wieder in seine Öffnung. Sorgfältig legte er dann das Päckchen hinein und schloß die Tür wieder.

Den zusammengerollten Fallschirm legte er in den leeren Kasten und trug ihn zur Küche zurück. Anstelle des gewöhnlichen Küchenofens stand hier ein röhrenförmiger Herd. Mark warf den Holzkasten mit seinem Inhalt hinein, öffnete die Ofentür, entzündete ein Streichholz und legte es zwischen die Kienspäne, die durch den Eisenrost sichtbar waren. Er wartete, bis das Feuer hell brannte, dann schloß er die Klappe.

»Nun mag die Fliegende Kolonne kommen!«

Als er zum Wohnzimmer zurückkehrte, fand er Ann noch vor dem Kamin. Sie hatte das Gesicht in die Hände gestützt. Als er eintrat, wandte sie ihm den Kopf zu, und er sah, daß sie etwas bestürzt war.

»Nehmen wir einmal an, die Polizei würde wirklich kommen und etwas finden – was würde uns dann passieren?« fragte sie. »Ich habe neulich über einige Fälle in der Zeitung gelesen. Der Richter verurteilt selten Leute zu Gefängnis, die das erstemal vor Gericht stehen. Gewöhnlich bekommen sie eine Geldstrafe von hundert Pfund. Natürlich würde es recht unangenehm für Sie sein – ich meine, daß es an die Öffentlichkeit kommt –, aber es hat doch weiter keine bösen Folgen?«

Sie wartete auf eine Antwort. Als er aber nichts erwiderte, sprach sie weiter.

»Mark, Sie betreiben doch sicher ein größeres Geschäft als das, wobei ich Ihnen helfe? Die Pakete sind so klein, und der Verdienst kann doch kaum meine Autofahrten bezahlt machen. Ich habe darüber nachgedacht, daß ich eigentlich mehr eine Gefahr und ein Hindernis für Sie bin. Ich glaube kaum, daß durch meine Tätigkeit so viel Geld einkommt, daß sich die Sache lohnt. Ich weiß sehr wohl, daß das nicht Ihre ganze« – sie zögerte – »geschäftliche Tätigkeit umfaßt, aber selbst bei einem Profit von zwei oder drei Schilling pro Unze ist meine Stellung nicht gerechtfertigt.«

Schon während des vergangenen Jahres hatte Mark McGill ihre erwachende Neugierde gefürchtet, und es hatte seinen guten Grund, daß seine Antwort nicht so schnell und sicher wie gewöhnlich kam.

»Sie sind nur in einer kleinen Abteilung des großen Betriebes tätig«, sagte er etwas verlegen. »Die Organisation ist viel ausgedehnter, als Sie übersehen können. Es handelt sich meistens auch gar nicht darum, daß Sie die Pakete transportieren. Sie sind mir in mancher anderen Weise sehr nützlich, Ann. Es gibt so wenig Leute, denen ich restlos vertrauen kann. Sie kennen mich doch, ich bin Ihnen gegenüber immer offen gewesen. Schmuggel wird vor dem Gericht ebenso angesehen wie Diebstahl. Ich will nicht behaupten, daß das nicht so ist. Ich überlasse Ihnen die Entscheidung –«

»Natürlich, Mark«, sagte sie beschämt. »Der arme Ronnie machte sich strafbar, und ich tue es auch. Glauben Sie bitte nicht, daß ich meine Tätigkeit bereue – im Gegenteil, ich bin stolz darauf!«

Sie war auch stolz darauf, aber –

Er hatte ihre Frage nicht genau beantwortet. Bevor sie jedoch weitersprechen konnte, hörte sie das schrille Klingelzeichen des Haustelefons. Mark ging zum Apparat, der in einem anderen Raum stand. Mit dem Portier hatte er ein Abkommen getroffen, daß ihm jeder ungewöhnliche Besucher telefonisch angemeldet werden sollte. Seine Dienstboten verließen nach dem Abendessen das Haus, und die Tätigkeit des Portiers ersparte Mark manchen nutzlosen Gang zur Tür.

Ann hörte seine kurze Antwort.

»Es ist gut, lassen Sie ihn herein.«

Mark kam zurück und ging an seinen Schreibtisch. Dort waren zwei Messinggriffe angebracht, die ähnlich wie Lichtschalter aussahen. Als er hörte, daß jemand an die äußere Tür klopfte, drehte er den einen um, und sobald die Schritte des Fremden im Gang zu hören waren, drehte er ihn wieder zurück.

»Herein!« antwortete er auf das laute Klopfen. Der Mann, der eintrat, mochte sechzig oder auch siebzig Jahre alt sein. Er hatte einen kahlen, glänzenden Kopf, der wie poliert aussah. Sein Bart war schneeweiß und reichte bis zur Weste hinunter.

»Was wollen Sie?« fragte Mark kurz.

Mr. Philip Sedeman legte seinen Hut auf einen Stuhl.

»Das Oberhaupt unserer kleinen Gemeinde ist krank geworden. Es ist eigentlich nichts Besonderes, aber die Insassen der Herberge, die doch so gutmütige Kerle sind, wollten –«

»Was fehlt ihm denn?« fragte Mark schnell.

»– daß ich unseren hohen Patron aufsuche und ihm die Nachricht überbringe«, fuhr der alte Mann fort, als ob er überhaupt nicht unterbrochen worden wäre.

»Seit wann ist er denn krank?«

Mr. Sedeman schaute zur Decke empor.

»Es mögen einige Minuten vergangen sein, bevor ich mich erbot, Sie aufzusuchen. Die Auslagen für Autobusfahrten sind beträchtlich; aber darüber wollen wir nicht weiter sprechen. Ein Mann von meiner Erfahrung spricht ebensowenig über so kleine Beträge wie ein Mann von Ihrer Stellung und

Erziehung.« »Was ist denn eigentlich mit Tiser los?« Mark schaute den alten Mann nicht sehr freundlich an.

Mr. Sedeman sah wieder zur Decke empor, als ob er dort die Antwort lesen könne.

»Ein wenig mitfühlender Mensch, wie es ja viele gibt, würde die Krankheitssymptome zusammenfassend als Delirium tremens bezeichnen«, sagte er dann ernst. »Persönlich kommt es mir vor, als ob er sich bombenmäßig eingeseift hätte.«

»Eingeseift?« wiederholte Ann verwundert.

»Ja, er ist mordsmäßig besoffen«, erklärte Sedeman höflich. »Er hat in der letzten Zeit wirklich zuviel geschmettert. Ich war nur im Zweifel, ob ich zu Ihnen kommen oder ob ich die junge Dame aufsuchen sollte, die mit ihm geht.«

»Es ist schon gut«, sagte Mark rauh. »Ich werde später hinkommen.« Er ging zur Tür und öffnete sie.

Mr. Sedeman nahm seinen Hut, strich ihn sorgfältig glatt, fuhr dann mit der Hand durch seinen weißen, langwallenden Bart und seufzte.

»Meine Auslagen, wenn ich nicht von meinem Zeitverlust reden will –«, sagte er leise.

Mark nahm ein Silberstück aus der Tasche und warf es ihm zu. Der alte Mann zeigte sich nicht im mindesten beleidigt, machte eine tadellose Verbeugung vor Ann Perryman und schritt gravitätisch zur Tür. Dort wandte er sich noch einmal um.

»Der Himmel segne Ihren Eingang und Ihren Ausgang, holde Blume«, sagte er dann poetisch.

»Wer war denn das«, fragte Ann, als Mark ins Zimmer zurückkam, nachdem er seinen Besucher bis zur Haustür begleitet hatte. »Ist Mr. Tiser wirklich sehr krank?«

»Ich weiß es nicht und kümmere mich auch wenig darum«, entgegnete Mark achselzuckend.

Dann trat er in sein Schlafzimmer, und sie hörte, wie er am Telefon eine Nummer wählte. Er ging wieder zurück und schloß die Tür. Das war ungewöhnlich; denn Ann hatte bisher geglaubt, daß er keine Geheimnisse vor ihr habe. Und doch hatte er diese Vorsichtsmaßregel heute abend schon zweimal angewandt.

Ann Perryman war nicht ganz zufrieden mit sich selbst. Schon während des letzten Monats hatte sie versucht, sich über die Ursache ihrer Unruhe klarzuwerden. Ein schlechtes Gewissen hatte sie nicht, dessen war sie ganz sicher. Sie war ja stolz auf ihre jetzige Tätigkeit. Aber es blieb immer ein unbefriedigendes Gefühl in ihr. Ihr Verhältnis zu Mark war vollständig sachlich und geschäftlich. Ihr Gehalt wurde regelmäßig gezahlt, und die Sondervergütungen, die sie bekam, hielten sich in bescheidenen Grenzen. Nur die absolut korrekten Beziehungen zwischen ihnen machten dieses Zusammenleben überhaupt möglich.

In mancher Beziehung war Mark ein vorsichtiger Mann. Er kontrollierte die Benzinrechnungen genau und konnte stundenlang über eine Bereifung für das Auto sprechen. Manchmal mußte Ann auch im Interesse der Organisation nach Paris fahren und brachte dann eine Anzahl Päckchen mit, die sie in besonderen Geheimtaschen verborgen hatte. Alle ihre Auslagen wurden in der zuvorkommendsten Weise ersetzt, aber sie mußte über jeden Schritt genau Auskunft geben.

Mark trat wieder aus seinem Zimmer heraus. Sein Gesicht war düster und umwölkt.

»Es ist überhaupt nichts mit Tiser los«, sagte er böse. »Sedeman hat gesehen, wie er nach Hause kam, und hielt die Gelegenheit für günstig, mir Geld aus der Tasche zu locken. Tiser mag ja ein wenig grün im Gesicht ausgesehen haben. Dieser Besuch der Polizei ist mir viel unangenehmer...«

Plötzlich änderte sich sein Gesichtsausdruck, er ging schnell zu der einen Wand und schob eine Holzfüllung zurück, hinter der ein kleiner, grünlackierter Geldschrank sichtbar wurde. Er öffnete die Tür und nahm ein längliches Paket heraus.

»Das hatte ich ganz vergessen«, sagte er atemlos. »Das hätte ich eigentlich auch unten in den Behälter tun sollen, und doch geht das nicht!«

Er schaute hilflos auf das Paket, dann sah er Ann an.

»Das müßte eigentlich noch aus dem Haus gebracht werden.«

»Was ist es denn?« fragte sie schnell.

»Das ist die Ware für Oxford. Dort wartet mein Agent Mellun darauf.«

Wieder schaute er unschlüssig auf das Paket.

»Ich möchte nicht gern das Risiko eingehen.«

»Aber ich werde es auf mich nehmen«, erwiderte sie, und bevor er widersprechen konnte, hatte sie ihn schon verlassen.

Fünf Minuten später kam sie im Mantel zurück. Aber er zögerte immer noch, ihr das Paket zu übergeben.

»Die ganze Sache kann eine Falle sein – ich traue Sedeman nicht ... Womöglich steckt der mit Bradley und der ganzen Gesellschaft unter einer Decke. Ich möchte nicht, daß Sie sich der Gefahr aussetzen.«

Aber sie wußte instinktiv, daß er im Grund seines Herzens doch wünschte, daß sie die gefahrvolle Fahrt unternehmen solle und daß ihm alles daran lag, die Ware aus dem Haus zu schaffen.

»Vielleicht ist es das beste, Sie gehen einfach zur Themse und werfen das Zeug ins Wasser.«

Sie lachte über seine Nervosität.

»Das ist doch barer Unsinn!«

Sie nahm ihm das Päckchen aus der Hand und steckte es in ihre tiefe, innere Manteltasche.

»Wenn Ihnen aber etwas zustößt, dann werde ich auch in die Sache hineingezogen. Natürlich werde ich Ihnen in jeder Weise beistehen, aber wenn Sie mich hineinreißen...«

Sie starrte ihn entsetzt an und konnte kaum glauben, daß er es war, der so sprach.

»Aber ich werde Sie doch niemals hineinziehen, Mark. Wenn man mich faßt, dann ist das nur meine Angelegenheit.«

Mark kam ihr heute abend sonderbar vor. Es mußte irgend etwas geschehen sein, das ihn vollständig aus der Fassung gebracht hatte.

Kapitel 7

Sie ging zur Garage hinunter, drehte das Licht an und prüfte, ob noch genügend Benzin im Tank war, bevor sie das äußere Tor öffnete und losfuhr. Kurz entschlossen wählte sie den Weg nach rechts, fuhr über das holperige Pflaster der Straße, dann zurück nach Portland Place und kam ohne weiteren Aufenthalt nach Regent 's Park.

Sie nahm die äußere Ringstraße und machte den größten Umweg, bis sie zur Avenue Road kam. Einige Minuten später sauste der Wagen Fitzjohn's Avenue hinunter nach Heath zu. Ann vermied den geraden Weg nach Oxford über Maidenhead und Henley und wählte eine wenig benützte Straße nach Beaconsfield und Marlow.

Schwerer war es schon, Henley zu umgehen. Sie fuhr gemächlich durch die breite Hauptstraße und glaubte sich unbeobachtet. Als sie aber die lange, mit Bäumen bestandene Oxford Road erreichte, wurde sie plötzlich angerufen. Schnell wandte sie sich um. In einer Seitenstraße hielt ein großer Wagen, dessen Scheinwerfer abgeblendet waren. Undeutlich sah sie, wie drei Leute dort standen, als plötzlich ein Mann auf ihr Trittbrett springen wollte.

Er sprang fehl, im selben Augenblick setzte sich das große Auto in Bewegung, und die drei sprangen auf. Anns Wagen flog wie ein Pfeil davon. Von dem Wagen hinter ihr wurde mit einer roten Lampe das Haltesignal gegeben. Es mußte eine Polizeistreife sein.

Sie hatte jetzt freie Straße vor sich, nur einmal war eine Kreuzung zu passieren. Ihre Geschwindigkeit war hundert Kilometer, als sie sich dieser Stelle näherte. Der Rückspiegel zeigte ihr, daß die Lichter des Polizeiwagens sich unruhig hin und her bewegten. Wahrscheinlich mußten sie stark bremsen. Dann hörte sie einen Knall – es mußte ein Reifen geplatzt sein. Diesen Laut kannte sie sehr genau.

Jetzt hatte sie eine scharfe Kurve der Straße hinter sich. Einen Kilometer von ihr entfernt lag ein kleines Dorf, dessen Häuser die beiden Straßenseiten flankierten. Ann erinnerte sich, daß jenseits des Ortes eine weitere Wegkreuzung lag, an der tagsüber ein Polizist stationiert war. Kurz hinter dem Dorf bog eine Seitenstraße nach Norden ab, und diese konnte sie nur sicher erreichen, wenn es ihr gelang, durch das Dorf zu fahren. Die Straße, die hindurchführte, war sehr eng. Der Geschwindigkeitsmesser zeigte jetzt sechzig Kilometer. Als sich Ann kurz umschaute, konnte sie von dem verfolgenden Polizeiwagen nichts mehr sehen oder hören, aber das wollte nicht viel besagen, denn die Straße verlief hier in vielen Biegungen und Kurven. Nun war sie dicht vor dem Dorf – sie verminderte die Geschwindigkeit auf fünfunddreißig Kilometer.

Plötzlich tauchte aus der Dunkelheit ein berittener Polizist auf. Sein Pferd wurde durch die Scheinwerfer unruhig. Offensichtlich wußte der Mann nichts davon, daß sie verfolgt wurde, denn er winkte ihr, vorwärts zu fahren. Aber plötzlich hörte sie seine schrille Alarmpfeife und steigerte die Geschwindigkeit wieder. Vom Ausgang des Dorfes ab konnte sie auf einer geraden Straße fahren, die erst kürzlich asphaltiert worden war – der Wagen raste durch die dunkle Nacht. Ihre Scheinwerfer ließen die Hecken am Weg grüngolden aufleuchten.

Sie näherte sich jetzt einer Brücke, die über einen reißenden, tiefen Strom führte. Als sie zu der Auffahrt kam, verminderte sie ihre Geschwindigkeit erheblich. Und dann sah sie plötzlich gerade vor sich zwei Scheinwerfer und über diesen eine grüne Lampe. Es war ein Streifenwagen.

Sie mußte sich schnell entschließen. Auf der Straße war kein Platz, um zu wenden. Wenn das Alarmsignal des berittenen Polizisten irgendeine Bedeutung hatte, so konnte es nur besagen, daß sie verfolgt wurde.

Ann drehte ihre Scheinwerfer ganz aus und brachte ihren Wagen mitten auf der Brücke zum Stehen. Dann nahm sie das kleine Paket, warf es ins Wasser, ging zu dem Auto zurück und fuhr langsam weiter.

Der Wagen, der ihr entgegenkam, fuhr ebenso langsam wie sie mitten auf der Straße. Sie drehte

ihre Scheinwerfer voll an und gab das Signal zum Ausweichen. Aber das andere Auto machte keine Anstalten, zur Seite zu fahren. Sie konnte also nichts anderes tun als anhalten. Beide Wagen kamen dicht voreinander im selben Augenblick zum Stillstand. Ann sah, daß zwei Leute absprangen und auf sie zukamen. Dann hörte sie eine verhaßte Stimme.

»Ich möchte wetten, daß es Miss Perryman ist!«

Es war Sergeant Simmonds, der zu ihr sprach.

»Nun erklären Sie mir bitte, warum Sie in einem so halsbrecherisch gefährlichen Tempo gefahren sind!«

»Ich wüßte nicht, daß ich übermäßig rasch gefahren bin.«

Er brummte etwas vor sich hin.

»Sie sind verhaftet«, sagte er dann böse und rief einen seiner Leute, der ihren Wagen übernehmen sollte. »Steigen Sie bitte aus.«

Er packte sie fest am Arm.

»Lassen Sie mich los«, rief Ann entrüstet. »Sie brauchen mich nicht zu halten.«

Sie versuchte, sich frei zu machen, aber er ließ sie nicht los. Sie stand jetzt in dem grellen Licht der Scheinwerfer.

»Steigen Sie in diesen Wagen!« Er schob sie vor sich her, und als sie eingestiegen war, setzte er sich neben sie. Auf der anderen Seite nahm ebenfalls ein Detektiv Platz.

Der Beamte, der am Steuer ihres Wagens saß, fuhr rückwärts in die Hecke, um den Weg für das Polizeiauto frei zu machen.

»Bringen Sie das Auto nach Scotland Yard. Ich will es genau durchsuchen lassen«, rief Simmonds, als sie vorbeifuhren.

Auf dem Weg nach London wurde Simmonds etwas freundlicher.

»Eine verständige junge Dame wie Sie sollte doch der Polizei nicht soviel Schwierigkeiten machen, Miss Perryman«, sagte er vorwurfsvoll. »Sie hätten doch bei dieser wahnsinnigen Geschwindigkeit leicht einen Menschen totfahren können. Wahrscheinlich wissen Sie gar nicht, was Sie tun, oder es hat Sie jemand anders dazu veranlaßt.«

Sergeant Simmonds war kurz angebunden, aber er war kein guter Schauspieler. Im Grunde seines Herzens war er ein großer Spaßvogel.

»Sagen Sie mir doch, wohin Sie fahren wollten und was Sie vorhatten, Miss Perryman. Ich werde dann den Fall sehr leicht für Sie machen. Ich will keine Namen erwähnen, aber ich weiß, daß Sie in eine Angelegenheit verwickelt sind, deren Tragweite Sie selbst gar nicht kennen, sonst würden Sie niemals Ihre Unterstützung dazu hergeben.«

»Das klingt ja sehr verwickelt«, erwiderte sie kühl.

Er lachte gutmütig.

»Welches Gesetz habe ich denn übertreten?«

Simmonds wurde nachdenklich.

»Nun, erstens sind Sie mit einer lebensgefährlichen Geschwindigkeit gefahren –«

Sie lachte nur verächtlich.

»Dürfte das nicht sehr schwer zu beweisen sein?«

»Es wird nicht viel Mühe machen, den Beweis für meine Behauptung zu erbringen«, sagte Simmonds selbstbewußt. »Aber ich möchte Sie überhaupt nicht anzeigen. Ich wollte nur einmal fünf Minuten mit Ihnen sprechen. Sagen Sie mir nur, wohin Sie fahren, wen Sie treffen und was Sie abliefern wollten. Wenn Sie eine vernünftige junge Dame sind, werden Sie das tun, und Sie werden dann niemals vor ein Polizeigericht kommen.« Aber er fügte doch noch leise hinzu: »Höchstens als Zeugin.«

»Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie sprechen. Sie haben gar kein Recht, mich zu verhören. Oder wollen Sie mich auch mit Ihrem Polizeiknüppel niederschlagen?« fragte sie ironisch.

Sergeant Simmonds protestierte heftig. Aber sie gab auf seine weiteren Fragen keine Antwort mehr. Nach einiger Zeit lehnte er sich resigniert in die Ecke des Wagens zurück und schwieg, bis sie an ihrem Ziel ankamen.

Sie brachten Ann zu der kleinen Polizeiwache, die in Scotland Yard selbst liegt, und zehn Minuten später schloß sich die Tür einer Zelle hinter ihr.

Kapitel 8

Mark McGill ging in seinem Wohnzimmer auf und ab. Alle paar Minuten sah er nach der Uhr, die jetzt zwei zeigte. Von Ann war noch keine Nachricht eingetroffen. Er hatte an einen seiner Agenten in Oxford telefoniert und erfahren, daß sie dort nicht angekommen war. Das war allerdings kaum beunruhigend. Ann war klug und würde wahrscheinlich einen langen Umweg machen, um all den Kontrollstellen aus dem Weg zu gehen, wo sie von der Fliegenden Kolonne aufgegriffen werden konnte. Aber nun war es doch an der Zeit, daß er bald von ihr hörte. Sein Mann in Oxford hatte versprochen zu telefonieren, wenn sie angekommen war; aber seit einer Stunde war kein Anruf mehr erfolgt.

Ann begann etwas schwierig zu werden. Er wußte, daß ihr Glaube an ihn bis zu einem gewissen Grad erschüttert war. Erfolglos versuchte er, die alte Begeisterung für ihre Rache wieder in ihr wachzurufen. Viele Einflüsse arbeiteten gegen Mark McGill. Die erbärmliche Feigheit Tisers schien bei Ann Zweifel zu wecken, denn er hatte beobachtet, daß sie stets skeptischer wurde, wenn sie mit diesem furchtsamen Menschen zusammengekommen war.

In der Diele summte es dreimal. Er schaute schnell auf und ging zum Fenster, um hinauszusehen. Cavendish Square lag verlassen da, kein Auto war in Sicht. Es mußte Ann sein – sie drückte immer den zweiten Knopf, der unter der gewöhnlichen Klingel verborgen war, und den zufällige Besucher nicht kannten.

Er ging in den Flur, öffnete die Haustür und trat einen Schritt zurück, als er den Besucher sah. Polizeiinspektor Bradley trat ihm entgegen, und hinter ihm tauchten zwei Polizeibeamte auf.

Die kalten Blicke des Detektivs musterten Mark.

»Haben Sie jemand erwartet?« fragte er.

Mark hatte seine Selbstbeherrschung sofort wiedererlangt.

»Natürlich – ich erwarte Nachricht von Tiser. Er ist heute abend sehr krank geworden.«

»Ist denn Ihr Telefon auch krank geworden, daß Sie es nicht benützen?«

»In der Herberge ist niemand, der richtig telefonieren kann«, erwiderte Mark lächelnd. »Sie wissen doch, wie wenig intelligent diese Leute sind. Ich glaube, ich muß wirklich noch einen Assistenten für Tiser anstellen. Wollten Sie mich sprechen?«

Bradley nahm ein amtliches Dokument aus seiner Brieftasche.

»Ich habe eine Vollmacht zur Durchsuchung Ihrer Wohnung«, sagte er. »Ich hoffe nur, daß ich nicht zu spät gekommen bin!«

McGills selbstbewußtes Auftreten war beunruhigend, Bradley war enttäuscht – er kam zu spät. Mark McGill würde nicht so harmlos lächeln, wenn er sich vor einer Visitation seiner Wohnung fürchtete.

»Treten Sie bitte näher«, sagte Mark fast liebenswürdig.

Die Polizeibeamten folgten ihm in das Wohnzimmer. Mark ging geradenwegs zu seinem Schreibtisch und legte einen der beiden Hebel um, die an dem Tisch befestigt waren.

»Lassen Sie ihre Hände von den Schaltern«, sagte Bradley scharf. »Was haben sie zu bedeuten?«

Mark zuckte die Schultern.

»Es ist nur eine elektrische Vorrichtung, um die Haustür automatisch zu schließen. Sie haben die Tür offenstehen lassen, und ich bin sehr empfindlich gegen Zugluft.«

»Wir haben die Tür geschlossen«, erwiderte Bradley kurz. »Wozu dient der andere Hebel?«

»Damit kann man die Tür öffnen«, antwortete Mark.

Bradley legte seine Hand auf den einen Schalter und gab einem seiner Leute einen Wink.

»Gehen Sie einmal in den Flur und sehen Sie, was passiert.«

Er legte den Hebel um, und der Beamte bestätigte die Richtigkeit der Angaben McGills. Bradley

legte nun den anderen Hebel um.

»Was geschieht jetzt?« fragte er.

»Ich kann nichts bemerken.«

»Dieser Hebel schließt also die Tür nicht. Wozu ist er da?«

McGill sah Bradley ins Gesicht, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Vielleicht ist der Mechanismus nicht in Ordnung. Versuchen Sie doch den ersten Hebel. Beide öffnen und schließen die Tür.«

Bradley drehte den ersten Griff wieder und hörte, wie sich die Haustür schloß.

Die Durchsuchung der Wohnung dauerte eineinhalb Stunden. Die Beamten zogen alle Schubladen heraus, drehten jeden Gegenstand um, durchwühlten alle Schränke und Kommoden, machten alle Matratzen auf und klopften an die Holzpaneele. McGill beobachtete mit sichtlichem Vergnügen die Durchsuchung des Raumes, in dem er sich befand. Nach einer Weile holte er einen Schlüssel aus der Tasche.

»Dort, hinter der Tapete, zur linken Hand des Kamins, ist ein kleiner Safe eingebaut. Hier haben Sie den Schlüssel.«

Ohne ein Wort zu entgegnen, nahm Bradley den Schlüssel, öffnete den Schrank und prüfte den Inhalt.

»Sie haben doch auch eine Garage?« fragte er, als er damit fertig war. »Von Ihrer Küche aus führt eine Tür direkt dorthin.«

»Ich will Ihnen gern den Weg zeigen«, sagte McGill höflich, erhob sich und ging voraus.

In der Küche sah Bradley den röhrenförmigen eisernen Ofen, der sich noch warm anfühlte. Er öffnete die Klappe und stocherte in der glimmenden Asche herum.

»Eine ganz praktische Einrichtung«, meinte er.

»Da haben Sie recht, hier verbrenne ich meine Liebesbriefe.«

Inspektor Bradleys Lippen zuckten. Er hatte Sinn für Humor, und diese Antwort machte ihm offensichtlich Spaß.

»Sind Sie denn ein solcher Don Juan?«

Bradley beobachtete Mark scharf, obgleich er sich einen Anschein von Gleichgültigkeit gab, als er weitersprach.

»Wer ist denn Ihre letzte Eroberung – doch nicht etwa Miss Perryman?«

Er sah, daß Mark die Stirn runzelte, und fühlte sich erleichtert. Bevor der andere antworten konnte, zeigte er auf die Tür, die zur Garage führte.

»Schließen Sie auf.«

Er folgte McGill die Stufen hinunter und wartete, bis er das Licht angedreht hatte. Dann schaute er sich um. Es war ein auffallendes Geräusch in dem Raum zu hören – das Rauschen von fließendem Wasser. Der Detektiv stellte sofort fest, woher es kam. Er entdeckte den eisernen Behälter, der die Form einer großen Zigarre hatte.

»Was ist denn das«, fragte er.

»Das ist eine neue Art von Kühlmaschine«, entgegnete Mark leichthin. »Ich stelle gern allerhand wissenschaftliche Versuche an.«

Bradley öffnete die Tür. Im Licht seiner Taschenlampe konnte er nur den Strahl des fließenden Wassers sehen. Schnell rollte er seinen Ärmel auf und langte mit der Hand hinein, bis er auf den Boden des eisernen Behälters kam, wo er den Ausguß fand. Es war eine runde Öffnung, durch die das Wasser abfloß.

»Haben Sie etwas gefunden?« fragte McGill höflich.

In einer Ecke der Garage stand ein großes Paket, das in braunes Papier eingewickelt war. Bradley

riß es auf und hob eine kristallhelle Platte heraus. Sie war rund und zeigte in regelmäßigen Zwischenräumen Löcher, die die Größe eines Halbschillingstückes hatten. Er feuchtete seinen Finger an und prüfte den Geschmack.

»Salz!«

Er legte eine runde Scheibe in den Behälter. In einigen Sekunden hatte sie sich aufgelöst und war vollständig verschwunden.

»McGill, ich werde Ihnen Ihren schlauen Plan erzählen. Sie haben diese Öffnung mit einem runden Stück Salz oder Zucker verschlossen, dann haben Sie Ihre eingeschmuggelten Waren daraufgelegt und die Tür zugemacht. Bei der geringsten Gefahr lassen Sie das Wasser laufen – und das regulieren Sie natürlich oben mit dem Hebel an Ihrem Schreibtisch!«

Er nickte lächelnd und sah, daß McGill sich unbehaglich zu fühlen begann.

»Wenn Sie Polizeibesuch bekommen, legen Sie einfach den Hebel oben um, und das fließende Wasser wäscht dann alles Kokain oder was Sie sonst hier verbergen, weg. Bevor die Polizei hierherkommen kann, sind alle Beweise verschwunden. Die Sache ist ganz genial angelegt!«

Er klopfte McGill auf die Schulter.

»Versuchen Sie das nicht wieder – wenn ich das nächste Mal komme, werde ich die Garage zuerst durchsuchen, und das könnte dann sehr üble Folgen für Sie haben. Wo ist Miss Perryman?«

Er stellte die Frage so plötzlich, daß Mark in Bestürzung geriet.

»Miss Perryman wohnt nicht hier.«

»Aber Sie erwarten doch Nachricht von ihr? Sie haben doch auf sie gewartet?«

McGill lachte, aber es klang nicht sehr überzeugend.

»Wirklich, mein lieber Inspektor, Sie haben phantastische Ideen – woher haben Sie die bloß?«

»Sie erwarten Ann Perryman – aber da werden Sie wohl noch einige Zeit zu warten haben. Sie wurde heute nacht auf der Straße nach Oxford verhaftet!«

Nicht ein Muskel in Marks Gesicht rührte sich, und kein Zucken seiner Wimpern verriet, was in ihm vorging.

»Es tut mir leid, das zu hören – warum ist das geschehen?«

»Sie war im Besitz von verbotenen Rauschgiften.«

Unter gewöhnlichen Umständen wäre Mark sehr mißtrauisch gegenüber allen Äußerungen eines Polizeibeamten gewesen, aber im Augenblick hatte er die Fassung verloren und dachte nicht einmal an die Möglichkeit, daß Bradley ihn nur bluffen wollte.

»Ich weiß von der ganzen Sache nichts«, sagte er laut. »Wenn sie Rauschgift mit sich führt, so tut sie das ohne meine Kenntnis. Und wenn sie sagt, daß sie die Ware von mir hat, dann lügt sie – wo haben Sie denn das Zeug in ihrem Wagen gefunden?«

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als er einsah, wie unklug diese Äußerung war. Ann hatte das Paket doch sicher beim ersten Zeichen einer drohenden Gefahr weggeworfen. Und nun hatte er durch seine Unvorsichtigkeit dem Detektiv verraten, was selbst Ann nicht wußte – daß in ihrem Auto noch mehr versteckt war, als sie ahnte.

Kapitel 9

Um McGill gerecht zu werden, muß gesagt werden, daß er sich bemühte, die Gefahr, in der Ann so oft schwebte, auf ein Mindestmaß zu beschränken. In neun von zehn Fällen brachte sie nur ein unschuldiges Paket von gewöhnlichem Salz auf das Land. Die wirkliche »Fracht«, die sie transportierte, befand sich in einem besonderen Fach an der Seite des Wagens, das hinter der Lederpolsterung verborgen war.

Aber in dieser Nacht hatte sie eine gefährliche Ladung nach Oxford zu bringen. Er verließ sich jedoch auf ihre angeborene Klugheit. Als Bradley nun seine Wohnung durchsuchte, erinnerte sich Mark plötzlich mit Schrecken daran, daß er Ann vor einer Woche nach Birmingham geschickt hatte. In dem Geheimfach steckte eine große Menge Kokain.

Ann wurde an ihrem Ziel stets von einem Beauftragten McGills erwartet, der ihren Wagen in eine Garage brachte, und dort wurde ohne ihr Wissen der eigentliche Transport ausgeladen. Aber die Leute von Birmingham hatten anscheinend eine Entdeckung gefürchtet und waren nicht erschienen. Nach Anns Rückkehr hatten weder Mark noch sein Chauffeur das Kokain aus dem Wagen entfernt.

Mark hatte sich darüber keine großen Sorgen gemacht. Das Geheimfach war ein ebenso gutes Versteck wie der Behälter. Erst als Ann an diesem Abend abgefahren war, fiel ihm ein, daß seine Leute in Oxford das Kokain aus dem Fach nehmen und wahrscheinlich über die Menge erstaunt sein würden. Aber das war eine Sache, die man später leicht in Ordnung bringen konnte.

Er sah Bradleys forschenden Blick und zwang sich zu einem Lachen.

»Ich wollte eigentlich sagen –«, begann er.

»Sie wollten eigentlich sagen, daß Ann Perryman noch etwas in ihrem Wagen hatte – außer dem kleinen Paket, das sie ins Wasser warf.«

Marks Augenlider zuckten:

»Davon weiß ich nichts«, sagte er schnell. »Ich weiß auch gar nicht, warum sie etwas ins Wasser werfen sollte. Sie hat eine Fahrt nach Oxford gemacht – das stimmt. Wo ist sie denn jetzt?«

Bradley schwieg eine Weile.

»Sie ist jetzt auf der Cannon-Row-Polizeiwache. Ich vermute, daß Sie Bürgschaft stellen wollen, um sie auf freien Fuß zu setzen. Aber ich sage Ihnen ganz offen, daß ich mich dem mit allen Mitteln widersetzen werde. Ich habe mein Bestes versucht, die junge Dame zu retten – jetzt kann ich nichts mehr für sie tun.«

Er fuhr mit der Hand nachdenklich über das Kinn und schaute Mark scharf an.

»Sie hat nur eine Chance. Sie kommt frei, wenn sie Zeugnis gegen Sie ablegt, McGill. Wenn sie mich in dieser Weise unterstützt, will ich einen Strich unter all ihre Verfehlungen machen.«

Mark hatte erwartet, daß er heftig sprechen würde, aber sein Ton war fast milde im Vergleich zu seinen Drohungen. Mark erkannte als Menschenkenner, daß Bradley an ganz andere Dinge dachte, während er sprach.

Er begleitete die Beamten bis zur Haustür und stand auf dem Gehsteig, als der Polizeiwagen vorfuhr. Er blieb stehen, bis das Auto in der Richtung der Oxford Street verschwunden war.

*

Zu Marks Organisation gehörte ein Rechtsanwalt, der alles tat, was er von ihm verlangte. Mark hatte Mr. Durther, der früher nur seinen kümmerlichen Unterhalt an einem Polizeigericht in Süd-London erwarb, mit genügend Geld versehen und ihm eine ansehnliche Villa in einer Vorstadt eingerichtet; auch von seinen schlimmen Gewohnheiten hatte er ihn fast völlig geheilt.

Mark ging ins Haus zurück und rief diesen Mann an.

»Ich schicke meinen Wagen. Sie müssen sofort kommen.«

Um halb vier erschien Mr. Durther in McGills Wohnung. Er sah schmächtig aus und hatte

eingefallene Wangen. Seine Hände zitterten.

»Also hören Sie zu«, begann Mark. »Meine Freundin ist von der Polizei verhaftet worden. Ich wünsche, daß Sie heute morgen zu ihr gehen und den besten Verteidiger engagieren, um ihr bei Gericht zu helfen. Sehen Sie auch zu, daß sie alles bekommt, was sie braucht. Wahrscheinlich wird der Fall heute morgen vor dem Polizeigericht von Süd-London verhandelt. Sagen Sie ihr, daß sie nichts zu fürchten hat, wenn sie ruhig ist und die Fragen nicht beantwortet, die an sie gestellt werden. Polizeiinspektor Bradley wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, daß sie verurteilt wird – das können Sie auch erwähnen.

»Was hat sie denn bei sich gehabt?« fragte Mr. Durther mit seiner zitternden Stimme.

»Koks. Ich weiß noch nicht genau, ob sie das Zeug überhaupt gefunden haben. Darauf müssen Sie vor allem achten. Sollte ihre Verhaftung tatsächlich aufrechterhalten werden, dann soll ihr Verteidiger sofort den Antrag stellen, daß sie gegen Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt wird. Wenn nötig, stellen Sie sofort einen Beschwerdeantrag bei der höheren Instanz.«

Kapitel 10

Bradley ging zur Garage zurück, in der Ann Perrymans Wagen untergestellt war. Er entließ seine Leute, nachdem das Auto in den Hof gebracht worden war, und begann allein das Innere mit Hilfe seiner Taschenlampe sorgfältig abzusuchen.

Es war nicht schwer, das Geheimfach unter dem Führersitz zu finden und zu entdecken, wie man den Inhalt von unten herausnehmen konnte. Das Fach war leer, ebenso der Gerätekasten.

Er hatte seine Untersuchung beinahe beendet, als ihm plötzlich auffiel, daß das Lederpolster an den Seiten des Wagens und an den Ecken kräftiger war, als man es gewöhnlich in solchen Wagen fand. Er prüfte die Polsterung Zoll für Zoll. Auf beiden Seiten befanden sich an den Türen große Taschen. Aber er hatte bereits festgestellt, daß sie nichts enthielten. Nun fühlte er wieder hinein und erkannte, daß die Türen eine stärkere Konstruktion zeigten, als notwendig erschien.

Er hob die eine lose hängende Tasche in die Höhe, leuchtete das Leder genau ab und fand eine viereckige Stelle, die sich etwas abhob. Als er unter die Tasche auf der anderen Seite schaute, stellte er dasselbe Viereck fest. Sofort vermutete er, daß sich eine Öffnung in der Tür befand. Mit seinem Taschenmesser untersuchte er die Wand genauer und stieß auf Stahl.

Während er noch damit beschäftigt war, fand er durch Zufall das Geheimfach. Als er die Tasche in die Höhe hob, mußte er einen etwas stärkeren Zug ausgeübt haben, denn plötzlich knackte es, und das Ledervierеck öffnete sich wie eine Falltür. Innen entdeckte er ein Dutzend flacher Päckchen, die eng zusammengepreßt waren. Er nahm sie sorgfältig heraus.

Bradley prüfte auch noch die andere Tür, konnte jedoch nichts Besonderes daran entdecken. Sorgsam steckte er die gefundenen Päckchen in die Tasche, schloß die Geheimfächer wieder und brachte den Wagen in die Garage.

Es überkam ihn ein seltsames Gefühl der Erleichterung, das er sich selbst kaum erklären konnte. Warum sollte er sich über diese Entdeckung freuen? Die Frau, die seine Gedanken Tag und Nacht beschäftigte, wurde doch hoffnungslos dadurch belastet. Aber daran dachte er jetzt nicht. Er war dankbar, daß er so geistesgegenwärtig gewesen war, seine Leute fortzuschicken und die Durchsuchung ohne Zeugen vorzunehmen. Bestürzt erkannte er seine sonderbare Lage.

Er ging nicht nach Scotland Yard zurück, sondern eilte in seine Wohnung, dort drehte er das Licht im Wohnzimmer an und verschloß die Tür, ehe der die kleinen Pakete aus der Tasche nahm. Eins öffnete er – es konnte keinen Zweifel an der Beschaffenheit dieses kristallinischen Pulvers geben. Er feuchtete seinen Finger an und versuchte es. Kokain!

Lange Zeit starrte er auf das verheerende Rauschgift. Plötzlich klingelte das Telefon.

Er erkannte die Stimme seines Vorgesetzten.

»Bradley? Es ist uns gerade eine Anzeige von einem dieser Kokainhändler zugegangen. Er sagte, daß wir wahrscheinlich ein Paket mit Rauschgiften im Auto Miss Perrymans finden werden. Es sollen Geheimfächer in die Türen eingebaut sein. Ich werde Simmonds hinschicken –«

»Nein, das ist nicht nötig, ich werde selbst gehen«, erwiderte Bradley schnell.

Er legte den Hörer auf, ging zum Tisch zurück und betrachtete die Päckchen wieder. Es handelte sich jetzt um eine schnelle Entscheidung.

Kurz entschlossen trat er in die kleine Küche und schaute sich dort um. Seine Haushälterin kam täglich; sie war sparsam und kaufte ihre Vorräte immer im großen ein. Der Mehlkasten war halb voll – dort hätte er zur Not das Kokain verstecken können. Aber dann lachte er über den törichten Einfall. Er kehrte ins Wohnzimmer zurück, holte die Päckchen, trug sie in die Küche und schüttete sie in den Ausguß.

Zehn Minuten lang beobachtete er, wie das niederrieselnde Wasser das weiße Pulver auflöste. Als jede Spur entfernt war, verbrannte er noch das Papier, nahm dann Mantel und Hut und ging zu der Garage von Scotland Yard, um etwas zu suchen, das nicht mehr vorhanden war.

John Bradley stand der Tatsache fassungslos gegenüber, daß er seine Pflichten in so gröblicher Weise verletzt hatte. Wenn jemand ihm an diesem Abend gesagt hätte, daß er in einem sehr ernsten Fall, aus Liebe zu einer Gefangenen, absichtlich Beweise vernichten würde, hätte er laut gelacht. Trotzdem hatte er schon immer das Gefühl gehabt, daß Ann Perryman früher oder später doch mit dem Gesetz in Konflikt kommen würde. Sie haßte ihn, daran zweifelte er nicht im mindesten; aber noch weniger zweifelte er daran, daß Mark McGill ihr den tiefen Haß gegen ihn eingeflößt hatte.

Sie strengte sich zwar an, ihm gegenüber liebenswürdig zu erscheinen, aber sie war eine schlechte Schauspielerin. Bei jeder Begegnung mit ihm versuchte sie vergeblich, ihre wahre Gesinnung zu verbergen, und wenn er sich von ihr verabschiedete, las er in ihren Zügen stets Erleichterung.

Er ging in sein Büro nach Scotland Yard, setzte sich in einen Stuhl und fiel in einen leichten Schlummer, bis ihm eine Ordonnanz eine Tasse heißen Kaffee brachte. Dann kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er in einigen Stunden vor Gericht stehen würde, um die Frau anzuklagen, die er liebte.

Um acht morgens wurde Ann zum Polizeigericht von Süd-London gebracht. Ausnahmsweise durfte sie in einem Taxi fahren; eine Wärterin in Zivil und ein Detektiv begleiteten sie. Hätte sie Erfahrung in diesen Dingen gehabt, so hätte sie gewußt, daß die Polizei ihren Fall als äußerst ernst und schwerwiegend betrachtete.

Als sie in die Zelle geführt worden war, die neben dem Gerichtssaal lag, kam die Wärterin zu ihr herein.

»Mr. Durther, Ihr Rechtsanwalt, ist eben gekommen. Es ist besser, wenn Sie in meinem Zimmer mit ihm sprechen.«

Obgleich die alte Frau zugegen war, wurde die Unterhaltung doch als mehr oder weniger privat angesehen. Der unruhige kleine Mann führte Ann in eine Ecke des Raums.

Er schaute sich nach der Wärterin um.

»Ich bringe Ihnen Botschaft von Mark«, sagte er dann leise. »Es ist möglich, daß noch viel mehr – Sacharin in dem Wagen war.«

»In dem Wagen?« fragte sie überrascht.

Er nickte schnell.

»Es sind noch ein paar Fächer da ... wenn Sie danach gefragt werden ... Sie wissen nichts. Verstanden?«

»Was wird denn passieren?«

Er zuckte die Schultern, um auszudrücken, daß er das nicht voraussagen könne.

»Ich weiß es nicht. Ich kann heute noch keinen Verteidiger für Sie engagieren – das kann ich erst tun, wenn Sie in Untersuchungshaft kommen.«

Sie starrte ihn an.

»Wollen Sie damit sagen, daß ich noch eine ganze Woche im Gefängnis festgehalten werde?«

Durther vermied ihren Blick.

»Alles möglich. Wir wollen versuchen, Bürgschaft für Sie zu stellen ... Es wird alles getan, was nur getan werden kann ... die Polizei muß auf alle Fälle den Antrag stellen, Sie in Untersuchungshaft zurückzubehalten, besonders, wenn die Ware gefunden worden ist. Gefängnis ist gar nicht so schlimm ... daran haben Sie sich bald gewöhnt.«

Ann Perryman fühlte, wie ihr Mut sank. An das Gefängnis würde sie sich nie gewöhnen können. Bei dieser Aussicht dachte sie an Bradley und haßte ihn mehr als je.

»Wie war denn das – Sacharin verpackt?«

Er beschrieb es ihr.

»Und wieviel Päckchen waren denn dort?«

»Zwölf – sie lagen in einem Geheimfach hinter einer der Türen. Mr. McGill sagt, Sie müßten vor

allem abstreiten, daß Sie irgend etwas darüber wüßten.«

Ein langes Schweigen folgte.

»Was enthielten die Päckchen?«

»Sacharin, meine liebe Miss Perryman – nichts anderes als Sacharin«, beteuerte Mr. Durther.

»Was kann mir denn im schlimmsten Fall zustoßen? Ich meine, wenn man das Sacharin gefunden hat?«

Der Rechtsanwalt zuckte wieder die Schultern. Es war nicht leicht, auf diese Frage eine Antwort zu finden. Er wußte allerdings sehr gut, welche Strafe sie bekommen würde!

»Kommt man wegen Schmuggelns ins Gefängnis?«

»Nicht, wenn man das erste Mal gefaßt wird. Wahrscheinlich bekommen Sie eine Strafe von etwa hundert Pfund, die Mark McGill natürlich sehr gerne für Sie bezahlen wird.«

Er fühlte sich erleichtert, daß sie diese harmlosen Fragen stellte, und sie wunderte sich, daß er plötzlich so gesprächig wurde. Sie konnte ja nicht vermuten, daß Mr. Durther nicht an die Folgen denken wollte, die der Fund des Kokains nach sich ziehen mußte.

Alle Leute von Lady's Stairs schienen heute hier zu sein. Ann sah die große, majestätische Gestalt eines Mannes, der eben in eine Zelle gebracht wurde. Offenbar war Mr. Sedeman auch mit der Polizei in Konflikt geraten. Ann mußte erst über ihre Entdeckung lächeln, aber als sich die Zellentür wieder hinter ihr geschlossen hatte, wurde sie ernst.

Sie fühlte keine Furcht, aber nun kam ihr die ganze Schwere ihrer Situation zum Bewußtsein. Die Zelle mit den kahlen Wänden und die häßliche Bank weckten quälende Vorstellungen in ihr. Auch Ronnie hatte in einer solchen Zelle gesessen, und das grauenhafte Leben im Gefängnis war ihm vertraut gewesen.

Die alte Wärterin brachte ihr etwas Kaffee und zwei dicke Butterbrotschnitten. Ann war sehr froh darüber; erst jetzt kam ihr zum Bewußtsein, wie ausgehungert sie war. Als sie ihr Frühstück beendet hatte, öffnete sich die Tür wieder, und die alte Frau forderte sie auf, ihr zu folgen.

Ein Mann stand am Fenster des kleinen Raums, in den sie gebracht wurde. Er drehte ihr den Rücken zu und starrte auf den Hof hinaus. Als sich die Tür aber weiter öffnete, wandte er sich um, und sie sah sich Bradley gegenüber. Ihr erster Gedanke war, das Zimmer sofort wieder zu verlassen, aber die Wärterin stand mitten in der Tür und machte dieses Vorhaben unmöglich.

Er sah müde, übernächtig und hager aus und hatte etwas von seinem vorteilhaften Aussehen verloren.

»Guten Morgen«, begann er. Seine Stimme klang hart und entschlossen. Er trat ihr jetzt als Polizeibeamter und nicht als Freund gegenüber.

Sie antwortete ihm nicht, sondern stand steif vor ihm, die Hände hatte sie auf den Rücken gelegt.

Er schaute an ihr vorbei.

»Sie können gehen«, sagte er zu der Wärterin. »Warten Sie draußen – ich habe etwas mit Miss Perryman zu besprechen.«

Die alte Frau entfernte sich.

»Meine junge Freundin, Sie befinden sich in einer sehr ernsten Lage. Zu Ihren Gunsten nehme ich an, daß Sie nicht wußten, was Sie taten.«

Er sprach nicht mehr in dem alten, leichten Unterhaltungston mit ihr, seine Stimme war ernst, aber nicht unfreundlich. Das wurde ihr sogar klar, obgleich ihre Empörung gegen ihn mehr und mehr wuchs. Sie konnte allerdings kaum verstehen, warum sie zornig wurde, denn er hatte doch offenbar die Absicht, ihr zu helfen.

»Ich weiß genau, was ich getan habe.« Sie versuchte, ruhig zu sprechen. »Ich habe nachts ein Auto gefahren, und ich habe mir irgendwie Ihren Haß zugezogen. Sie sind nun darauf aus, mir dasselbe anzutun, was Sie Ronnie angetan haben.«

»Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß Sie unschuldig sind?« fragte er geradeheraus. »Oder daß Sie das Opfer polizeilicher Nachstellungen sind? Wollen Sie sagen, daß Sie das Gesetz nicht übertreten haben?«

Er wartete gespannt auf ihre Antwort. Als sie aber schwieg, wurde er mutlos.

»Sind Sie sich bewußt, daß Sie das Gesetz übertreten haben?« fragte er noch einmal.

»Auf diese Frage werde ich dem Richter Antwort geben«, erwiderte sie kühl.

»Wissen Sie, daß Sie Rauschgifte unter die Leute brachten?«

Ihre Lippen zuckten verächtlich.

»Mr. Bradley, Sie wiederholen sich wirklich zu oft! Dieselbe Geschichte haben Sie mir schon damals erzählt – auch Ronnie soll mit Rauschgiften gehandelt haben. Wollen Sie behaupten, daß ich dasselbe getan habe?«

Er sah sie durchdringend an.

»Haben Sie es getan?«

Sie wurde blaß vor Ärger und Zorn, wandte sich zur Tür und riß sie auf. Die Wärterin stand draußen und hatte den Kopf an den Türpfosten gelehnt. Sie interessierte sich wahrscheinlich für die Unterhaltung der beiden.

»Bringen Sie mich in meine Zelle zurück«, sagte Ann in entschiedenem Ton.

»Ist Mr. Bradley schon mit Ihnen fertig?«

»Ich bin mit ihm fertig«, sagte Ann.

Die Einsamkeit der Zelle tat ihr wohl. Sie zitterte vor Entrüstung. Wenn sie jetzt hätte sprechen müssen, hätte sie nur unartikulierte Laute hervorbringen können. Wie durfte er es wagen, sie so zu behandeln!

Bradley hatte das Wartezimmer auch verlassen. Niemand, der seine undurchdringlichen Züge sah, konnte ahnen, wie trostlos und verzweifelt er sich fühlte.

Als er eben in den Gerichtssaal gehen wollte, nahm ihn Sergeant Simmonds beiseite.

»Der Doktor sagt, daß Smith ein Beruhigungsmittel haben muß, bevor er zur Verhandlung kommt.«

»Smith?« Bradley erschrak plötzlich, als er sich daran erinnerte, daß er noch einen anderen Fall zu erledigen hatte, der viel ernster war als der von Ann Perryman.

Vor einer Woche war bei der Beraubung eines Juwelierladens ein Angestellter ermordet worden. Der Mörder war zuerst entkommen, später aber doch verhaftet worden, Bradley wußte, daß der Mann ein Morphinist war, ein vollständig zerrütteter Mensch, der seinen Ruin der Tätigkeit Mark McGills zu verdanken hatte.

»Sie haben doch nicht etwa Smith vergessen?« fragte Simmonds lächelnd.

»Nein, natürlich nicht«, erwiderte Bradley langsam. »Braucht er wirklich ein Beruhigungsmittel? Wie lange kann er denn ohne eine Dosis aushalten?«

»Nicht länger als eine Stunde.«

Bradley nickte.

»Ich will dafür sorgen, daß sein Fall zuerst erledigt wird.«

Er wollte gerade fortfahren, als ihn Simmonds noch einmal zurückrief.

»Steen möchte Sie auch gerne sprechen. Er ist im Yard, aber sie haben ihn zu Ihnen geschickt.«

Bradley starrte seinen Untergebenen erstaunt an.

»Steen?« fragte er ungläubig. »Was ist denn da passiert?«

»Ich glaube, es ist gut, wenn Sie ihn sprechen. Er hat einen Brief vom Innenministerium.«

Bradley eilte zu dem kleinen Zimmer zurück, in dem er vorhin mit Ann gesprochen hatte. Dort wartete ein Mann auf ihn; er saß auf einem Stuhl und hatte seine unförmigen Hände auf die Knie

gelegt. Er war schlank, eckig, sah etwas verlegen aus und trug einen schwarzen Anzug, der ihm zu groß war. Um den Hals hatte er ein Taschentuch geknotet. Als der Detektiv eintrat, erhob sich der Fremde und berührte die Stirn mit der Hand.

»Guten Morgen, Mr. Bradley. Man sagte mir, daß ich Sie hier finden würde.«

»Nun, was haben Sie denn für Sorgen, Steen?«

Der Mann machte eine geringschätzige Bewegung mit dem Kopf.

»Ich brauche polizeilichen Schutz. Sie wissen, daß ich vom Innenministerium komme. Es ist wegen dieses Libbitt ... Man sagt, daß seine Freunde mich beiseite schaffen wollen – aber ich glaube, ich werde sie zuerst kriegen.«

Er kicherte über diesen etwas sonderbaren Scherz.

»Gehen Sie nur einstweilen in das Zimmer des Gefängnisaufsehers«, erwiderte Bradley. »Ich werde nachher mit Ihnen sprechen, wenn meine beiden Fälle erledigt sind.«

»Nur zwei heute morgen?« fragte Mr. Steen erstaunt.

»Ja, aber sehr wichtige.«

Er war schon im Gerichtssaal, als Sedeman hereingeführt wurde, der wie immer heiter und guter Dinge war und nichts von seiner großartigen Haltung eingebüßt hatte. Sedeman begrüßte den Richter wie einen alten Freund und stritt durchaus nicht ab, daß er sich in der vergangenen Nacht verschiedenes hatte zuschulden kommen lassen. Dann erwartete er mit aller Seelenruhe sein Urteil. Und selbst die drei Wochen, die er aufgebrummt bekam, machten ihm nichts aus.

Der Gerichtsschreiber und ein Rechtsanwalt unterhielten sich leise miteinander. Bradley erkannte in dem Juristen einen Freund und Bekannten McGills, und als das Wort »Smith« fiel, wurde er neugierig, was McGill mit der Sache zu tun hätte. Er hätte sich nicht träumen lassen, daß sich Mark in diesen Fall einmischen würde. Aber er erhielt bald Aufklärung. Gleich, nachdem Mr. Sedeman den Saal verlassen hatte, ging Mr. Durther zu seinem Tisch.

»Bevor Euer Ehrwürden den nächsten Fall behandeln«, redete er den Richter kühn an, »hoffe ich, daß mir ein Antrag gestattet wird. Er steht in einer gewissen Beziehung zu einem Fall, der später erledigt werden soll. Euer Ehrwürden werden sich daran erinnern, daß ich vor Jahresfrist den Antrag auf Herausgabe gewisser Schriftstücke stellte, die das Eigentum meines Klienten Mr. McGill sind. Die Schriftstücke befanden sich damals im Besitz des verstorbenen Elijah Yoseph, der in Lady's Stairs wohnte.«

Was mochte Mark hiermit bezwecken? Warum wählte er gerade diesen Augenblick, um an das Verschwinden Li Yosephs zu erinnern?

Der Richter nickte.

»Ich kann mich darauf besinnen«, sagte er kurz.

»Die Polizei legte damals Beschlag auf das Haus, und ich glaube, sie will es noch bis zur offiziellen Todeserklärung von Elijah Yoseph beschlagnahmt halten. Wir haben damals ein Zeugnis beigebracht, und zwar von demselben Mr. Sedeman, der durch einen merkwürdigen Zufall gerade heute hier erschien.«

»Ich kann mich auch darauf besinnen. Der Zeuge sagte unter Eid aus, daß die Schriftstücke irrtümlicherweise in dem Hause Li Yosephs zurückgelassen wurden.«

»Sie waren ohne jede Bedeutung«, begann der Rechtsanwalt wieder, aber der Richter schüttelte den Kopf.

»Das stimmt wohl kaum. Die Dokumente erwiesen sich als Listen von Chemikalienhändlern auf dem Kontinent, und man vermutet, daß diese Leute Li Yoseph oder seine Vorgesetzten mit Rauschgiften belieferten. So war es doch, Mr. Bradley?«

»Ja, Euer Ehrwürden.«

»Wir können den Beweis erbringen, daß diese Listen sich auf ein vollständig gesetzmäßiges

Geschäft mit Chemikalien bezogen«, warf der Rechtsanwalt ein.

Nun wußte Bradley Bescheid. Mark hatte irgendwie erfahren, daß die Polizei das Geheimfach in der Tür des Autos entdeckt hatte, und bereitete nun schon im voraus eine Verteidigung vor. Diese Schriftstücke, die er damals in der Mordnacht beschlagnahmt hatte, konnten natürlich die Behauptung des Rechtsanwaltes stützen.

»Das ist eine Sache, die nur die Polizei angeht«, entgegnete der Richter. »Wenn diese der Meinung ist, daß die Dokumente wichtig sind, werde ich nichts weiter unternehmen.«

Er sah Bradley an, der sich sofort von seinem Sitz erhob.

»Wir haben bis jetzt die Beweise noch nicht beibringen können, die wir brauchen«, sagte er schnell, »aber ich halte diese Papiere für äußerst wichtig und muß daher dem Antrag des Anwalts widersprechen.«

Der Richter nickte zustimmend.

»Gut, dann ist der Antrag abgelehnt.«

Mr. Durther war anscheinend auf einen solchen Entscheid gefaßt. Bradley erhob sich aufs neue.

»Ich möchte Euer Ehrwürden bitten, jetzt den Fall William Charles Smith zu verhandeln. Ich hatte früher gebeten, die Verhandlung erst für den Nachmittag anzusetzen, aber aus einem besonderen Grund möchte ich ihn jetzt erledigt wissen. Er wird nur einige Minuten in Anspruch nehmen.«

Der Richter stimmte zu, und aus der Gefängniszelle wurde ein bleicher, schmächtiger Mann hereingeführt. Zu seinen beiden Seiten hingen Detektive; seine Handgelenke waren mit Handschellen gefesselt. Der Polizeirichter sah das sofort.

»Ist es notwendig, daß dieser Mann gefesselt ist?« fragte er.

»Ja, Euer Ehrwürden«, erwiderte Bradley. »Er hatte uns sehr viel zu schaffen gemacht.«

Der Mann starrte ihn an und grinste höhnisch.

Die Anklage wurde verlesen. Sie lautete auf vorsätzlichen Mord: Smith hatte Harry Bendon mit einem Revolver in der Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten April niedergeschossen.

»Hat der Angeklagte den vorgeschriebenen Verteidiger?« fragte der Richter.

Bradley schüttelte den Kopf.

»Nein, Euer Ehrwürden. Ich stelle heute nur den Antrag, den Haftbefehl auszusprechen, und bitte, Smith bis nächsten Freitag in Untersuchungshaft zu nehmen.«

Der Mann auf der Anklagebank lehnte sich weit nach vorn über das Geländer.

»Wenn ich Sie jemals in die Finger bekomme, Bradley, werde ich Ihnen das Genick umdrehen und das Herz ausreißen!« brüllte er.

Dann wurden seine Worte undeutlicher, und niemand konnte verstehen, was er noch sagte.

Die Verhandlung dauerte nicht lange, der Haftbefehl wurde ausgesprochen, und der Gefangene wieder aus dem Gerichtssaal geführt.

»Ist dieser Mann vom Gerichtsarzt untersucht worden? Sein Benehmen war sehr merkwürdig.«

»Soviel ich weiß, steht er unter ärztlicher Beobachtung«, sagte Bradley. »Er ist rauschgiftsüchtig. Daher kommen auch die Unannehmlichkeiten, die wir mit ihm hatten.«

Der Richter schüttelte traurig den Kopf.

»In letzter Zeit nimmt die Anzahl der verhafteten Verbrecher, die Morphinisten und Kokainisten sind, erschreckend zu. Woher bekommen die Leute nur die Rauschgifte? Früher blieb dieses Laster auf eine gewisse Klasse von Frauen und Männern beschränkt. Man hörte niemals, daß Leute von der sozialen Stellung Smiths unter dem Einfluß solcher Drogen standen.«

»Die Ware wird jetzt systematisch über das ganze Land verteilt«, erwiderte Bradley.

Sofort erhob sich Durther.

»Ich hoffe, daß dieser schreckliche Fall nicht dazu benutzt wird, um Euer Ehrwürden

voreinzunehmen gegen den Fall Ann Perryman, der jetzt verhandelt werden soll.«

»Ich hatte nicht im mindesten die Absicht!« Bradley stieß diese Worte in fast feindlichem Ton hervor, aber der Rechtsanwalt ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen.

»Die vorherige Erledigung des Falles Smith und die Erwähnung von Rauschgiften müssen eine ungünstige Atmosphäre schaffen. Ich weiß ja nicht, welche Anklage die Polizei gegen Miss Perryman erheben will ...«

Jemand berührte ihn am Ellbogen, Mark McGill war in den Gerichtssaal gekommen und hatte sich an seiner Seite niedergelassen. Bradley hatte es auch bemerkt.

»Lassen Sie die Sache vorläufig auf sich beruhen«, flüsterte Mark Durther zu. Als sich dann der Richter und der Gerichtsschreiber und Bradley leise miteinander berieten, fragte er: »Was beabsichtigt Bradley?«

»Wenn Sie wirklich Kokain in dem Auto gefunden haben, dann wird er sicher eine Anklage wegen ungesetzmäßigen Besitzes gefährlicher Drogen gegen sie erheben.«

»Haben sie es denn gefunden?«

»Ich weiß bis jetzt nur, daß Bradley die Geheimfächer in den Autotüren durchsucht hat.«

Mark machte ein langes Gesicht.

»Welche Strafe wird sie denn bekommen?«

»Drei Monate – vielleicht auch sechs. Es war natürlich Kokain?«

Mark nickte. »Sie wußte es aber nicht.«

Durther lächelte ungläubig.

»Wollen Sie mir vielleicht erzählen, daß sie nicht wußte, was sie beförderte?«

»Sie ahnte nicht, daß sich etwas in dem Wagen befand.«

In diesem Augenblick brach der Richter seine Besprechung ab, und der Gerichtsschreiber rief: »Ann Mary Perryman!«

Ann trat in den Saal, grüßte Mark durch ein Kopfnicken und ließ sich lächelnd auf der Anklagebank nieder. Bradley hatte dieses Lächeln schon früher an Ronnie bemerkt. Mit demselben hochmütigen Gesichtsausdruck hatte sich Anns Bruder auf die Anklagebank gesetzt.

»Nun, Mr. Bradley?«

Ann Perryman hatte sich an ihn gewandt. Er wollte seinen Ohren kaum trauen.

»Sie haben mich ja nun dort, wo Sie mich haben wollten. Dies muß wirklich ein äußerst glücklicher Tag für Sie sein.«

»Sie haben nur mit mir zu sprechen«, wies sie der Richter zurecht.

Sie lachte verächtlich.

»Guten Morgen, Euer Ehrwürden. Ich glaube, ich darf hier wohl auch etwas sagen.«

Der Gerichtsschreiber schaute auf das Schriftstück, das vor ihm lag.

»Sie sind angeklagt, ein Auto in solchem Tempo gefahren zu haben, daß die öffentliche Sicherheit gefährdet wurde. Bekennen Sie sich schuldig oder nicht?«

Der Richter unterbrach ihn.

»Es war doch heute morgen die Rede davon, daß noch eine weitergehende Klage vorgebracht werden sollte? Warum wird sie nicht verlesen?«

Zu McGills größtem Erstaunen schüttelte Bradley den Kopf.

»Es wird keine weitere Klage erhoben, Euer Ehrwürden. Es ist nichts entdeckt worden, was sie rechtfertigen könnte.«

Ann war die erste, die sich von dieser Überraschung erholte.

»Sie wollen doch nicht etwa mir gegenüber gnädig sein? Das hasse ich!« rief sie laut.

Der Richter versuchte, sie zum Schweigen zu bringen, aber sie ließ sich nicht beruhigen. Sie war in einer merkwürdig gehobenen Stimmung und fühlte sich als Herrin der Lage. Sie wußte, daß Bradley nicht die Wahrheit sagte! Er log um ihretwillen, und seine falsche Aussage brachte ihn in ihre Macht – dieser Gedanke war beseligend. Sie hatte nur den einen brennenden Wunsch, ihn tödlich zu treffen, ihn zu ruinieren, wie er Ronnie ruiniert hatte.

Ann verlor jedes Bewußtsein für die Gefahr, in der sie selbst schwebte – sie vergaß Mark und die gefährliche Situation, in der er sich befand. Sie dachte nur noch daran, daß sich ihr Feind selbst in ihre Hände gegeben hatte.

»Mein guter Freund, Inspektor Bradley, ist jetzt plötzlich ängstlich darauf bedacht, mir zu helfen! Und dabei war er es doch, der mich in eine Gefängniszelle gebracht hat!«

Durther starrte sie erschrocken an und versuchte, sie zum Schweigen zu bringen.

»Miss Perryman, vielleicht dürfte es besser sein, wenn Sie ...«

Aber sie brachte ihn durch eine Handbewegung zum Schweigen.

»Inspektor Bradley war stets sehr liebenswürdig zu mir!« In ihrer Erregung sprach sie immer lauter. »Ich weiß nicht, wie oft er mich schon bessern wollte. Wir haben uns ja häufig genug in Restaurants zum Essen getroffen. Ich habe sogar mit Ihnen getanzt, Inspektor – das stimmt doch? Er ist in mich vernarrt – er sagt, er würde alles für mich tun, was in seinen Kräften stände!«

Bradley stand bewegungslos; sein Gesicht glich einer Maske.

»Schweigen Sie jetzt!« rief der Richter. Aber auch er warnte sie vergeblich.

»Ich werde nicht schweigen!« brauste sie auf. »Wenn ein Mann mir nachläuft, mich an der Hand hält wie ein verliebter Narr und dann die erste Gelegenheit ergreift, um mich in eine unsaubere Zelle zu stecken, so darf ich mich doch dazu äußern – und das tue ich jetzt. Bradley hat mein Auto in der letzten Nacht durchsucht – er behauptet, er habe nichts gefunden! Aber da lügt er! Er hat zwölf Päckchen Sacharin gefunden ...«

»Seien Sie doch ruhig!« jammerte Durther.

»Es war Sacharin, und ich habe es geschmuggelt! Er weiß auch, daß ich das tat. Aber trotzdem tritt er hier vor Gericht auf und lügt – dieser arme, haltlose Mensch! Er denkt wohl, ich falle ihm aus Dankbarkeit um den Hals, aber ich will seinen Vorgesetzten zeigen, was für ein Mensch er ist – ein Detektiv, der Schuldbeweise vernichtet, weil er in eine Frau verschossen ist!«

Ihre Stimme überschlug sich; sie stand atemlos da und war plötzlich verwirrt über die Wut, in die sie sich hineingeredet hatte.

»Wollen Sie jetzt endlich ruhig sein!« sagte der Richter zornig.

»Ich habe alles gesagt, was ich sagen wollte.«

Durther erhob sich und sah sie an.

»Sind Sie denn vollständig verrückt geworden?« fragte er. »Sehen Sie nicht, was Sie angerichtet haben?«

Der Richter legte sich nun ins Mittel.

»Ich weiß nicht, was all dieses Geschwätz zu bedeuten hat, und ich gebe nichts darauf. Es ist keine weitere Anklage gegen Sie erhoben. Erklären Sie sich für schuldig, daß Sie durch schnelles Fahren die öffentliche Sicherheit gefährdet haben?«

»Wir erklären uns für schuldig, Euer Ehrwürden«, erwiderte Durther, der sich schnell zu dem Richter gewandt hatte.

»Nun gut, Sie werden mit zwanzig Pfund bestraft und haben außerdem die Verhandlungskosten zu tragen. Ihr Führerschein wird für zwölf Monate eingezogen.«

Mark McGill atmete erleichtert auf; er hatte niemals geglaubt, daß die Verhandlung einen so glimpflichen Ausgang nehmen würde.

Ann hielt sich an dem Geländer der Anklagebank fest.

»Kann ich jetzt gehen und meinen Mantel holen?« fragte sie leise.

Die alte Wärterin winkte ihr. Ann reichte Mark die Hand, bevor sie in den Gang trat, der zu den Gefängniszellen führte.

»Warum, zum Teufel, hat sie das getan? Sie muß ihn fürchterlich hassen«, sagte Mark leise zu dem Rechtsanwalt, aber Mr. Durther war nicht in der Stimmung, die Sache weiterzudiskutieren.

»Kommen Sie mit und bezahlen Sie die Strafe«, erwiderte er nur.

Diese Verhandlung gegen Ann war der letzte Fall gewesen, der auf der Liste stand. Es war nahe an Mittag, und der Gerichtssaal leerte sich schnell. Nur der Richter ordnete noch seine Papiere auf dem Tisch. Er winkte Bradley zu sich heran.

»Das war ja ein ganz ungewöhnlicher Ausbruch!«

»Ja«, erwiderte der Detektiv teilnahmslos. Er war im Augenblick unfähig zu jedem Gedanken.

»Das war das erstemal in meiner langen Praxis, daß eine Gefangene den Detektiv anklagte, er wäre in sie verliebt.« Dem Richter schien die Sache Spaß zu machen. »Sie ist wirklich sehr hübsch«, meinte er mitfühlend. »Es war natürlich sehr unvernünftig und unklug von ihr, derartig gegen Sie aufzutreten – wirklich sonderbar!«

Bradley befand sich nun allein in dem verlassenen Saal. Er versuchte, seine Gedanken zu ordnen und sich zu fassen. Als sich die Tür öffnete und Ann zurückkam, stand er noch dort.

Sie erblickte ihn, blieb stehen und sah sich nach einem anderen Weg um. Aber sie mußte an ihm vorbeigehen.

»Ist dies der Ausgang?« fragte sie und vermied es, ihn anzuschauen.

»Ja, es ist einer der Ausgänge.«

Er lehnte mit dem Rücken an der Tür, die sie passieren mußte.

»Würden Sie mich bitte vorbeilassen?«

Sein vorwurfsvoller Blick traf sie.

»Ich hätte niemals gedacht, daß Sie so unglaublich gemein sein könnten«, sagte er ruhig.

»Kann ich jetzt gehen?«

»Bitte.« Er öffnete die Tür für sie. »Ich hoffe, Sie wissen, wohin dieser Weg führt!«

Ihr Widerwillen gegen ihn erwachte aufs neue.

»Nach unten – es ist der Weg, von dem Sie mich und auch Ronnie retten wollten«, erwiderte sie bitter.

Er nickte.

»Ronnies letzte Worte, die er zu mir sprach, waren: ›Gott sei Dank kennt meine Schwester diesen Mark McGill nicht!‹«

»Das ist wohl wieder eine neue Erfindung – etwa, wie die leeren Geheimfächer in meinem Wagen? Sie sollten eigentlich Romane schreiben!«

»Das war allerdings erfunden – ich habe die Päckchen beseitigt.«

»Sie edler Mensch!« erwiderte sie höhnisch. »Ich hoffe nur, daß Sie jetzt Ihre Stelle verlieren!«

»Das glaube ich kaum«, sagte er mit einem Lächeln. »Selbst wenn meine Vorgesetzten wüßten, daß ich Kokain in dem Wagen fand ...«

»Das ist eine unverschämte Lüge – es war kein Kokain!«

»Sie haben sich in einen nichtswürdigen Handel eingelassen.«

Bradleys Stimme klang ernst und streng. »Heute wurde ein Mann in diesen Gerichtssaal gebracht, der unter der Anklage des Mordes stand. Er ist Morphinist – eins der Opfer von McGill! Wahrscheinlich haben Sie dafür gesorgt, daß er das Rauschgift bekam.«

»Sie sind ein niederträchtiger Lügner!« rief sie erregt. »Ich habe niemandem Rauschgifte gebracht! Ich tue dasselbe, was Ronnie tat!«

»Ja, da haben Sie recht – auch er verteilte Rauschgifte, die Li Yoseph und McGill an Land schmuggelten.«

»Sie machen nicht einmal vor den Toten halt mit Ihren Verleumdungen«, sagte sie schroff. »Nicht einmal vor dem Mann, den Sie ermordet haben.«

»Wie töricht Sie doch sind«, entgegnete er traurig. »Sie haben heute versucht, mich zu ruinieren – die Zeitungen werden voll sein von Ihren Anklagen. ›Ein Detektiv, der seine Gefangene liebt‹ – das ist die Sensation, die Sie sich gewünscht haben!«

Sie sah ihn mit flammenden Blicken an.

»Ich habe nicht gesagt, daß Sie mich lieben. Ich habe gesagt, daß Sie in mich vernarrt sind, und diesen Zustand verwechselt man in Ihren Kreisen wohl mit Liebe. Ich hasse Sie, und ich hasse Ihren Beruf. Sie leben von dem Elend und dem Kummer armer Männer und Frauen. Sie steigen dadurch zu Rang und Ehren auf, daß Sie Herzen brechen und das Leben Ihrer Mitmenschen ruinieren!«

Sie sah, daß Bradley lächelte, und wurde noch gereizter.

»Sie können noch darüber lachen?!«

»Verlassen Sie jetzt den Gerichtssaal«, sagte er. »Draußen steht ein Polizist, der auch für Sie den Verkehr regelt, damit Sie wohlbehalten über die Straße gehen können. Detektive wachen darüber, daß Ihre Handtasche nicht gestohlen wird. Und wenn nicht Leute meines Berufes da wären, so würden bald andere Männer kommen und Sie wegen einer Zehnpfundnote umbringen.«

»Wie großartig!«

Er kümmerte sich nicht um ihre höhnische Bemerkung.

»Gehen Sie nun hin und üben Sie Ihren Beruf aus! Sie ziehen dadurch Männer und Frauen in Schmutz und Elend hinunter. Sie bringen sie vor die Schranken des Gerichts – und an den Galgen. Ein gemeiner Beruf, ob Sie ihn kennen oder nicht. Ich liebe Sie, wie nur ein Mann eine Frau lieben kann, aber ich habe Ihnen eine letzte Chance gegeben.«

In diesem Augenblick trat McGill ein.

»Ronnie ging seinen Weg und starb«, fuhr Bradley fort. »Sie werden einen noch schlimmeren gehen – wenn Sie ihn nicht schon gegangen sind!«

Das wollte er eigentlich nicht sagen, aber die Worte waren ihm entschlüpft, bevor er an sich halten konnte.

In der nächsten Sekunde schlug ihm Ann ins Gesicht, dann starrte sie ihn an, entsetzt über ihre Tat.

»Es tut mir leid, das hätte ich nicht sagen sollen.«

McGill machte jetzt einen groben Fehler.

»Sie verfluchter Kerl! Was sollte denn das heißen, Bradley?«

Der Inspektor sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an.

»Sie haben gesehen, daß sie mich geschlagen hat«, erwiderte er langsam. »Ich gebe den Schlag jetzt weiter!«

Seine Faust fuhr dem anderen blitzschnell ins Gesicht. Im nächsten Augenblick lag Mark auf dem Boden.

Mit Mühe erhob er sich wieder, sein Gesicht war wutverzerrt.

»Bei Gott, dafür sollen Sie Ihre Uniform verlieren!« stieß er atemlos hervor. Einen Moment dachte er, der Detektiv würde sich wieder auf ihn stürzen, aber Bradley rührte sich nicht.

»Das ist nichts im Vergleich zu dem, was Ihnen noch bevorsteht. Ich werde Sie schon fassen, McGill – bevor Sie Miss Perryman auf Abwege gebracht haben!«

»Mich fassen? Sie glauben wohl, Sie können mich einschüchtern? Ich fürchte mich weder vor Ihnen noch vor Scotland Yard noch vor dem besten Richter, der jemals eine Gerichtssitzung leitete.«

Bradley sah, daß Steen eintrat und zeigte auf die Gestalt in dem schwarzen Anzug.

»Dort steht noch jemand, den Sie nicht erwähnt haben, er hat heute um polizeilichen Schutz gebeten, weil er ein unbeliebtes Gewerbe ausübt – es ist Steen!«

In Marks Zügen spiegelten sich Schrecken und Furcht wider.

»Steen!«

»Ja, Steen – der Henker!« sagte Bradley. »Begrüßen Sie ihn nur, Sie werden ihm wieder begegnen!«

Kapitel 11

McGill und Ann Perryman fuhren schweigend nach Hause. Ann sah bleich aus und sprach während der Fahrt kein Wort, obgleich Mark verschiedene Versuche machte, ein Gespräch mit ihr zu beginnen. Aber er war klug genug, sie in Ruhe zu lassen, als er sah, daß sie nicht über die Ereignisse des Morgens mit ihm sprechen wollte.

»Kommen Sie zu mir herein und frühstücken Sie etwas«, schlug er vor. »Sie sind doch sicher sehr hungrig.«

Er erwartete eine Absage, denn Ann hatte schon vorher die Absicht geäußert, in ihre Wohnung zu gehen. Aber zu seinem größten Erstaunen nahm sie die Einladung an. Sie war jetzt ganz teilnahmslos und apathisch; all die feurige Erregung, die sie vor Gericht gezeigt hatte, das Selbstbewußtsein, das er ebenso bewunderte wie fürchtete, schienen einer anderen Frau zu gehören.

Er wollte klingeln, aber sie hielt ihn davon ab.

»Bestellen Sie kein Frühstück für mich, Mark. Ich will nur eine Tasse Tee trinken, das genügt vollkommen. Dann werde ich mich ausschlafen.«

»Arme, tapfere Ann! Dieser Bradley ist aber auch ein niederträchtiger Kerl!«

Sie zuckte die Schultern und seufzte.

»Ein niederträchtiger Kerl!« wiederholte sie gleichgültig.

»Aber Sie haben ihn so gut getroffen, wie niemand ihn treffen konnte«, sagte Mark mit Genugtuung. »Ganz London wird sich über ihn lustig machen und ihn auslachen – es ist nur schade, daß keine Zeitungsreporter zugegen waren, die Sie gesehen haben ...«

»Sagen Sie das bitte nicht.« Ihre Stimme klang rauh und heiser. »Ich bin nicht sehr stolz auf mich selbst.«

»Sie sollten es aber sein«, erwiderte er mit erheuchelter Herzlichkeit. »Wenn jemals ein Mann es verdiente ...«

»Er hat es nicht verdient. Er hat seine Pflicht getan. Es macht mich ganz krank, wenn ich daran denke.«

»Das ist nur die Reaktion«, entgegnete Mark freundlich. »Sie mußte ja kommen. Aber Bradley hat seinen Teil.«

Sie hatte sich in eine Ecke des Sofas gesetzt und schaute ihn nachdenklich an.

»Und das war der Henker – dieser schreckliche Mann in Schwarz?«

Er zuckte bei dieser Frage zusammen.

»Ja, das war Steen. Er sieht ganz so aus, wie man ihn sich vorstellt. Ich hatte ihn natürlich noch nie gesehen. Man geht doch solchen Unglücksraben gern aus dem Weg.«

»Er hat großen Eindruck auf mich gemacht. Es lag etwas Trauriges in seinem Gesicht und etwas merkwürdig Ehrenhaftes.«

Mark sah sie groß an.

»Ach, ich möchte nichts mehr sagen – ich wünschte nur, ich hätte es nicht getan – wirklich, ich wünschte es!«

Er klopfte ihr begütigend auf die Schulter.

»Meine liebe Ann, Sie sind sehr tapfer gewesen. Die Abendzeitungen werden eingehend darüber berichten. ›Aufsehenerregende Szene vor Gericht‹ – ich bin schon gespannt, alle die Artikel zu lesen. Ich werde Ihnen die Zeitungen in Ihre Wohnung schicken, wenn sie kommen.«

Sie stand plötzlich auf.

»Nein, ich will sie nicht sehen – ich will überhaupt nicht an diese Geschichte erinnert werden! Er wollte mir doch helfen.«

Sie sah Mark lang und ernst an.

»Warum bestand er nur dauernd darauf, daß es Kokain und nicht Sacharin war?«

»Weil er ein geborener Lügner ist«, erwiderte Mark schnell. »Er möchte vorgeben, daß er Ihnen einen noch größeren Dienst geleistet hat, als es in Wirklichkeit der Fall war. Sehen Sie denn das nicht ein?«

Ann antwortete nicht.

»Es war prachtvoll, wie Sie ihm vor Gericht seine Schwäche vorhielten. Sie haben mir früher nie etwas davon erzählt, daß Sie ihn ganz in der Hand hatten. Ich wußte nur, daß Sie öfters mit ihm zusammentrafen, daß er Sie ab und zu zum Essen einlud und daß Sie ein- oder zweimal mit ihm getanzt haben. Aber ich hatte nicht die geringste Ahnung, daß er wirklich in Sie verliebt war. Wenn ich das gewußt hätte ...«

»Wenn Sie es gewußt hätten?«

Mark lächelte.

»Nun, dann hätte ich ihm meine Meinung gesagt.«

»Warum denn?«

Die Frage kam ihm überraschend.

»Warum?« fragte er etwas verlegen. »Ich würde natürlich nicht erlauben ...«

»Haben Sie plötzlich elterliche Gewalt über mich? Fühlen Sie sich für mein Tun und Lassen oder gar für meine Moral verantwortlich?«

McGill sah ein, daß es gefährlich war, dieses Gespräch weiterzuführen.

»Wir versteigen uns zu sehr in unfruchtbare Erörterungen – auf jeden Fall ist Bradley vollkommen erledigt.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß zwar nicht viel über die Verhältnisse bei der Polizei, aber ich bin sicher, daß sich seine Vorgesetzten nicht um meine Reden kümmern werden. Es gibt doch kaum eine Verhandlung vor Gericht, bei der ein Angeklagter nicht wenigstens den Versuch macht, den Detektiv irgendwie anzugreifen, der ihn überführt hat. Im allgemeinen hört man nicht darauf, und auch meine Angriffe gegen Bradley werden so beurteilt werden – wenigstens hoffe ich das.«

»Wie – Sie hoffen das sogar noch?« fragte er atemlos.

»Ja, ich hoffe es. Ich war ja so gemein und niederträchtig gegen ihn – ich wünschte, ich könnte es ungeschehen machen.«

Mark lachte vor sich hin.

»Ann, Sie haben sich doch nicht etwa selbst in ihn verliebt?«

In diesem Augenblick wurde der Tee hereingebracht, und Ann war einer Antwort enthoben. Als sie eine Tasse getrunken hatte, nahm sie ihre Tasche und ihren Mantel.

»Ich werde jetzt hinübergehen.« In der Tür drehte sie sich noch einmal um und blieb nachdenklich stehen. »Warum hat er nur so hartnäckig behauptet, daß es Kokain war – sowohl bei mir als auch bei Ronnie? Es wäre entsetzlich, wenn das wahr wäre.«

Mark hielt es für gut, den Entrüsteten zu spielen.

»Glauben Sie wirklich, daß ich etwas so Schreckliches tun würde? Es war bestimmt kein Kokain! Sie haben den Stoff doch selbst gesehen – Sie haben ihn geschmeckt! Guter Gott, was ist denn nur in Sie gefahren? Wenn das so weitergeht, werden Sie mir nächstens nicht mehr trauen.«

Das war eine ungeschickte Herausforderung, denn als sich ihre Blicke jetzt trafen, wurde es ihm zur Gewißheit, daß sie bereits an ihm zweifelte.

Kapitel 12

Manchmal lud Mr. Tiser einige bevorzugte Bewohner des Versorgungsheims in sein Privatzimmer ein, das ihm zu gleicher Zeit auch als Schlafzimmer diente. Der Raum lag im Erdgeschoß und war nach dem Flur zu durch eine Doppeltür abgeschlossen. Tiser erzählte allen, daß er diese gepolsterte Tür habe anbringen lassen, um durch den Lärm im Haus nicht gestört zu werden; aber diese Erklärung wirkte etwas sonderbar, da das einzige große Fenster des Zimmers auf eine verkehrsreiche, geräuschvolle Straße führte. In Wirklichkeit war die Polstertür nur ein Schutz gegen die Horcher von außen.

Von Zeit zu Zeit verhandelte Mr. Tiser wichtige Dinge in seinem Zimmer, die sowohl ihn als auch die Verbrecher angingen, die eine Unterkunft in dem Heim gefunden hatten. An diesem Abend hatte er drei der Polizei wohlbekannte Männer zu sich bestellt.

Harry, der Schläger, gehörte zu ihnen. Niemand wußte, woher er diesen Beinamen bekommen hatte. Ein anderer war Lew Patho. Sie saßen mit dem nicht weniger gefährlichen dritten um einen Kartentisch und tranken Whisky, für den sie nicht zu zahlen brauchten.

»Es tut mir nur leid für euch«, sagte Tiser gerade. »Ihr armen Kerle, die ihr von der Polizei überall herumgejagt werdet und niemals eine Chance habt hochzukommen, bloß weil ihr nun einmal unglücklicherweise eure Vorstrafen habt! Und dabei wurdet ihr doch auf falsche Zeugenaussagen hin verhaftet und eingesteckt.«

Die drei sahen sich zustimmend an.

»Ich will ja im allgemeinen nichts gegen die Polizei sagen«, fuhr Tiser fort. »Es sind ganz ehrbare Leute darunter. Ich will auch nichts gegen Mr. Bradley sagen, der ein ganz gutes Herz haben mag. Aber was er sich heute erlaubte, war doch etwas zuviel.«

Er machte eine längere Pause, um den Leuten Gelegenheit zu geben, ihn zu fragen. Aber keiner von ihnen sagte ein Wort.

»Also, nun hört mal, was er gesagt hat. ›Ich wundere mich nur, Mr. Tiser‹ – er nennt mich nämlich immer Mr., das ist anständig von ihm –, ›warum Sie so schlechte Kerle wie Meuchelmörder‹ denkt euch mal, so ein gemeines Wort hat er gebraucht – ›in Ihrem Heim beherbergen. Zum Beispiel diesen Lew Patho und diesen Harry und den gemeinen Menschen mit dem unverschämten, roten Gesicht, der erst neulich drei Monate gesessen hat, weil er seine Frau so verprügelt hat!‹«

Der »Mann mit dem roten Gesicht« rutschte unruhig hin und her.

»Wenn der mir etwas sagen will...« begann er heiser.

Aber Tiser winkte ihm ab.

»Ich kann mir nicht helfen, ich habe immer das Gefühl, ja sogar die Überzeugung, daß dieser Bradley nicht eher ruht, als bis er euch alle wieder hinter Schloß und Riegel hat. Es ist wirklich schlimm, daß sich ein solcher Beamter so gehässig zeigen kann. Ich hielt es für meine Pflicht, euch zu warnen.«

Tiser lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Harry, der Schläger, runzelte düster die Stirn.

»Er wird seine Ladung schon in den nächsten Tagen bekommen.«

»Ja, das fürchte ich auch«, meinte Tiser kopfschüttelnd. »Seht mal, ich kenne seine Gewohnheiten ganz genau. Ich weiß, wo er wohnt und wann er nach Hause geht. Schon oft habe ich mir gedacht, wie dumm es von dem Mann ist, der doch so viele Feinde hat, daß er nachts um ein Uhr allein über Bryanston Square geht. Dort ist doch um diese Zeit keine Menschenseele. Ich muß sagen, er fordert sein Schicksal heraus!«

Er erhielt keine Antwort: Die drei Männer starrten in ihre Gläser.

»Ich will durchaus nicht behaupten, daß es schön wäre, wenn sich jemand an diesem schlauen und rührigen Polizeibeamten vergriffe – aber verstehen könnte ich es schon.«

Er erhob sich und brachte eine neue Flasche von der Kredenz.

»Nun, meine Jungen, jetzt werde ich euch einmal das Radio anstellen. Ein unbekannter Wohltäter hat dem Versorgungsheim einen Apparat geschenkt. Gestern ist er gebracht worden.«

Als sie eine Weile der Musik gelauscht hatten, wandte sich der Mann mit dem roten Gesicht an die anderen. Vielleicht hatte ihn die Musik zu diesem Plan inspiriert.

»Wie wäre es, wenn wir heute auf Bradley warteten? Der Kerl wird zu üppig.«

»Pst, pst!« Mr. Tiser lächelte und winkte beschwichtigend mit der Hand. Dann hielt er sich die Ohren zu. »So etwas darf ich nicht hören, das wißt ihr doch!«

*

Inspektor Bradley machte sich um drei Viertel eins in derselben Nacht auf den Heimweg. Der Mann mit dem roten Gesicht folgte ihm in einer gewissen Entfernung. Alles, was Tiser gesagt hatte, schien genau zu stimmen. Der Detektiv nahm kein Taxi, auch stieg er nicht auf einen Nachtautobus, obwohl sich dicht vor dem Haus eine Haltestelle befand. Mit der Zeit wurde der Abstand zwischen den beiden Männern immer geringer, und als Bradley nach Bryanston Square einbog, war ihm sein Verfolger dicht auf den Fersen. Hier tauchten auch dessen beide Freunde aus der Dunkelheit auf und schlossen sich ihm an. Ihre Schritte waren nicht zu hören, denn Mr. Tiser hatte ihnen vorsorglich vor einigen Tagen Gummischuhe geschenkt. Seine Menschenfreundlichkeit war grenzenlos.

Als Bradley auf dem verlassenen Gehsteig entlangging, wollten sich die drei Verbrecher auf ihre Beute stürzen. Sie waren nur noch fünf Schritte von dem Detektiv entfernt, als sich dieser plötzlich umwandte.

»Hände hoch – schnell!« befahl er kurz. »Fortlaufen hat keinen Zweck! Das ist nur Kraftvergeudung.«

Noch während er sprach, erschienen plötzlich zwei Polizeiautos, und zwar von entgegengesetzten Seiten. Sie hielten in einer Entfernung von zwanzig Metern, und mehrere Beamte sprangen ab.

Schnell waren die drei durchsucht.

Als die Leute in ein Polizeiauto gebracht worden waren, trat Bradley an den Wagen heran.

»Wenn ich Tiser wiedersehe, werde ich ihm sagen, daß ihr seinen Vorschlag genau ausgeführt habt. Es wäre besser gewesen, wenn ihr euch das Radioprogramm zu Ende angehört hättet. Nachher gab es nämlich noch einen interessanten Vortrag über Gefängnisse. Allerdings hätte der Redner euch ja nicht viel Neues erzählen können.«

Befriedigt von dem Erfolg ging Bradley nach Hause.

Mr. Tiser folgte in dieser Nacht einem unwiderstehlichen Drang und untersuchte den kleinen Lautsprecher; ein geschickter Mechaniker, der in dem Heim wohnte, half ihm dabei. Auf diese Weise erfuhr er, daß der Apparat mit einem Draht in Verbindung stand, der nicht zur Antenne, sondern zu dem Telefonmast auf dem Dach führte. Tiser wurde aschgrau im Gesicht, als er an all die gefährlichen Unterhaltungen dachte, die seit der Anbringung des »Radios« in seinem Zimmer geführt worden waren. Schließlich entdeckten sie im Gehäuse ein äußerst empfindliches Mikrophon – alle Gespräche waren abgehört worden!

*

Eine Woche verging, aber Ann konnte sich zu keiner Tätigkeit aufraffen. Sie saß zu Hause und dachte nach. Aber sie kam zu keiner Klarheit, ihre Gedanken verwirrten sich nur noch mehr.

Die Entziehung des Führerscheins beraubte sie ihres größten Vergnügens, denn die Autofahrten hatten ihr viel Zerstreuung geboten. Aber obwohl sie darauf verzichten mußte, lebte ihr Haß gegen Bradley nicht wieder auf.

Einmal sah sie ihn, als sie im Park spazierenging. Er fuhr in einem kleinen Auto hinter einem Mannschaftswagen der Polizei her. Was mochte wohl das Ziel dieser Fahrt sein? Wen würde das Geschick ereilen?

Auch in der Zeitung las sie ab und zu von ihm; einmal trat er als Zeuge gegen einen Autodieb, ein

andermal gegen eine Bande von Taschendieben auf.

Mark versuchte, sie zu zerstreuen, und nahm sie eines Abends zu dem Versorgungsheim mit; aber es war kein angenehmes Erlebnis für sie. Mark erzählte ihr von Sedeman und zeigte ihr sein Zimmer.

»Wir können den alten Kerl nicht gut vor die Tür setzen, deshalb haben wir sein Zimmer nicht wieder belegt«, erklärte er. »Augenblicklich wohnen verhältnismäßig wenig Leute im Haus.«

»Haben Sie denn die anderen alle schon gebessert?«

Er glaubte, einen sarkastischen Unterton aus ihrer Frage herauszuhören, und war etwas bestürzt darüber.

»Wir machen nicht den Versuch, sie zu bekehren – das hätte wenig Zweck. Wir wollen ihnen nur Arbeit verschaffen und sie zu einem geordneten Leben zurückführen, wenn sie aus dem Gefängnis kommen«, sagte Mark auf der Heimfahrt.

»Welche Art von Arbeit verschaffen Sie ihnen denn?«

Wieder fühlte er ihr Mißtrauen aus dieser Frage.

Über Schmuggel sprachen sie nicht mehr. Mark hatte sich jene böse Erfahrung als Warnung dienen lassen. Weder in seiner Garage noch in seinem Haus bewahrte er irgendwelche Ware auf, die seine gesetzwidrige Tätigkeit hätte verraten können. Selbst Anns Auto hatte er in einer weiter entfernten Garage in der Nähe der Edgware Road untergebracht.

Aber drei Wochen nach der gerichtlichen Verhandlung sollte Mark noch einen viel größeren Schrecken bekommen.

Kapitel 13

Mark McGill ging in seinem großen Wohnzimmer auf und ab und blieb zuweilen stehen, um auf den düsteren Platz hinunterzuschauen. Auf dem Tisch lagen viele Zeitungsausschnitte verstreut, die ihm eine Nachrichtenagentur gesandt hatte. Sie bezogen sich auf die Gerichtsverhandlung gegen Ann.

Durch Tisers Ankunft wurde er in seinen Betrachtungen unterbrochen. Im Versorgungsheim ging nicht alles nach Wunsch. In kurzer Zeit hatte die Polizei zweimal das Haus durchsucht; einer der Insassen war verhaftet und zu neun Monaten Gefängnis verurteilt worden. Auch war die Polizei in der Provinz in letzter Zeit sehr tätig gewesen, und Marks Einkommen hatte sich dadurch beträchtlich verringert. Er besaß zwar ein ansehnliches Vermögen, das er durch seinen illegalen Handel zusammengebracht hatte, aber seine Ausgaben und Spesen waren auch sehr groß. Außerdem bereitete ihm die Einziehung von Anns Führerschein Schwierigkeiten, mit denen er nicht gerechnet hatte.

Er wandte sich unfreundlich und brummend um, als Tiser ins Zimmer trat, ging dann zur Tür und schloß sie. Tiser sah ihn furchtsam an. Das Zucken seines Gesichtes und die nervösen Bewegungen seiner Hände verrieten Mark, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte.

»Nun, was ist denn mit dir los?« fuhr Mark ihn an. »Laß dich um Gottes willen in diesem Zustand nicht vor Ann Perryman sehen!«

»Vor Ann?« Tiser hob seine zitternde Hand. Er versuchte zu lächeln, aber sein Gesicht verzog sich nur zu einer greulichen Grimasse. »Ist dir an Ann nichts aufgefallen in der letzten Zeit? Sie spricht kaum mit mir, und sieht mich überhaupt nicht mehr an. Hat sie etwas gegen mich?«

»Sie hat noch nie viel mit dir gesprochen«, brummte Mark. »Ich verstehe nicht, daß ein Mädchen oder eine Frau, die nur ein bißchen Selbstachtung besitzt, mit dir überhaupt reden mag. Aber jetzt will ich wissen, was mit dir los ist!«

»Ich mache mir schwere Sorgen um sie, Mark«, sagte Tiser leise. »Sie war so ruhig. Denke doch, als wir gestern zusammensaßen, hat sie nicht ein Wort gesagt.«

»Das zeigt nur, daß sie vernünftig ist. Was hätte sie denn auch mit dir reden sollen?« fragte Mark ungeduldig. Er wollte seine eigene Unruhe verbergen, denn auch ihm war der Wandel an Anns Wesen aufgefallen.

»Ich habe einen dieser Leute von Lady's Stairs gesprochen«, sagte Tiser eindringlich. »Der hat mir etwas erzählt, was mich sehr beunruhigt, Mark. Wenn ich es früher gewußt hätte, wäre ich vor Furcht gestorben.«

»Was denn? Wenn du dich fürchtest, ist noch lange nicht gesagt, daß man die Sache ernst nehmen muß.«

»Sie haben die ganze Zeit nach Li gesucht«, fuhr Tiser in heiserem Flüsterton fort. »Wir dachten damals, sie hätten die Nachforschungen aufgegeben, aber das stimmt nicht. Jeden Tag haben sie sich in der Gegend von Lady's Stairs zu schaffen gemacht. Der Kerl hat mir gesagt, daß sie vor vierzehn Tagen einen Taucher hinuntergelassen haben. Der sollte unter dem Haus alles absuchen. Niemand hat etwas davon erfahren, sie haben es nachts gemacht. Aber der Mann hat mit eigenen Augen gesehen, wie sie den Taucher hinabgelassen haben.«

Mark schwieg. Diese Nachricht hatte ihn doch überrascht.

»Sie haben aber wohl nichts gefunden. Mein Mann kam nahe genug an die Beamten heran, daß er ihre Unterhaltung hören konnte. Sie haben die Nachforschungen jetzt endgültig aufgegeben.«

Mark strich sich mit der Hand über sein Kinn.

»Das hätten sie gleich tun können. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Li mit der Flut in den Fluß gekommen und ins Meer gespült worden.«

Aber Tiser war nicht davon überzeugt.

»Das wollen wir hoffen. Es wäre doch zu schrecklich, wenn er mit dem Leben davongekommen wäre und nun aus Rache uns bei der Polizei anzeigte. Erinnerst du dich daran, was er damals sagte?« Tiser schüttelte sich vor Furcht und sah sich ängstlich im Zimmer um. »Kurz bevor du ihn niederknalltest, Mark? Er sagte, er würde wiederkommen, du könntest ihn nicht töten. Ich habe ihn das auch schon früher sagen hören. Und dann denke doch einmal an die Geister, die er immer sah, an die kleinen Kinder ... und Ronnie ...«

McGill schaute ihn unwirsch an.

»Was, zum Teufel, ist denn in dich gefahren, Tiser? Bist du nicht mehr ganz richtig im Kopf oder hast du Koks genommen?«

»Nein, nein!« Tiser schüttelte energisch den Kopf, aber seine Stimme klang nur noch wie ein Winseln. »Ich möchte nur wissen – ob du glaubst, daß Geister auf die Erde zurückkommen können?«

»Du bist betrunken«, sagte Mark schroff.

»Nein, das bin ich nicht!« Tiser faßte ihn ängstlich am Arm. »Höre doch, vergangene Nacht, als ich im Bett lag ... ich hatte nur ein oder zwei Glas getrunken ...«

Mark ging zum Schrank, schenkte ein Glas Whisky ein und drückte es Tiser in die Hand.

»Trink einmal, damit du dich beruhigst, du feige Memme! Dann erzählst du mir, was du zu sagen hast. Wenn ich soviel Morphium und Koks schnupfte wie du, dann würde ich auch Gespenster sehen!«

Tiser goß das scharfe Getränk hinunter. Dann wurde er etwas ruhiger und erzählte seine Geschichte. Am Abend vorher war er früher als gewöhnlich zu Bett gegangen. Er gab wohl zu, daß er etwas getrunken habe, aber er protestierte heftig dagegen, daß es zuviel gewesen sei. Mehrere Male wachte er auf, und beim drittenmal kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er nicht allein im Zimmer war. Das Mondlicht fiel hell durch das Fenster.

»Er war da, Mark!« Tisers Stimme klang kläglich und weinerlich, seine Zähne klapperten, und er konnte kaum sprechen. »Er saß in einem Stuhl, hatte die Hände auf die Knie gelegt und sah mich an!«

»Wer denn, wer?«

»Li Yoseph! Er hatte den schmutzigen, alten Kaftan an und trug seine Pelzkappe. Ich sehe noch jetzt sein gelbes Gesicht! Ach Gott, es war zu schrecklich!«

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, als ob er dadurch die entsetzliche Erinnerung verscheuchen könnte.

»Du lagst doch im Bett, nicht wahr? Und dann bist du aufgestanden und hast gesehen, daß du geträumt hast!« suggerierte ihm Mark.

Aber Tiser schüttelte den Kopf.

»Nein, ich habe nicht geträumt. Er war wirklich da, er saß auf dem Stuhl und sah mich an. Zuerst hatte er nichts gesagt – aber dann sprach er wieder zu den Geistern und streichelte die kleinen Kinder. Was nachher geschah, weiß ich nicht mehr, ich habe wohl die Besinnung verloren. Als ich wieder zu mir kam, hatte ich ein fürchterliches Gefühl. Es war schon hell, und bald darauf ging die Sonne auf ...«

»Und er war nicht in deinem Zimmer!« fuhr ihn Mark an. »Ich glaube, du mußt dir eine andere Whisky-Marke aussuchen.«

»Ich habe ihn aber ganz bestimmt gesehen«, beharrte Tiser kläglich. »Glaubst du denn, ich könnte mich täuschen?«

»Entweder faselst du mir etwas vor, oder du warst besoffen!« erwiderte Mark verächtlich. »Warum sollte denn Li Yoseph ausgerechnet zu dir kommen? Er müßte doch wohl bei mir erscheinen! Das hätte noch eher Sinn und Verstand! Entweder hast du Gespenster gesehen, oder einer dieser Verbrecher aus der Herberge hat deinem Zimmer einen Besuch abgestattet, um zu sehen, ob er dort nicht etwas finden könnte.«

»Die Tür war aber verschlossen«, unterbrach ihn Tiser.

»Kann man denn nicht durch das Fenster einsteigen? Es ist doch für einen erfahrenen Einbrecher

die leichteste Sache von der Welt, in dein Zimmer zu kommen. Nein, durch dein Gefasel lasse ich mich nicht einschüchtern. Li Yoseph ist tot, er kommt nicht wieder. Hörst du, was ich dir sage? Du hast ihn weder gesehen noch gehört. Es war alles nur ein böser Traum ...«

Plötzlich sprang Tiser auf und starrte Mark entsetzt an.

»Hör doch«, flüsterte er atemlos. »Mark! Kannst du es hören?«

McGill wollte ihm eben eine grobe Antwort geben, als auch er den Klang vernahm, der von der Straße kommen mußte. Es war der leise, singende Ton einer Violine, auf der jemand die Melodie von Tostis »Chanson d'Adieu« spielte. Mit einem unterdrückten Fluch eilte Mark zur Balkontür, zog die Vorhänge auf und trat hinaus.

Aber es war niemand auf dem Gehsteig vor dem Haus zu sehen, auch war nichts zu hören.

Er ging ins Zimmer zurück und schloß die Tür. Im selben Augenblick vernahm er auch die Melodie wieder. Jetzt schien sie von der Wand her zu kommen.

Dann brach das Spiel plötzlich ab.

Es klopfte, und Mark öffnete. Ann Perryman kam herein.

»Haben Sie die Violine gehört?« fragte sie.

»Ja. Treten Sie bitte näher.«

»Ich saß in meinem Schlafzimmer und nähte« – sie zeigte auf die Wand –, »als ich plötzlich das Spiel hörte. War es nicht die Melodie, die Li Yoseph liebte?«

Tiser blinzelte und schwätzte wie ein Verrückter.

»Sie haben es gehört?« wimmerte er. »Das war Li Yoseph. Niemand spielte die Melodie so wie er ... Er hat niemals den richtigen Takt gehalten ... Mark, ich will schwören, daß es Li ist! Bestimmt war er in meinem Schlafzimmer!«

McGill packte ihn an der Schulter und schleuderte ihn auf das Sofa.

»Du bleibst hier sitzen und hältst jetzt den Mund, du Affe!« sagte er rauh. »Achten Sie nicht auf ihn, Ann, er ist schon wieder betrunken.«

»Wann hat er denn Li Yoseph gesehen?«

»Er hat ihn überhaupt nicht gesehen – er hat doch nur geträumt. Was kann man denn von einem solchen Trunkenbold erwarten, der niemals nüchtern zu Bett geht?«

Tiser wollte protestieren, aber Mark achtete nicht auf ihn.

»Tiser ist verrückt. Jeder kann ihm doch ansehen, daß er nicht ganz bei Vernunft ist. Das war eben irgendein Straßenmusikant, in einer so stillen Nacht wie heute kann man eine Violine unheimlich weit hören. Wahrscheinlich spielte jemand in der Nähe. Sie wollen schon wieder gehen, Ann?«

Sie stand bereits an der Tür.

»Ja. Ich war nur neugierig, ob Sie es auch gehört hätten. Das war alles.«

Bevor er sie aufhalten konnte, war sie schon gegangen. Er hörte, wie sie die Tür ihrer Wohnung schloß. Mit einem Schritt war er am Sofa, packte Tiser, riß ihn in die Höhe und schüttelte ihn heftig.

»Wie oft habe ich dir Esel schon gesagt, daß du das Mädchen nicht durch deine Dummheiten erschrecken sollst! Nimm dich in acht, Tiser! Wenn du mir gefährlich wirst, gehst du denselben Weg wie Li Yoseph. Das kann ich dir ruhig sagen, denn du kannst mich ja nicht anzeigen, ohne selbst an den Galgen zu kommen.«

Er stieß Tiser vor sich her, der sich nur mit Mühe aufrecht halten konnte.

»Es ist schon gut, Mark«, sagte er unterwürfig. »Es tut mir schrecklich leid, daß ich dich gestört habe. Wahrscheinlich habe ich gestern zuviel getrunken.«

Er eilte aus dem Zimmer und rannte die Treppe hinunter. Als er die Oxford Street erreichte, war er außer Atem, aber er fühlte sich etwas erleichtert. Je weiter er ging, desto mehr schwand seine Furcht.

Die Herberge lag an einer Straßenecke hinter Hammersmith Broadway. Um diese Zeit lagen beide

Straßen vollkommen verlassen da. Als Tiser um die Ecke bog, sah er einen Mann, der mit dem Rücken gegen eine Laterne lehnte. Er glaubte zuerst, der Fremde sei eingenickt, denn sein Kopf war auf die Brust gesunken. Tiser ging schnell, um an ihm vorbeizukommen. Das Licht aus dem Versorgungsheim schimmerte ihm schon einladend durch das große Fenster über der Haustür entgegen und flößte ihm Vertrauen ein. In einer sonderbaren Anwandlung von Mut sagte er »Guten Abend«, als er an dem Mann vorbeikam.

Der Fremde schaute auf. Tiser starrte einen Augenblick in das gelbe Gesicht, sah die Astrachanmütze und das wirre, graue Haar, das unter der Kappe hervorquoll; er sah die große, gebogene Nase und das runzlige Kinn ...

Kapitel 14

McGill hatte das Licht in dem Wohnzimmer ausgeschaltet und wollte eben zu Bett gehen, da klingelte plötzlich das Telefon. Als er die zitternde Stimme am Apparat hörte, fluchte er leise.

»Was ist denn nun schon wieder los?«

»... ich habe ihn gesehen, Mark ... direkt vor der Herberge ... Er hat mich angesehen ... Ich hätte ihn mit der Hand anfassen können.«

»Von wem sprichst du denn?« fragte Mark barsch.

»Li – Li Yoseph! Nein, ich bin nicht betrunken! Einer von den Leuten hat ihn schon vorher gesehen! Und ein anderer, der nach mir kam, hat beobachtet, wie er um die Ecke ging und in einen Wagen stieg. Er hat zu sich selbst gesprochen, wie es der alte Li immer tat. Mark, es ist fürchterlich! Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll.«

»Wer hat ihn denn außer dir gesehen? Rufe den Mann einmal ans Telefon!« befahl McGill.

Es dauerte ziemlich lange, bis sich drüben eine rauhe Stimme meldete.

»Es ist richtig, McGill, ich habe den alten Kerl gesehen. Er hatte ein gelbes Gesicht und stand unter der Laterne, gerade bevor Mr. Tiser nach Hause kam.«

»Kennen Sie Li Yoseph überhaupt?«

»Nein, ich habe nur viel von ihm gehört. Aber danach muß er es gewesen sein.«

»Sagen Sie Mr. Tiser, daß er wieder an den Apparat kommen soll«, erwiderte Mark.

Aber Tiser sprach so zusammenhanglos, daß nichts mit ihm anzufangen war. Ärgerlich legte Mark den Hörer wieder auf.

Es mußte doch irgend etwas Wahres an dieser Geschichte sein. Tiser konnte sich doch nicht alles aus den Fingern gesogen haben. Dazu dieses Violinspiel ... woher mochten die Töne nur gekommen sein? Aus der Wand? Aber es konnte ja oben im Haus jemand gespielt haben. Allerdings stand die Wohnung über ihm im Augenblick leer, da die Bewohner vor einigen Tagen eine Erholungsreise nach Schottland angetreten und ihre Dienstboten mitgenommen hatten. Der Portier hatte ihm das heute morgen erzählt.

Er dachte wieder über Li Yoseph nach. Warum hatte wohl die Polizei plötzlich die Nachforschungen eingestellt? Wußte man in Scotland Yard, daß Li Yoseph nach England zurückgekommen war? Bradley war ein so schlauer Fuchs; der würde diese Tatsache sofort gegen ihn ausgenutzt haben.

Aber dann schüttelte Mark energisch den Kopf. Es war unmöglich, daß der alte Mann mit dem Leben davongekommen war. Er hatte ihn doch aus ganz kurzer Entfernung niedergeschossen; die Kugeln mußten ihn getroffen haben.

Zusammengekauert saß er in seinem Stuhl am Feuer. Er hatte das Gesicht in die Hände vergraben und dachte über diese Sache nach. Aber plötzlich hörte er wieder ein Geräusch und fuhr auf. Es waren schlürfende Tritte – und sie kamen aus dem Zimmer über ihm.

Das Schlürfen hörte sich an, als ob jemand mit Pantoffeln über den Parkettboden ging. Merkwürdigerweise wurde Mark sofort an Li Yosephs Gang erinnert. Nun hörte er auch den Ton der Violine wieder, nur ein wenig leiser und zarter als vorher. Tostis »Chanson d'Adieu«!

Mark ging in sein Schlafzimmer, zog seinen Rock an, trat leise auf den Flur und öffnete die Tür. Langsam stieg er die Treppe hinauf, bückte sich vor der oberen Wohnung und legte sein Ohr an die Öffnung des Briefkastens. Aber er konnte nicht das geringste Geräusch hören.

Er richtete sich wieder auf und drückte auf die elektrische Klingel. Sie schlug schrill an; aber es ereignete sich weiter nichts. Er klingelte noch einmal, ohne mehr Erfolg zu haben.

An der Tür war eine Karte befestigt:

›Während der Abwesenheit Sir Arthur Findons sind alle Briefe und Pakete beim Portier abzugeben.‹

Mark war beunruhigt. Langsam ging er die Treppe wieder hinunter und trat in sein Wohnzimmer. Das Violinspiel war verstummt. Er setzte sich ans Feuer und wartete, ob er die schlürfenden Schritte noch einmal hören würde. Nach einer Stunde entschloß er sich, zu Bett zu gehen.

Er konnte sich nicht darauf besinnen, daß er die Verbindungstür zu seinem Schlafzimmer geschlossen hatte; er dachte auch gar nicht daran, bis er die Klinke niederdrückte und fand, daß die Tür geschlossen war. Schwer atmend trat er einen Schritt zurück. Im nächsten Augenblick hatte er die Pistole aus der Hüfttasche gezogen und das Licht ausgedreht. Vorsichtig zog er die Vorhänge beiseite, öffnete leise die Balkontür und trat hinaus. Die Tür, die von seinem Schlafzimmer auf die Veranda führte, stand offen. Aber er konnte niemanden sehen.

Schnell trat er mit erhobener Waffe in sein Schlafzimmer ein. Es mußte jemand hier gewesen sein, denn an dem Kissen war ein abgerissenes Stück Papier festgesteckt, das von unregelmäßigen Schriftzügen bedeckt war. Er las:

»Lieber Mark, bald werde ich kommen und dich besuchen. Li Yoseph.«

Mark wandte sich um und schloß die Tür nach draußen. Als er am Spiegel vorbeiging; konnte er erkennen, daß sein Gesicht bleich war.

Diese Nacht legte er sich nicht zu Bett, sondern setzte sich an das Kaminfeuer, das er neu entzündete. Bei Morgengrauen trat er auf den Balkon hinaus und sah, wie einfach es war, von dem kleinen oberen Balkon in seine Wohnung herunterzusteigen. Sicher war jemand in der oberen Wohnung gewesen; der Portier konnte das Rätsel vielleicht lösen. Als die Dienstboten kamen, ließ er den Mann zu sich holen.

»Nein, zur Zeit ist niemand oben«, erwiderte der Portier erstaunt. »Sir Arthur vermietet seine Wohnung niemals. Er ist sehr eigen in dieser Beziehung und wünscht nicht, daß Fremde seine Wohnung betreten.«

Mark zwang sich zu einem Lächeln.

»Aber vielleicht hat er nichts dagegen, wenn ich mir die Wohnung einmal ansehe. Wissen Sie, wer die Schlüssel hat?«.

Der Portier zögerte.

»Ich selbst habe den Schlüssel, aber ich würde wahrscheinlich meine Stellung verlieren, wenn Sir Arthur erfährt, daß ich Sie in die Wohnung gelassen habe.«

Als Mark ihm aber ein großes Trinkgeld gegeben hatte, entfernte er sich doch, um den Schlüssel zu holen. Mark stieg hinter ihm die Treppe hinauf, und sie traten beide oben ein. Es war eine Flucht luxuriöser Räume; die meisten Polstermöbel waren mit leinenen Schutzhüllen überzogen. Sowohl im Korridor wie in den Zimmern waren die Teppiche aufgerollt. Der Raum, der über seinem eigenen Wohnzimmer lag, interessierte Mark am meisten. Aber es waren keine Anzeichen dafür zu entdecken, daß jemand hier gewesen war. Die weißen Vorhänge an den Fenstern waren zugezogen; die Möbel mit den hellen Bezügen hoben sich gespenstisch von den dunklen Tapeten ab. Als Mark die Fenster untersuchte, fand er, daß sie alle von innen befestigt waren.

»Sie müssen sich getäuscht haben. Gestern abend ist niemand in dieser Wohnung gewesen. Außerdem gibt es nur zwei Schlüssel: Einen verwahre ich, und den anderen hat Sir Arthur mitgenommen. Wenn er seinen Schlüssel jemand gegeben hätte, würde ich es sicher wissen.«

Mark untersuchte den Raum eingehender. Er war größer als sein Wohnzimmer und reichte auch über das Schlafzimmer von Ann Perryman hinüber. Dann öffnete Mark die Tür und trat auf den kleinen Balkon hinaus. Einem geschickten, gewandten Mann mußte es nicht schwerfallen, von hier aus die untere Veranda zu erreichen. Aber Li Yoseph war nicht behende – wer mochte ihn begleitet haben? Er prüfte das Steingeländer, fand aber keine Spuren einer Leiter oder eines Hakens.

Schließlich trat er in das Zimmer zurück und folgte dem Portier wieder in den Gang. Plötzlich sah er etwas auf dem Boden liegen, bückte sich und hob den kleinen, würfelförmigen Gegenstand auf. Er kam ihm bekannt vor, aber er wußte im Augenblick nicht, was es war.

»Das ist Kolophonium. Es gehört vermutlich Miss Findon – sie spielt Violine.«

»Ist sie auch in Schottland?«

»Ja, heute morgen erst habe ich eine Postkarte von ihr bekommen. Sie schrieb mir, daß ich ihr das Paket nachschicken solle, das gestern von Devonshire kam.«

Als er in sein Wohnzimmer zurückkehrte, fand er Ann dort. Das war ungewöhnlich, denn er sah sie selten am Vormittag und an manchen Tagen überhaupt nicht.

»Ich wollte heute morgen einige Sachen einkaufen, und dazu brauche ich etwas Geld. Ich habe allerdings kaum ein Recht, etwas zu verlangen, solange mir mein Führerschein entzogen ist ...«

»Reden Sie keinen Unsinn«, erwiderte er lächelnd. »Sie können soviel Geld haben, wie Sie wollen. Fünfzig Pfund – hundert Pfund

»Wieviel habe ich denn noch zu bekommen? Wenn ich dazu berechtigt bin ...« Dann fragte sie plötzlich: »Sind Sie in der Nacht nicht gestört worden? Die Leute über uns machen doch eigentlich sehr viel Lärm.«

»Haben Sie es auch gehört?«

»Es ging jemand in der Wohnung herum.«

»Haben Sie das Violinspiel gehört?«

»Ja. Wer mag nur gespielt haben?«

Mark zuckte die Schultern.

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, aber es scheint mir so, als ob sich jemand einen schlechten Scherz mit uns erlaubt.«

»Der alte Li Yoseph ist doch wirklich tot?« fragte sie eindringlich.

»Ich weiß nicht, wie es anders sein könnte. Es war Flut, und wenn er hinuntergefallen ist ...« Er hielt plötzlich inne, als er den merkwürdigen Ausdruck in ihrem Gesicht sah.

»Aber das war doch die Ansicht der Polizei, daß er ins Wasser stürzte?«

Er erkannte, welche Dummheit er gemacht hatte, und lächelte.

»Ich habe die Sache nun schon so oft gehört, daß ich selbst schon beinahe an die Behauptung der Polizei glaube. Meine eigene Meinung ist nach wie vor, daß er irgendwie Nachricht von der kommenden Razzia erhielt, das Land verließ und sich versteckte. Ich bin ganz fest davon überzeugt, daß er starb.«

Er versuchte zuversichtlich zu erscheinen, aber er wußte, daß er damit keinen Erfolg bei ihr hatte.

»Sagen Sie, haben Sie mir nicht einmal erzählt, daß Sie Li Yoseph hier vor dem Haus gesehen hätten?«

Sie hatte dieses Erlebnis beinahe vergessen.

»Ja, aber ich war mir damals meiner Sache nicht ganz sicher – Sie sagten doch, daß ein russischer Fürst in der Nähe wohne und daß es einer seiner Besucher gewesen sein könnte. Wenn es wirklich Mr. Yoseph war, hätte er Sie doch sicher besucht!«

Mark antwortete nicht darauf. Sie sah nur, daß er die Stirn runzelte und dann seine Rundgänge im Zimmer wieder aufnahm.

»Tiser behauptet auch, daß er ihn gesehen hat – sogar schon zweimal. Ich kann das alles nicht verstehen. Die einzige Erklärung wäre nur, daß Tiser eben betrunken war und in seinem Delirium allerhand Gespenster gesehen hat.«

»Würde es für Sie sehr viel bedeuten, wenn Li Yoseph wieder hier auftauchte?«

Es war eine unschuldige Frage, die ohne die geringste Nebenabsicht gestellt wurde, aber Mark war jetzt nervös geworden.

»Was meinen Sie damit?« fragte er rauh. »Was sollte mir denn das ausmachen, wenn Li Yoseph lebte? Er war ein tüchtiger Mann, aber in der letzten Zeit mußte ich mich vor ihm in acht nehmen. Die Polizei war auf ihn aufmerksam geworden und überwachte ihn. In der Zeit, als er verschwand, war

eigentlich kaum mehr etwas mit ihm anzufangen. Auch war er nicht ganz klar im Kopf; seine Geisterseherei war doch schon eine Art Wahnsinn. Ich wußte nie, welchen Unsinn er nächstens sagen würde. Ich habe bis zuletzt freundschaftlich mit ihm verkehrt, denn er war der einzige, der den Mord an Ronnie sah. Und ich wünschte, daß Sie die Wahrheit von einem Augenzeugen hörten.«

»Habe ich sie denn wirklich gehört?«

Er ging langsam auf sie zu und starrte sie an.

»Was meinen Sie nun schon wieder?«

»Habe ich wirklich die Wahrheit erfahren? Sie sagten doch eben selbst, daß er ein wenig verrückt war. Warum sollte er mir dann die Wahrheit gesagt haben? Konnte das nicht auch eine seiner Illusionen gewesen sein?«

Auf diese Frage gab es keine Antwort, und Mark war noch mehr beunruhigt als früher.

»Ich verstehe Sie in diesen Tagen kaum mehr, Ann. Sie sagen die merkwürdigsten Dinge und stellen die seltsamsten Fragen. Sie wissen doch genau, wie es mit Li Yoseph stand. In mancher Beziehung, zum Beispiel mit seinen Geistern und den kleinen Kindern, war er nicht normal, aber sonst war er doch so vernünftig wie wir beide.« Er dachte einen Augenblick nach. »Natürlich kann er auch unbewußt gelogen haben. Ich kann es nicht beurteilen. Ich habe die Geschichte von ihm gehört und muß mich damit zufriedengeben, ebenso wie Sie. Und als er sie mir das erstemal erzählte, war ich vollkommen davon überzeugt, und ich halte sie auch jetzt noch für wahr. Wer sollte Ihren Bruder denn getötet haben, wenn Bradley es nicht war?«

Sie schüttelte nur den Kopf und seufzte.

*

In den folgenden Wochen wurde Marks Verhältnis zu Ann wieder besser. Die Depression, die sie bedrückte, wich teilweise von ihr; sie war liebenswürdig und lachte sogar über seine kleinen Späße. Sie war für ihn in doppelter Weise wertvoll. Einmal war sie eine geschickte, mutige Autofahrerin, da sie aber nach der Gerichtsverhandlung zu unfreiwilliger Ruhe verurteilt worden war, lernte er sie in anderer Weise um so mehr schätzen.

In gewisser Weise war er in sie verliebt. Er bewunderte sie, aber als er ihr einmal engere Freundschaft anbot, wies sie ihn freundlich, aber bestimmt zurück. Ihr Verhältnis zueinander war seit der Verhandlung vor dem Polizeigericht in ein neues Stadium getreten, und er versuchte vergeblich, die richtige Einstellung zu Ann zu finden.

In letzter Zeit war Mark viel beschäftigt, denn seine geschäftlichen Unternehmungen waren nicht immer erfolgreich. Vor kurzem hatte er bei einer Polizeirazzia zwei Agenten zugleich verloren. Auch das Versorgungsheim belastete ihn stark. Tiser kümmerte sich nicht mehr genügend um die Insassen der Herberge. Mark hatte fast zwei Jahre auf einen guten Agenten gewartet, der eine Gefängnisstrafe in Dartmoor absaß. Als er dann durch einen Glückszufall im Versorgungsheim auftauchte, ließ ihn Tiser wieder gehen, ohne ihn Mark zu bringen. McGill war wütend, als er das hörte, und schickte nach seinem unglücklichen Assistenten.

»Was soll denn das bedeuten? Haben wir vielleicht unser Geschäft zugemacht? Wovon willst du denn leben? Oder willst du überhaupt mit dem Leben Schluß machen?«

»Ich tu doch mein Bestes, Mark«, winselte Tiser.

»Du tust dein Bestes? Du hast auch dein Bestes getan, Bradley aus dem Weg zu schaffen, und hast dadurch die Aufmerksamkeit der Polizei auf mich und dich gelenkt! Du greifst dir drei unbeholfene Kerle heraus, die wohl Frauen verprügeln können, aber weiter nichts – die werden natürlich geschnappt! Du läßt dir direkt unter deine Nase ein Mikrophon in der Herberge aufstellen, und dabei willst du sorgfältig alles verbergen, was dort vorgeht. Es war doch nur ein glücklicher Zufall, daß ich in jener Zeit nicht dort anrief.«

»Aber Mark, ich schwöre dir, daß ich die drei nicht ausgeschickt habe ...«

Mark brachte ihn zum Schweigen.

*

Nachdem ein paar Wochen vergangen waren, wurde Tiser wieder mutiger. Der Spuk, der ihn so erschreckt hatte, war nicht wiedergekommen. Wenn er sich selbst um Marks Geschäft gekümmert hätte, wie es seine Aufgabe war, hätte er wohl keine Zeit gehabt, an Li Yoseph zu denken. Aber er ließ das Geschäft gehen, wie es wollte, und gab sich ganz seinen Einbildungen und Träumen hin. Die Verwaltung des Versorgungsheimes lag in den Händen eines Stewards, eines früheren Sträflings. Tausend andere Dinge hielten Tiser in Atem, und statt tatkräftig zu arbeiten, grübelte er stundenlang darüber nach, was geschehen könne, wenn Li Yoseph plötzlich zurückkehrte.

Viele Leute, die ihn besuchten, kamen nicht durch den Haupteingang, sondern durch eine Nebentür. Sie hatten nur kurze Unterredungen mit Tiser und verschwanden ebenso geheimnisvoll, wie sie gekommen waren.

Einer von diesen war ein gewisser Mr. Laring, der früher Offizier gewesen war. Er hatte eine gesunde Gesichtsfarbe, eine kräftige Nase, blaugraue Augen, und er sprach mit dem vornehmen Akzent eines Gentleman. Man hielt ihn für wohlhabend; er wohnte in einem hübschen Haus in einer der südlichen Vorstädte Londons, besaß zwei Autos und ging stets tadellos gekleidet. Er hatte immer einen guten Vorwand, das Versorgungsheim zu besuchen, denn er brachte jedesmal ein großes Paket illustrierter Zeitschriften und Bücher als Lektüre für die Insassen des Heims mit. Was er dagegen mitnahm, wußten nur Tiser und er.

Eines Abends erschien er wieder mit einem großen Paket Zeitungen bei Tiser, der eine Flasche Whisky und einen Syphon mit Sodawasser brachte und sie auf den Tisch setzte. Laring hatte viel zu sagen.

»Das ganze Geschäft geht in die Binsen, Tiser. Wenn Mark sich nicht vorsieht, werden ihn diese Amerikaner noch ganz verdrängen. Natürlich sind sie auch an mich herangetreten, weil ich eine der besten und größten Verteilerorganisationen im ganzen Lande habe. Und Sie haben mir jetzt seit zwei Monaten keine größere Lieferung zukommen lassen! Das geht unter keinen Umständen so weiter, Tiser!«

Mr. Larings »Organisation« war selbst amerikanisch aufgezogen. Er war einer der größten Exporteure, und seine Agenten saßen in allen größeren Städten von New Orleans bis nach Seattle. Aber in anderer Beziehung war er wieder von Mark abhängig.

»Der ganze Fehler liegt darin, daß Sie kalte Füße bekommen haben. Ja, ja, ich weiß alles über den Fall beim Polizeigericht, ich habe die Berichte mit dem größten Interesse gelesen. Aber Geschäft ist nun einmal Geschäft, mein lieber Tiser. Die kleinen geschäftlichen Verbindungen, die ich hier in der Gegend habe, machen mir keine Sorgen. Die will ich sowieso aufgeben.«

In diesem Augenblick schlug eine kleine Glocke an. Sie gab das Zeichen, daß ein anderer Besucher gekommen war. Tiser, der von McGill zu regerer Tätigkeit angetrieben worden war, ging aufgeregt hin, um zu öffnen. Als er die Tür aufmachte, stand Ann vor ihm. Er war so erstaunt, daß er zunächst nichts sagen konnte.

»Miss Perryman! Was, in aller Welt, tun Sie denn hier – sind Sie ohne Begleitung gekommen?« Er schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Das ist aber sehr gefährlich. Daß Mark das zugegeben hat!«

»Er weiß nichts davon«, sagte sie und wartete auf eine Einladung, näher zu treten. »Haben Sie Besuch?«

»Nur mein guter Freund, Mr. Laring, ist da. Er interessiert sich sehr für das Heim und bringt uns immer etwas zum Lesen mit. Würden Sie mich einen Augenblick entschuldigen?«

Er eilte in sein Zimmer zurück und erklärte, wer gekommen war. Mr. Laring war ein höflicher Mann und begrüßte Ann mit einer kleinen Verbeugung. Aber auch er war erstaunt. Weder er noch die anderen Agenten Marks wußten, ob das junge Mädchen ahnte, welche Tätigkeit es eigentlich ausübte. Von Anfang an war zwar allen aufs strengste untersagt worden, in seiner Gegenwart Näheres über die Art des Geschäftes zu erwähnen; aber man nahm diese Komödie nicht ernst und glaubte nur, daß es

ein Vorwand war, um es zu schützen, falls die Polizei es tatsächlich einmal fassen sollte.

Ann folgte einem plötzlichen Impuls, als sie ihre Wohnung verließ und zu dem Heim ging. Sie wußte selbst nicht, warum sie hierhergekommen war. Es schwebte ihr nur dunkel vor, daß sie ihren eigenen Grübeleien aus dem Wege gehen und hier eine Lösung ihrer Zweifel suchen wollte.

»Nein, Mark McGill weiß nicht, daß ich hierhergekommen bin. Ich langweilte mich zu Hause und dachte, ich könnte hier vielleicht Li Yoseph treffen.«

Sie sah, daß Tiser zusammenzuckte, und bereute den kleinen Scherz.

»Li Yoseph?« Laring runzelte die Stirn. »Ich dachte, unser alter Freund wäre ...«

»Über See gereist, über See –«, ergänzte Tiser schnell. »Kann ich irgend etwas für Sie tun, Miss Perryman – ich meine, wünschen Sie etwas Bestimmtes von mir? Es ist wirklich schon sehr spät ...«

Es war nach zehn, und um diese Zeit war selten eine Dame im Heim zu sehen.

»Ach nein, ich wollte nichts Besonderes – ich wollte eigentlich nur einmal an die frische Luft gehen.« Es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie den Mann belog, denn sie war eben am Ende der Straße aus einem Taxi gestiegen.

Über Mr. Larings Gegenwart freute sie sich – er machte das Zusammensein mit Tiser erträglicher. Sie hatte den unklaren Plan gehabt, mit Tiser einmal über das Schmuggelgeschäft zu sprechen und von ihm die Wahrheit zu erfahren. Natürlich war es Sacharin, das sie transportiert hatte ... Und das Schmuggeln war ja so allgemein; erst in der letzten Woche hatte sie in der Zeitung gelesen, daß der Obersteward eines Schiffes mit hundert Pfund bestraft worden war. Der Staatsanwalt hatte in seiner Rede ausführlich darauf hingewiesen, wieviel eingeschmuggelt wurde und wie häufig derartige Verstöße waren.

Ann sagte sich immer wieder, daß Bradley sie nur hatte erschrecken wollen. Das war ein alter Trick der Polizeibeamten. Er wollte durch diese Redereien die einzelnen Mitglieder der Organisation miteinander verfeinden. Aber ihre Zweifel ließen sich nicht unterdrücken. Wenn es nun doch kein Sacharin war? Diese Ungewißheit quälte sie entsetzlich. Und hier saß sie nun Mr. Laring gegenüber, einem der größten Abnehmer der geschmuggelten Waren. Mr. Laring würde ihr sicher die Wahrheit sagen, vor der Tiser feige zurückschreckte. Natürlich würde er hier nicht darüber sprechen. Die Unterhaltung drehte sich um allgemeine Dinge, um das Wetter, um Anns unangenehmes Erlebnis vor dem Polizeigericht, um die vortrefflichen Charaktereigenschaften Marks. Tiser lobte ihn ganz besonders. Nach einer Viertelstunde erhob sich Mr. Laring, um sich zu verabschieden, und Ann nahm die Gelegenheit wahr.

»Ich möchte Sie gern begleiten, wenn es Ihnen recht ist«, sagte sie.

Sie sah, daß Tiser erschrak, und wurde dadurch nur noch mehr in ihrem Vorhaben bestärkt.

Mr. Larings Wagen stand an der Straßenecke. Es war dem Agenten ein Vergnügen, Ann nach Hause zu fahren, denn er liebte die Gesellschaft hübscher Frauen. Der Aufbruch erfolgte so schnell, daß Tiser keine Gelegenheit hatte, ihn zu warnen.

»Dieser Tiser ist doch ein merkwürdiger Mensch. Ich fürchte nur, daß er zuviel trinkt«, sagte Mr. Laring, als der Wagen durch Hammersmith Broadway fuhr.

»Der arme Kerl hat die Nerven vollständig verloren«, fuhr er fort und schüttelte traurig den Kopf. »Er wird Mark wohl nicht mehr viel helfen können, es ist sehr schade. Soviel ich weiß, dürfen Sie augenblicklich auch nicht mehr fahren, Miss Perryman? Man wird Sie sehr vermissen.«

»Mark wird die Verteilung wohl geregelt haben.«

Er seufzte.

»Er ist nicht so hinter dem Geschäft her, wie man eigentlich erwarten dürfte. Ich fürchte, er hat die Nerven auch verloren. Es wäre ja auch verständlich. Wir haben alle einen großen Schrecken bekommen, als Sie damals gefaßt wurden. Wir dachten bestimmt, daß es nicht ohne Gefängnis abgehen würde. Die ganze Sache war ein schurkischer Plan von diesem Bradley. Er brachte zuerst den Fall Smith vor den Gerichtshof, um dem Richter die Schwere Ihres Vergehens vor Augen zu führen.«

Plötzlich erinnerte er sich an sein Versprechen.

»Nicht, daß Sacharinschmuggel ein besonders schweres Vergehen wäre«, fügte er hastig hinzu.

»Sacharin?« erwiderte Ann lachend. »Reden Sie doch keinen Unsinn!«

Mr. Laring seufzte schwer.

»Ich weiß selbst nicht, ob das recht ist, was ich tue. Manchmal kommen mir böse Gedanken, ob ich nicht zum Unheil der Menschheit arbeite.« In Wirklichkeit hatte er noch nie Gewissensbisse gehabt oder sich Vorwürfe gemacht. »Aber was soll man machen? Hat denn irgendeine Person oder Gesellschaft oder ein Land das Recht, Ihnen oder mir vorzuschreiben, wo und wie wir unseren Vergnügungen nachgehen können? Hat jemand das Recht, mir zu verbieten, Whisky zu trinken, soviel mir beliebt? Sollten Sie kein Parfüm gebrauchen dürfen, wenn Ihnen der Duft besondere Freude macht?«

»Oder sollte ich zum Beispiel kein Kokain nehmen dürfen?« ergänzte sie ein wenig atemlos.

»Da haben Sie vollkommen recht.« Er machte eine kleine Pause. »Für mich persönlich hat es niemals eine Anziehung gehabt, aber ich kann mir wohl vorstellen, daß es Leute gibt, die sich ein intensives Vergnügen dadurch verschaffen können – ja, wenn ich so sagen darf, vielleicht das einzige Vergnügen, das ihnen das Leben noch bieten kann. Ich glaube nicht, daß ich eine strafbare Handlung begehe, wenn ich ihnen zu diesem Vergnügen verhelfe. Natürlich gibt es auch arme, schwache Menschen, die sich durch übermäßigen Genuß ruinieren. Aber es gibt ja auch Leute, die übermäßig rauchen oder übermäßig essen ...«

Ann hörte ihm niedergeschlagen zu. Wenn sie ihn jetzt klar und offen fragte, ob er mit Kokain und Morphium handelte, würde er das entrüstet leugnen – und doch hatte er ihr alles gesagt, was sie wissen wollte, ja noch viel mehr als das.

Am Marble Arch wurden sie durch den Verkehr einen Augenblick aufgehalten; von da ab fuhr der Wagen langsamer und hielt schließlich am Cavendish Square. Mr. Laring wollte Ann höflich beim Aussteigen behilflich sein, aber sie duldete es nicht. Schnell stieg sie aus und schloß die Tür wieder.

Sie blieb noch auf dem Gehsteig stehen und sah dem fortfahrenden Wagen nach. Aber plötzlich bemerkte sie, daß ein Herr in ihrer Nähe stand, kaum drei Schritte von ihr entfernt. Sie bemerkte seine glimmende Zigarette und wollte schnell ins Haus eilen. Aber er sprach sie an.

»Ein schöner Abend für eine Spazierfahrt, Miss Perryman.«

Es war Bradley.

»Ja, sehr schön«, erwiderte sie verlegen.

Sie hätte nun an ihm vorbeigehen können, aber sie folgte einem unbestimmten Gefühl und blieb stehen.

»Hat es Ihnen im Versorgungsheim gut gefallen? Man sollte annehmen, daß durch Ihre schöne Erscheinung und Ihr liebenswürdiges Wesen alle bekehrt werden, daß sie sich bei Ihrem Anblick haltlos in Sie verlieben, wie Sie es damals von mir behauptet haben.«

Ein schmerzlicher Zug zeigte sich auf ihrem Gesicht, als sie an die Szene erinnert wurde, die sie so sehr bereute.

»In den Büchern kann man lesen, wie diese Leute Tränen der Reue vergießen, ihre Untaten bereuen und dann für ein paar Groschen die Stunde Holz hacken, um ihren Lebensunterhalt auf ehrliche Weise zu erwerben. Aber die Wirklichkeit sieht ganz anders aus, nicht wahr?«

Er war liebenswürdig und freundlich zu ihr, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre.

»Ich wollte Sie eigentlich sprechen«, fuhr er fort. »Wie ich höre, spukt hier ein geigenspielender Geist herum?«

»Warum verhaften Sie ihn denn nicht?« fragte sie. Nach der Befangenheit über dieses unerwartete Wiedersehen erlangte sie allmählich ihre Selbstbeherrschung wieder.

»Das Verhaften von Geistern ist gegen die Dienstvorschrift. Sie haben den alten Li Yoseph wohl

nicht zu Gesicht bekommen?«

Das Gespräch kam ins Stocken, aber sie zögerte immer noch.

»Woher wissen Sie denn, daß ich im Versorgungsheim war?«

»Ich bin ihnen dorthin gefolgt«, gab er offen zu. »Auch auf Ihrem Heimweg habe ich Sie begleitet. Sie wundern sich, daß ich vor Ihnen hier ankam? Sie sind am Marble Arch aufgehalten worden, während ich mit meinen Polizeiwagen durchfahren konnte.«

Sie lächelte schwach.

»Was haben Sie eigentlich gemacht – seitdem ich Sie zuletzt gesehen habe?«

»Ich habe inzwischen Einbrecher gefangen.«

»Sicherlich sind Sie auch ihnen gegenüber sehr milde und nachsichtig gewesen«, sagte: sie ironisch.

»Gutmütigkeit ist meine Hauptschwäche«, entgegnete er ebenso. »Es gibt für mich kein größeres Glück, als einen Schwerverbrecher zu fangen, ihn in eine schöne, luftige, geräumige Zelle zu transportieren, ihn gut zu versorgen, zu Bett zu bringen und seine Hände zu streicheln, bis er sanft eingeschlafen ist.«

»Und dann gehen Sie hin und beseitigen alle Beweise gegen ihn, schaffen seine Diebeswerkzeuge weg und behaupten, daß Sie überhaupt nichts gefunden haben.«

Er lachte wieder.

»Ja, es ist merkwürdig. Ich habe nun einmal einen solchen Charakter. Wenn ich einen Verbrecher vor Gericht zur Verurteilung gebracht habe und er zwanzig Jahre bekommt, dann bin ich selbst so erschüttert, daß ich mich in den Schlaf weinen muß.«

Er schaute an ihr vorbei. Gleich darauf tauchten die Scheinwerfer eines großen Autos auf, das sich schnell auf sie zubewegte und dann dicht vor ihnen hielt.

»Gute Nacht, Miss Perryman. Ich muß noch einen Auftrag erfüllen.«

Gleich darauf stieg er in den Wagen, und Ann trat in das Haus. Sie fühlte sich merkwürdig leicht und froh.

Kapitel 15

Mark McGill verfügte über noch mächtigere Hilfsmittel als über Tiser und seine Herberge. Der plumpe Überfall auf Bradley war noch die geringste Folge von Marks Feindschaft; gefährlicher war schon ein Unfall, der hervorgerufen winde durch die heimliche Entfernung einer Radschraube an dem Wagen des Polizeiinspektors. Als er mit einer Geschwindigkeit von etwa siebzig Kilometern auf der Great West Road entlangfuhr, löste sich eines der Vorderräder – und nur durch ein Wunder wurde die Besatzung vor schwerem Unheil bewahrt. Es war kein zufälliger Unglücksfall, das zeigte schon eine oberflächliche Prüfung der gelösten Schraube.

Scotland Yard war stark beunruhigt durch das Überhandnehmen von Gewalttätigkeiten im ganzen Land. Ein bewaffneter Einbrecher ist eine seltene Erscheinung in England; gewöhnlich ist er ein ungeschickter Laie. Aber nun tauchten fast überall bewaffnete Verbrecher auf.

Bradley kannte die Verbrecher so gut wie sich selbst. Er kannte sie in all ihrer Häßlichkeit und fand nichts Gutes an ihnen. Er machte sich über den Charakter dieser Leute keine Illusionen mehr, denn seine Erfahrungen hatten ihn gelehrt, was er von ihnen zu halten hatte. Er verachtete sie weder, noch haßte er sie; aber er hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, diese Schädlinge aus der menschlichen Gesellschaft auszumerzen.

Bradley nahm eines Tages an einer Konferenz teil, die im Polizeipräsidium abgehalten wurde.

»McGill hat augenblicklich in seiner Tätigkeit stark nachgelassen – zur Zeit macht er keine Geschäfte. Die Verhandlung gegen Miss Perryman wird ihn wohl abgeschreckt haben«, sagte er.

»Es ist wirklich schade, daß Sie nicht einen seiner Helfershelfer dazu bringen können, ihn zu verraten«, meinte sein Vorgesetzter.

Aber der Polizeiinspektor schüttelte den Kopf.

»Sie haben alle so große Furcht vor ihm, daß sich niemand finden wird, der gegen ihn aussagt. Und selbst dann hat er so viele Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß man ihn nicht so leicht überführen kann.«

»Können Sie denn nicht vorwärtskommen, wenn Sie sich mit Miss Perryman gut stellen?« fragte ein anderer höherer Beamter.

Bradley richtete sich steif auf.

»Wie denken Sie sich denn das?« fragte er kühl.

»Nun ja, Sie sind doch ein ganz hübscher Kerl –«

»Wir wollen hier keine Komplimente austauschen, sondern uns an Tatsachen halten«, sagte Bradley kurz. »Ich werde Mark McGill schon fassen, aber ich habe schwerere Anklage gegen ihn zu erheben als den Handel mit Rauschgiften.«

Kurze Zeit nach dieser Konferenz erhielt Mark von seinen Agenten die Nachricht, daß die Polizei die Nachforschungen gegen ihn und seine Organisation eingestellt habe und daß man ihnen jetzt nicht mehr nachspüre. Die Sperren, mit denen man alle größeren Städte umgeben hatte, wurden aufgehoben; Autos konnten wieder frei verkehren, ohne angehalten und durchsucht zu werden. Die zahlreichen Detektive, die alle Eisenbahnstationen bewacht hatten, wurden zurückgezogen und nur einige auf den Posten belassen.

Mark nahm wieder Fühlung mit seinen Lieferanten in Belgien und Frankreich auf. Besonders von Belgien wurde viel Rauschgift nach England geliefert; aber er mußte jetzt neue Methoden und Wege ausfindig machen, um die Zollbeamten zu täuschen. Seitdem Ann der Führerschein entzogen worden war und außerdem eine Kontrolle der Wassergrenzen durch Flugzeuge ausgeübt wurde, schienen die Schwierigkeiten fast unüberwindlich zu werden. Li Yoseph war eine großartige Stütze seiner Organisation gewesen; er wußte alle Mittel und Schleichwege und kannte Hunderte von Seeleuten. Sein Haus lag so günstig, daß bei ihm leicht Schmuggelware gelandet werden konnte. Es gab allerdings unzählige Diebe auf dem Fluß, aber man konnte ihnen in keiner Weise trauen, wenn man

nicht einen zuverlässigen Hehler hatte, und ein solcher Mann war schwer zu finden.

Als Mark eines Tages mit Ann zu Mittag aß, machte er ihr einen Vorschlag.

»Es wäre vielleicht ganz gut, wenn ich ein Haus am Fluß kaufen würde«, sagte er leichthin. »Irgendwo zwischen Teddington und Kingston, mit einem hübschen Rasen zum Ufer hin. Wie denken Sie darüber?«

»Das klingt ja sehr verheißungsvoll«, erwiderte sie.

»Das Geschäft ist fast vollständig zum Stillstand gekommen, und ich verliere Geld. Sie können keine Fahrten mehr unternehmen. Ich glaube, das Haus am Fluß ist ein sehr guter Gedanke – aber es muß unterhalb der Schleusen liegen.«

Jetzt schaute sie ihm voll ins Gesicht.

»Versuchen Sie einen weiblichen Li Yoseph zu finden?«

»Ich weiß nicht ...«

»Was erwarten Sie denn von mir ... was soll ich denn in diesem Haus tun – mit einem Rasen, der sich zum Ufer hinzieht? Läge das Haus nicht besser an einer Bucht, die man nicht übersehen kann?«

»Ich weiß nicht, was ich von Ihnen halten soll, Ann. Sie wollen doch nicht behaupten, daß ich ...«

Ann lächelte.

»Ich dachte, Sie brauchen einen Ersatz für Lady's Stairs; einen Ort, wo Ihre Leute unbeobachtet – die Ware abliefern können. Ich muß wirklich sagen, daß ich diesen Plan sehr schätze. Ich fürchte, ich bin ein schlechter Schmuggler.«

»Es handelt sich ja gar nicht um Schmuggel«, sagte er düster. »Sie sind wirklich merkwürdig! Wenn ich irgend etwas für Sie tun will, suchen Sie stets eine böse Nebenabsicht hinter meinem ...«

»Wohlwollen«, ergänzte sie. »Nein, Mark, ich glaube nicht, daß mir das zusagen würde. Ich bin der Polizei zu gut bekannt – ich stand vor Gericht, und ich habe Bradley beleidigt. Sie können sicher sein, daß jeder meiner Schritte überwacht wird. Und ich möchte nicht noch einmal etwas Ähnliches erleben wie damals.«

Er sprach nicht weiter über die Sache, aber er war bitter enttäuscht. Wäre sie auf seinen Plan eingegangen, dann wären all seine Schwierigkeiten auf leichte Weise gelöst gewesen.

In seiner ärgerlichen Stimmung machte er eine boshafte Bemerkung.

»Bradley ist wohl bis über die Ohren in Sie verliebt?«

Zu seiner Genugtuung errötete sie tief, aber dann wurde sie bleich.

»Reden Sie doch nicht so törichtes Zeug«, sagte sie, ohne ihn anzusehen.

»Sie haben das doch vor Gericht selbst gesagt«, fuhr er rücksichtslos fort. »Es ist allerdings merkwürdig, daß ein solcher Mann sich überhaupt verlieben kann! Ich vermute ja, daß er jetzt davon geheilt ist. Immerhin könnte er Sie beschwatzt haben. Diese Menschen gehen sogar mit Schwerverbrecherinnen aus, um wichtige Angaben aus ihnen herauszulocken. Ich glaube, im Grunde seines Herzens haßt er Sie.«

Beinahe hätte sie ihm widersprochen.

»Wollten Sie etwas sagen?«

»Nein«, erwiderte sie kurz. Gleich darauf stand sie auf und verließ das Zimmer.

Sie sah den Tatsachen jetzt mutig ins Gesicht. Als sie in ihrem Zimmer angekommen war, nahm sie kurz entschlossen das Bild des Detektivs aus dem Doppelrahmen heraus und zerriß es in kleine Stücke. Sie konnte ihn nicht länger hassen. Auch glaubte sie nicht mehr, daß er ihren Bruder getötet hatte. Sie glaubte vielmehr, daß ...

Aber sie wollte noch keine weiteren Schlußfolgerungen ziehen. Bradley hatte sie geliebt, dessen war sie sicher. Er wollte sie nicht beschwatzen, wie Mark behauptete. Er hatte sie geliebt, aber konnte seine Liebe jene Demütigung überleben, die sie ihm angetan hatte?

Mark war klug und deutete die Symptome ihrer Gemütsverfassung richtig, welche die kleine Unterhaltung an den Tag gebracht hatte. Als sie ihn verlassen hatte, blieb er noch lange sitzen und dachte über die verwirrte Lage nach.

Sie hatte Bradley gern; sie liebte ihn natürlich noch nicht – aber wohin sollte das führen? Ihr Zutrauen zu ihm war erschüttert, und jeder Versuch, es wiederherzustellen, war vergeblich. Ein Bündnis zwischen Bradley und Ann würde die schlimmsten Konsequenzen für ihn haben. Er glaubte zwar nicht, daß sie vor Gericht als Zeugin gegen ihn auftreten würde; aber er wußte sehr wohl, daß die gefährlichsten Aussagen nicht in der Öffentlichkeit gemacht wurden, sondern in einem kleinen Zimmer in Scotland Yard.

Ann wußte mehr von der Art seines »Geschäftes«, als sie selbst ahnte. Sie mochte vielleicht nicht wissen, was sie nachts im Auto transportiert hatte, aber sie kannte die Leute, zu denen sie die Waren brachte. Alle Fäden seiner Organisation waren in ihrer Hand. Früher hatte er niemals an eine Heirat gedacht, aber jetzt wurde dieser Gedanke ein Teil seines Plans. Wenn Bradley sie liebte, erreichte Mark durch eine Heirat mit Ann einen doppelten Zweck – einmal beseitigte er eine sehr gefährliche Zeugin gegen sich, und außerdem kränkte er den verhaßten Mann aufs tiefste.

Er hatte von verschiedenen Ereignissen erfahren, die ihm schwere Sorgen bereiteten. Die Tätigkeit der Polizei mochte auf dem Land und in der Provinz nachgelassen haben, aber in der Hauptstadt selbst wurden die Nachforschungen um so systematischer und rücksichtsloser durchgeführt. Zunächst wurden die Autodiebe und Hehler von diesen scharfen Maßnahmen getroffen. Eines Abends kam Mark auf eine dringende telefonische Einladung hin mit einem guten Bekannten zusammen, der gestohlene Autos weiterverschob und der ihm früher sehr nützliche Dienste geleistet hatte.

»Die Polizei durchstöbert jetzt die ganze Gegend am Fluß unten bei den Docks«, erklärte dieser Mann. »Das große Lagerhaus von Bergson ist durchsucht worden, und dabei haben sie drei gestohlene Wagen gefunden, die nächste Woche mit einem Frachtdampfer nach Indien abgehen sollten. Der alte Bergson und sein Sohn sind verhaftet, und ich weiß aus sicherer Quelle, daß man den beiden versprochen hat, ihnen die Sache leichtzumachen oder sogar die Strafe ganz zu erlassen, wenn sie nähere Angaben über Ihren Rauschgifthandel machen.«

»Ist denn mein Name erwähnt worden?« fragte Mark schnell.

»Nein, Ihr Name ist nicht gefallen, aber es ging aus allem hervor, daß man Sie meinte. Haben Sie denn jemals die Hilfe der Bergsons bei der Verteilung Ihrer Ware in Anspruch genommen?«

Mark dachte nach.

»Nein, bis jetzt noch nicht.«

»Es handelt sich nämlich um folgendes. Die Leute glauben, daß Ihr Handel mit Koks Scotland Yard so wild gemacht hat, und sie sind natürlich verärgert darüber. Ich habe alle meine Autos nach Birmingham gebracht – wie steht es denn bei Ihnen?«

»Ich habe tatsächlich keine Wagen hier – höchstens zwei, und die laufen unter anderen Namen.«

Obwohl er es nicht sagte, war sicher der eine dieser Namen Ann Perryman.

»Ich kann Ihnen nur raten, sich in acht zu nehmen« warnte sein Freund. »Noch eins: Hat Sedeman etwas gegen Sie? Er ist heute aus dem Gefängnis gekommen, und er schwingt große Reden. Der Alte war ein Freund von Li Yoseph. Wenn er sich nicht in Ihrem Versorgungsheim einnistete, schlüpfte er bei dem alten Li unter. Was weiß der eigentlich?«

»Gar nichts«, erwiderte Mark ärgerlich.

Die beiden hatte sich am Kensington Square getroffen und trennten sich jetzt, als von weitem ein anderer Fußgänger näher kam.

Mark ging nachdenklich nach Hause. Lange Zeit saß er vor dem Kaminfeuer und rauchte. Plötzlich erinnerte er sich an ein kleines Lederetui, das am Nachmittag angekommen war; er nahm es aus dem Safe heraus, öffnete es und betrachtete die funkelnden Steine auf dem blausamtenen Grund. Dann klingelte er, und Ledson trat ein, der zugleich das Amt eines Hausmeisters und eines Dieners versah.

»Gehen sie hinüber zu Miss Perryman und fragen Sie, ob sie so liebenswürdig sein möchte, eine Minute zu mir zu kommen.«

Als Ledson die Tür öffnete, stand Tiser auf der Schwelle. Der nervöse Mann trocknete seine Stirn ab, als ob er in großer Eile angekommen wäre, aber das hatte bei ihm nicht viel zu sagen.

»Ist Mr. McGill zu Hause?« flüsterte er. »Sagen Sie mir, mein lieber Ledson, ist er in guter Stimmung?«

»Das weiß ich nicht. Soll ich Sie anmelden?«

»Nein, ich gehe schon allein hinein.«

Er schlich so leise in das Wohnzimmer, daß Mark ihn zunächst nicht bemerkte.

»Was, zum Teufel, willst du denn schon wieder?« fragte er barsch, als er ihn sah.

Tiser war aufgeregt wie immer. Er ging durch das Zimmer zu Mark hin und rieb die Hände aneinander.

»Mein lieber Freund«, sagte er leise und vertraulich. »Was glaubst du wohl, was die Polizei heute abend unternommen hat? Sie haben die Herberge durchsucht.«

Mark runzelte die Stirn.

»Bradley?«

»Ach, dieser Schuft!« sagte Tiser kläglich. »Nein, der war es nicht. Einer seiner Untergebenen. Sie haben Benny und Walky, den kleinen Lew Marks und noch ein paar andere mitgenommen – im ganze sechs der besten Leute. Und dabei haben sie doch wirklich nichts getan! Ich schwöre dir, das ist der gemeinste Fall von ungerechter Verfolgung, den ich jemals erlebt habe. Die armen Kerle saßen gerade zusammen und tranken Bier ...«

»Hat die Polizei Koks oder anderen Stoff bei dir gefunden?« fragte Mark schnell. »Ich habe dir doch ausdrücklich gesagt, daß nicht eine Prise dort aufbewahrt werden darf.«

Tiser war bedrückt.

»Aber mein lieber Mark, du weißt doch ganz genau, daß ich mich an deine Vorschriften halte und niemals Ware in der Herberge unterbringe. Mark, du traust mir nicht mehr. Ich schufte und quäle mich ab, ich denke von morgens bis abends daran, wie ich das Geschäft heben kann. Mein ganzes Leben besteht nur noch aus elender Sklavenarbeit – meine beste Kraft verpuffe ich für dich ...«

»Halt den Mund!« brummte Mark. »Warum hat die Polizei denn die Bude durchsucht?«

Die Ankunft Anns enthob Tiser einer Antwort.

»Guten Abend, Ann!« sagte Mark so heiter und liebenswürdig wie möglich. »Hier ist wieder unser Angsthase, aber seien Sie deshalb nicht böse. Er fürchtet sich und muß mir seine Sorgen mitteilen.«

»Wollten Sie mich sprechen? Soll ich später wiederkommen?«

»Nein, nein. Tiser bleibt nicht hier. Er wollte mir nur sagen, daß die Polizei heute abend die Herberge durchsucht und einige Leute verhaftet hat.«

Sie sah ihn nur durchdringend an. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn sie Aufregung oder Bestürzung gezeigt hätte.

»Warum hat die Polizei das getan?« fragte sie.

Mr. Tiser mischte sich ins Gespräch.

»Wegen einer Sache, die vor etwa einer Woche passierte. Irgendeine Bande hat Bradley überfallen – das war natürlich sehr schlecht von den Leuten ...«

»Überfallen?« fragte sie erschrocken. Beinahe hätte sie hinzugefügt: »Davon hat er mir ja gar nichts gesagt.«

»Ja, das gibt die Polizei an. Aber den Menschen kann man doch nicht trauen.« Tiser schüttelte traurig den Kopf. »Das scheint schon der zweite Angriff gewesen zu sein – jemand hat ihn mit einem Rasiermesser angefallen.«

»Wie niederträchtig und gemein!« rief Ann empört.

Mr. Tiser war erstaunt.

»Ja, unglücklicherweise – ich wollte sagen, glücklicherweise ging der Schlag fehl. Die Sache war ganz schrecklich ...«

»Hast du denn etwas davon gewußt?« Marks Gesicht war weiß vor Ärger.

»Nein, Mark, ich schwöre dir, daß ich nichts davon geahnt habe! Einer von den Kerlen war wütend, daß ihn Bradley neun Monate ins Gefängnis gebracht hatte.«

»Also hast du doch etwas davon gewußt, du alter Schleicher! War das wieder einer deiner verheißungsvollen Pläne, du Idiot?«

Ein Blick Anns ließ ihn verstummen.

»Sie wissen, wer es getan hat?« fragte sie Tiser.

Er lächelte schwach und sagte etwas von »allgemeinem Gerede«.

»Ist er verletzt worden?«

»Kommt es denn darauf überhaupt an?« unterbrach sie Mark ungeduldig. »Ich wünschte nur, sie hätten diesem verdammten Kerl die Kehle durchschnitten! Dann wäre der Überfall wenigstens gerechtfertigt. Tausend Pläne machen, alles Mögliche versuchen und nachher ihn nicht einmal erwischen ...«

In seiner Erregung vergaß er jede Vorsicht.

»Du bist der dümmste Idiot, Tiser, der mir jemals begegnet ist. Du kannst nur mit der einen Hälfte deines Gehirns denken, und damit nicht einmal richtig. Wenn du ihnen wenigstens etwas gegeben hättest, um sie anzufeuern, und ihnen dann eine Pistole in die Hand gedrückt hättest, brauchten wir uns jetzt nicht mehr über einen Mr. Bradley zu ärgern.«

»Etwas geben, um sie anzufeuern?« wiederholte Ann langsam.

Mark sah, daß er zu weit gegangen war, und lachte verlegen.

»Um Gottes willen, Ann, nehmen Sie doch nicht gleich jeden Scherz tragisch!«

»Was sollte er ihnen denn geben, um sie anzufeuern?«

»Natürlich etwas zum Trinken, Tiser, nimm dir einen Whisky, du sollst hier nicht vor Durst umkommen!«

Tiser ließ sich nicht zweimal auffordern, ging zu dem Schrank, schenkte sich ein Glas ein und kam dann wieder zurück.

»Ich wundere mich nur, daß dieser Mann nicht damals aus der Polizeitruppe entlassen wurde, als er sich so lächerlich machte.« Plötzlich nahm er seine Brieftasche heraus und öffnete sie. Bevor er aber Ann ein dickes Paket Zeitungsausschnitte zeigte, trank er erst sein Glas aus. »Die habe ich immer bei mir getragen – eines Tages werde ich sie noch rahmen lassen.«

Er fischte einen heraus und lachte.

»›Eine unerhörte Szene im Gerichtssaal! Ein bekannter Detektiv und seine Gefangene!‹« las er vor. »›Liebe im Gefängnis! Eine Frau erhebt ungeheuerliche Anklagen gegen einen höheren Polizeibeamten ...‹«

Ann riß ihm das Papier aus der Hand. Sie war bleich, und ihre Augen blitzten vor Erregung.

»Wenn Sie Unterhaltung brauchen, dann müssen Sie sich etwas anderes suchen!« rief sie heftig.

Selbst Mark war über sie erstaunt.

»Was ist denn mit Ihnen los, Ann?« fragte er.

Es dauerte einige Sekunden, bevor sie sich wieder gefaßt hatte.

»Glauben Sie denn, daß ich mich ebenso verhöhnen lasse wie Bradley? Denken Sie, ich will, daß dieser« – sie suchte nach einer Bezeichnung für Tiser – »Mensch die Zeitungsausschnitte mit sich herumträgt, sie seinen blöden Freunden zeigt und dann mit den Kerlen über mich lacht?«

»Vor einer Woche hätten Sie noch gar nichts dazu gesagt«, erwiderte Mark vorwurfsvoll. »Ich weiß wirklich nicht, was in Sie gefahren ist. Sie springen anderen Leuten bei dem geringsten Anlaß an die Kehle.«

Mr. Tiser konnte sich nicht genug entschuldigen.

»Aber Miss Perryman, Sie sind doch die letzte, die ich irgendwie beleidigen würde. Ich habe die Zeitungsausschnitte doch nur zur Erinnerung aufgehoben.«

Ann beruhigte sich wieder. »Wer wurde denn verhaftet?« fragte sie, um das Gespräch in andere Bahnen zu lenken.

»Nur unbedeutende Leute«, versicherte Tiser schnell. »Bradley sagte zwar, er hätte sie wiedererkannt, aber das ist eine Lüge. Denn erstens hatten sie die Kragen hochgeschlagen, als sie ihn überfielen ...«

»Wenn man dich sprechen hört, sollte man meinen, du wärst dabeigewesen.« Mark warf ihm einen wütenden Blick zu, dann wandte er sich an Ann. »Wir wollen von etwas Freundlicherem sprechen. Ich habe ein kleines Geschenk für Sie.« Er ging zum Kamin und griff nach dem Lederetui. »Wir haben in den letzten Tagen ziemlich gut verdient.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich wünschte, Sie würden mir nichts schenken.«

»Aber warum denn nicht?«

Es dauerte einige Zeit, bevor sie ihre Gedanken in Worte fassen konnte, ohne ihn dadurch zu verletzen.

»Ich werde es Ihnen sagen, Mark. Die Gegenwart Mr. Tisers stört mich nicht, denn er weiß ebensoviel von Ihren Geschäften wie Sie selbst. Ich war über ein Jahr für Sie tätig. In dem Monat vor meiner Verhaftung habe ich zwanzig längere Fahrten gemacht und habe bei keiner Fahrt mehr als zwei Pfund von dem Stoff mitgenommen.«

»Nun, was wollen Sie damit sagen?« fragte Mark, als sie eine Pause machte.

»Das sind also im Monat vierzig Pfund. Sechshundertvierzig Unzen. Sie sagten mir früher einmal, daß wir an einer Unze Sacharin drei Schilling verdienten – das ist weniger als ein Pfund Verdienst im Monat. Dabei sind die Unkosten nicht berücksichtigt, die ich und das Auto verursachen – und das sind ungefähr auch hundert Pfund im Monat.«

»Aber das ist doch kein schlechter Verdienst, liebe Miss Perryman«, versicherte Tiser schnell. »Viele Firmen würden mit einem Verdienst von hundert Pfund monatlich sehr zufrieden sein.«

»Bedenken Sie doch, daß Sie nicht die ganze Ware verteilen, die hereinkommt«, sagte Mark mit überlegenem Lächeln. »Sie sind doch nur einer der vielen Agenten.«

Er überreichte ihr das Lederetui.

Sie schlug den Deckel zurück und war überrascht.

»Wie prachtvoll! Achteckig geschliffene Diamanten!«

»Diese Form ist nicht ungewöhnlich«, erklärte Mark. »Ein Juwelier hat dieses Stück für mich gearbeitet.«

Auch Tiser bewunderte den Schmuck begeistert.

»Achteckige Diamanten!« wiederholte Ann langsam. »Ist nicht in der Bond Street vor ungefähr zwei Monaten ein großer Einbruch verübt worden? Richtig, damals wurden doch auch achteckige Diamanten gestohlen. Ein gewisser Smith hat dabei einen Angestellten der Firma erschossen.

Sie sah, daß sich Mark verfärbte.

»Nun seien Sie doch nicht komisch! Es gibt Tausende von achteckigen Diamanten, Sie glauben doch nicht, daß ich Ihnen gestohlene Edelsteine schenken würde ...?«

Sie drückte ihm das Etui hastig wieder in die Hand. In ihren Zügen zeigte sich Entsetzen.

»Als wir damals im Gang vor den Zellen warteten, brachten sie den Mörder Smith«, sagte sie leise.

»Wir wurden in unsere Zellen zurückgeführt und eingeschlossen, damit wir nicht das Gesicht dieses schrecklichen Menschen sehen sollten. Es war fürchterlich!«

»Sie sehen Gespenster!« rief Mark böse und klappte das Etui heftig zu. »Was ist nur mit Ihnen los?« Er wandte sich plötzlich an Tiser und wies in nicht mißzuverstehender Weise mit dem Kopf nach der Tür. »Ich werde später mit dir sprechen.«

Tiser schüttelte Ann die Hand. Der Druck seiner feuchten Finger war ihr unangenehm.

»Ich habe viel zu tun. Zunächst muß ich zur Polizeistation gehen und nach diesen armen Kerlen sehen, die sie gefangengesetzt haben. Die Polizei würde sie einfach verhungern lassen, wenn sie könnte. Gute Nacht, Miss Perryman!«

Mark wartete, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte.

»Nun setzen Sie sich, Ann, und seien Sie wieder gut und vernünftig. Irgend etwas stimmt mit Ihnen nicht – sprechen Sie sich doch aus.«

Sie legte ihre Handtasche auf den Tisch und ging zum Kamin.

»Was Sie vorhin über unseren Verdienst sagten, ist richtig«, begann Mark leichthin. »Der Gewinn war in der letzten Zeit nicht so gut, wie er eigentlich sein sollte. Ich habe mir tatsächlich schon überlegt, wie wir die Unkosten verringern könnten.«

»Ich werde wahrscheinlich einer der größten Posten auf dem Ausgabenkonto sein«, erwiderte sie, ohne den Kopf zu wenden.

»Ja, das stimmt.« Er lächelte. »Wenn ich es überschlage, wird Ihre Wohnung drüben etwa zweihundert Pfund im Jahr kosten.«

Jetzt wandte sie sich ihm zu.

Ich habe ja schon immer billiger wohnen wollen, Mark.«

Aber er lachte nur laut.

»Ich will Sie doch nicht auf die Straße setzen, meine Liebe! Das ist keineswegs meine Absicht ...«

Er vermied es aber, ihr in die Augen zu sehen, und betrachtete das Teppichmuster.

»Ich habe hier zwei Zimmer, die ich überhaupt nicht benutze ...«

»Sie meinen in dieser Wohnung?« fragte sie schnell. »Sie denken doch nicht etwa daran, daß ich in diese beiden Zimmer ziehen soll?«

»Es wäre doch nichts Schlimmes dabei«, meinte er, aber sie schüttelte lächelnd den Kopf.

»Das würde auch nicht viel billiger sein – für mich.«

»Aber jetzt ist die Sache doch eigentlich recht unpraktisch eingerichtet. Überlegen Sie doch einmal«, sagte Mark freundlich. »Sie sitzen drüben allein in der großen Wohnung, und ich sitze hier allein. Keiner von uns kann den Platz gebrauchen, der ihm zur Verfügung steht!«

Aber offenbar war sie anderer Meinung.

»Fürchten Sie, daß Sie ins Gerede kommen?« neckte er sie.

»Ach, nein, das kümmert mich nicht. Tiser hat uns ja eben selbst daran erinnert, daß man über mich in der Herberge und in den Gefängnissen spricht.«

Er trat an ihre Seite und klopfte ihr auf die Schulter.

»Sie denken, die Leute glauben, wir leben zusammen – wie Bradley es auch annimmt.«

Sie sah schnell auf. »Nimmt er das an?«

»Natürlich! Er hat es Ihnen doch im Gerichtssaal ins Gesicht gesagt!«

Sie lächelte ungläubig.

»Nein. Er sagte nur: ›Wenn Sie den Weg noch nicht gegangen sind.‹ Aber er war damals wütend auf mich – er hätte in seiner Erregung wohl noch ganz andere Dinge gesagt.«

Er faßte sie vorsichtig am Arm, aber zu seinem Verdruß machte sie sich sofort wieder frei.

»Es würde keinen größeren Triumph für Sie geben. Sie wollten doch diesen Schuft tödlich treffen, und das war auch meine Absicht. Sie können ihn nicht tiefer und schwerer verletzen, als wenn Sie –« er machte eine bedeutsame Pause – »Ihre Wohnung ändern.«

»Vielleicht würde das mich am meisten treffen« erwiderte sie ruhig.

Er hielt es für ratsam, ihr im Augenblick nicht zu widersprechen.

»Dieser Bradley ist ein merkwürdiger Kerl. Ronnie sprach oft stundenlang mit ihm, man könnte fast sagen, daß sie Freunde waren ...«

Er brach plötzlich ab und fluchte innerlich über sich selbst. Wie kam es nur, daß er sich in letzter Zeit so entsetzlich gehenließ? An ihrem Erstaunen erkannte er, daß sie schon aufmerksam geworden war:

»Nun ja, sie waren nicht direkt Freunde ...«

»Aber Sie haben mir doch früher ausdrücklich gesagt, daß die beiden die größten Feinde waren ...«

Sie schüttelte den Kopf.

»Das stimmt auch«, sagte er laut, aber sie schien nicht überzeugt zu sein.

»Ich kann kaum mehr glauben, daß Bradley meinen Bruder getötet hat – es wird mir von Tag zu Tag schwerer. Ich weiß nicht, woher das kommt, aber es ist nun einmal so. Bradley hat doch auch gesagt, daß er Ronnies Freund war – und nun haben Sie es bestätigt«, fügte sie leise hinzu.

Mark McGill fühlte sich unbehaglich.

»Es bestand also doch eine Art Freundschaft zwischen ihnen? Wissen Sie, Mark, Sie haben mich wirklich beunruhigt!«

»Es liegt gar kein Grund zur Beunruhigung vor«, sagte er etwas erregt.

Er hatte sich in einer Sackgasse gefangen, aus der es kein Entrinnen gab, wenn er nicht den Rückweg antrat.

Ann stand am Kamin und starrte in das Feuer.

»Ist es nicht möglich, daß Bradleys Angaben richtig sind? Ich meine nicht über Ronnie, ich denke jetzt an die Ware, die ich im Auto transportierte – waren es Rauschgifte?«

Er lachte gezwungen auf.

»Großer Gott, Sie glauben doch nicht, was Bradley Ihnen sagt? Der Mann hat immer gelogen. Der durchschnittliche Polizeibeamte lügt mehr als der durchschnittliche Verbrecher. Rauschgifte! Was für eine schreckliche Anklage erheben Sie da gegen mich!«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich habe es niemals glauben wollen – ich habe Ihnen blind vertraut –, der Gedanke, daß ich Ronnies Werk fortsetzte, erfüllte mich mit Genugtuung, so daß ich nicht weiter darüber nachdachte. Aber ich bin davon überzeugt, daß ich töricht gehandelt habe.«

»Steter Tropfen höhlt den Stein. Heißt es nicht so im Sprichwort? Bradley hat durch seine dauernden Reden tatsächlich Ihr Zutrauen zu mir und uns allen untergraben. Ann, Sie fangen an, ihm zu glauben!«

»Ich kann diesen Smith nicht vergessen. Zufällig war das Guckloch in meiner Zelle offen, und ich sah ihn, als er vorbeigeführt wurde – er war wie ein wildes Tier.«

»Gestern ist er zum Tode verurteilt worden«, sagte Mark rücksichtslos. Ann stieß einen Schreckensruf aus. »Nun, das ist doch ganz klar: Wenn jemand so etwas tut, dann muß er eben auch die Folgen dafür tragen. Er wird mit Mr. Steen, dem Henker, zusammenkommen.«

»Aber Mark!« rief sie entsetzt.

Er grinste.

»Ich bin nur froh, daß Tiser damals Mr. Steen nicht gesehen hat. Er hätte tausend Anfälle und

Krämpfe bekommen. Ich möchte wetten, daß er tot umgefallen wäre!«

»Sie müssen eiserne Nerven haben!«

»Ich habe überhaupt keine«, erwiderte Mark liebenswürdig. »Nun wollen wir aber wieder einmal über das Zusammenlegen der Wohnung sprechen. Meiner Meinung nach werden Sie sich hier sehr wohl fühlen. Von mir sehen Sie nicht mehr, als Sie wünschen. Und um Ihnen die Sache leichter zu machen, werde ich neue Dienstboten engagieren.«

»Warum denn?« fragte sie schnell.

»Nun, es wäre dann weniger peinlich.«

Mark geriet in Verlegenheit, als er ihr ruhiges Lächeln sah.

»Ach so«, sagte sie dann.

Plötzlich packte ihn ein wildes, heißes Verlangen nach ihr, das ihm alle Besinnung raubte. Sie stand dicht vor ihm – er brauchte nur seine Hand auszustrecken, um sie zu berühren. Im nächsten Augenblick riß er sie an sich und küßte ihre bleichen Lippen. Sie wehrte sich nicht, aber sie blieb starr aufgerichtet stehen. Ihre kalte Unnahbarkeit flößte ihm Furcht ein, und er gab sie wieder frei.

Ruhig trat sie an den Tisch, auf dem ihre Handtasche lag, öffnete sie und nahm etwas heraus.

»Sehen Sie dies, Mark?«

Er erkannte einen kleinen Browning.

»Aber warum tragen Sie denn eine Schußwaffe bei sich?« fragte er atemlos.

Sie antwortete ihm nicht.

»Wenn Sie mir das nächstemal zu nahe kommen, schieße ich Sie nieder!«

Ihre Stimme klang stahlhart, und Mark erschrak.

»Sie machen eine Szene wegen nichts«, sagte er schließlich.

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür.

»Für mich ist es bedeutungsvoll genug«, erwiderte sie und verließ das Zimmer.

Im Flur traf sie Mr. Sedeman, den großen, alten Mann mit der patriarchalischen Gestalt. Als sie ihn sah, vergaß sie für einen Augenblick ihren Ärger.

»Guten Abend, meine liebe Miss Perryman«, sagte er in seiner vornehmen Weise. »Sehen Sie, nun bin ich wieder aus dem Gefängnis heraus. Sie hatten tatsächlich damals Glück.«

Sie lachte.

»Wenn ich Sie höre, fühle ich mich als Ihre Leidensgenossin, Mr. Sedeman. Es tat mir so leid, daß man Sie verurteilt hatte.«

»Sie kennen ja die Polizei auch, meine Liebe. Die Leute machen vor nichts halt, und es ist ihnen ganz gleich, ob sie die Existenz eines braven, ehrenwerten Menschen vernichten. Ich werde noch einmal ein Buch darüber schreiben«, fügte er ernst hinzu.

Mark kam auch auf den Gang heraus. Obwohl im Mr. Sedeman nicht willkommen war, freute er sich im Augenblick doch über seinen Besuch, da Ann dadurch in andere Stimmung gebracht wurde. Sie hatte etwas für diesen alten Sünder übrig und trat wieder mit ihm in das Wohnzimmer ein, ohne daß Mark sie besonders dazu auffordern mußte. Sie sah Marks Erleichterung und lächelte.

»Haben Sie Ihren Hausmeister fortgeschickt?« fragte Sedeman harmlos. »Er war ein netter Kerl – er bot mir früher immer etwas an.«

Mark zeigte auf den Schrank.

»Dort finden Sie etwas zu trinken. Wo wohnen Sie jetzt?«

»Ich habe es aufgegeben, in der Herberge zu logieren, und habe ein anderes Quartier. Der Mann meiner Wirtin ist allerdings schon wieder recht beleidigend zu mir gewesen. Ich mag sie ganz gern, aber Sie müssen nicht denken, daß etwas Unrechtes passiert ist.«

Offensichtlich wollte er McGill allein sprechen. Als Ann eine Bemerkung darüber machte, gab

Sedeman dies auch ohne weiteres zu. Wenn es sich um geschäftliche Dinge handelte, machte er wenig Umstände. In der Tür drehte sie sich noch einmal um.

»Haben Sie gehört, Mark, was Mr. Sedeman über das Zusammenleben mit einer hübschen Frau in derselben Wohnung sagte?«

Sie wartete nicht auf die Antwort, sondern schloß die Tür hinter sich.

»Was wünschen Sie?« fragte Mark in seinem unfreundlichsten Ton, als sie allein waren.

»Ich möchte ein wenig pekuniäre Unterstützung haben. Am Montag muß ich eine große Rechnung zahlen – es ist für meinen Arzt ...«

Mark kniff die Augen zusammen.

»Wie lange soll das noch so weitergehen?«

»Ich hoffe, daß es so schnell kein Ende nimmt«, entgegnete Mr. Sedeman fromm.

Mark sah ihn wütend an, aber sein Besucher schien das nicht zu bemerken.

»Denken Sie denn, ich gehöre zu den Leuten, die sich dauernd erpressen lassen? Ich glaube überhaupt nicht, daß Sie damals in Lady's Stairs etwas gesehen haben.«

»Habe ich auch nicht behauptet, aber ich war zu der Zeit im Haus. Sie wußten es nicht, bis ich es Ihnen später erzählte. Ich habe für den lieben alten Li immer die Botengänge gemacht. Soviel ich weiß, wollte er an jenem Abend noch einen höchst wichtigen und interessanten Brief nach Scotland Yard schicken. Geradeheraus gesagt, es war eine Anzeige. Ich wartete unten ...«

»Li Yoseph ging aus«, sagte Mark langsam.

»Ich habe ihn gehört«, erwiderte Sedeman ruhig. »Er hat das Haus mit großem Spektakel verlassen!«

McGill ging zu der Tür und vergewisserte sich, daß Ann sie fest geschlossen hatte.

»Ist Ihnen noch nie der Gedanke gekommen, daß ich mit Ihnen auch einmal sehr schnell zu einem Ende kommen kann, wenn ich mit Li Yoseph fertig geworden bin?«

Mr. Sedeman murmelte etwas von ›Respekt vor dem Alter‹.

»Ich weiß, daß Sie nur alles vermuten. Aber nehmen wir einmal an, Ihre Vermutung wäre richtig, und Tiser würde alles anzeigen. Ist es Ihnen klar, daß Sie dann selbst bis über die Ohren in der Geschichte stecken?«

Mr. Sedeman sah sich unbehaglich in dem Zimmer um.

»Mr. Tiser wird niemals eine solche Schurkerei begehen. Ich kann mir wenigstens nicht vorstellen, daß er gegen den Mann, dem er alles verdankt, etwas unternimmt.«

Mark lächelte.

»Nun erscheint Ihnen die Sache doch in einem anderen Licht, was?«

Mr. Sedeman antwortete erst, nachdem er sich ein neues Glas Whisky eingeschenkt hatte.

»Wirklich gesehen habe ich nichts – ich habe alles nur vermutet. Ich habe Ihnen nur eine interessante Theorie erzählt, und Sie waren so liebenswürdig, mich zu unterstützen. Ich kann doch nichts dagegen tun, wenn die Leute gut und freundlich zu mir sind.«

Mark nahm eine Banknote aus seiner Tasche, prüfte sorgfältig, ob es auch nur ein Schein war, und schob sie ihm über den Tisch zu.

»Hier haben Sie zehn Pfund. Ich wünsche aber, daß Sie nicht soviel saufen und sich sobald nicht wieder hier sehen lassen.« Er zog ein flaches, goldenes Etui aus der Tasche, öffnete es und bot es ihm an. »Wenn Sie einmal eine Prise nehmen wollen – Sie werden über die großartige Wirkung erstaunt sein. Haben Sie diesen Stoff schon einmal probiert?«

Mr. Sedeman beugte sich herunter, um den kristallinischen Inhalt genauer zu betrachten.

»Sie wollen mich wohl auf Abwege bringen?« fragte er vorwurfsvoll.

»Sie werden von einer solchen Prise mehr Anregung und Vergnügen haben als von der größten

Flasche Whisky«, sagte Mark ermunternd.

Plötzlich nahm ihm Sedeman das Etui aus der Hand, ging zum Kamin und schüttete den Inhalt ins Feuer, bevor Mark erkannte, was geschah.

»Sie verdammter, alter Esel – geben Sie mir sofort das Etui zurück!« rief Mark wild und packte Sedeman am Arm. Aber der Alte stieß ihn mit Leichtigkeit von sich, so daß Mark gegen den Tisch taumelte.

»Ich werde Ihnen das Genick umdrehen«, schrie er atemlos und bestürzt über die Stärke des Alten.

»Der Mann, der mir das Genick umdreht, muß erst noch geboren werden!«

Mark erinnerte sich etwas zu spät daran, daß Sedeman trotz seines Alters seit vierzig Jahren wegen seiner Körperkraft gefürchtet war.

»Versuchen Sie es nur, mir nahe zu kommen, mein Junge«, sagte er drohend zu Mark. »Dann gebe ich Ihnen einen Kinnhaken, daß Sie denken, Sie haben einen Puff von einer Dampfwalze gekriegt! Ich mag alt sein, aber ich habe noch Kraft!«

»Ja, Sie haben noch gute Muskeln – Sie Methusalem!«

»Das ist ein Kompliment für mich. Ich weiß, daß ich Ihnen da für fünf Pfund Koks ins Feuer geschüttet habe, aber das ist ein gemeines Zeug, mein Junge. Die Leute, die das nehmen, töten sich und andere oder enden im Irrenhaus. Wenn Sie mich schon in Versuchung bringen wollen, dann bieten Sie mir lieber einen recht guten, alten schottischen Whisky an – dafür bin ich zu haben.«

Plötzlich hörten sie eilige Schritte, und gleich darauf trat Tiser atemlos ein. Er war bleich und aufgeregt und konnte zuerst kein Wort hervorbringen. Mark wandte sich an Sedeman.

»Wir sind ja fertig miteinander – nehmen Sie Ihr Geld und verduften Sie.«

Der Alte steckte zufrieden auch den zweiten Schein ein, der ihm gereicht wurde; Mark hatte durch die Störung vergessen, daß er Sedeman schon eine Zehnpfundnote gegeben hatte. Aber der Alte zögerte noch zu gehen.

»Sie brauchen sich vor mir nicht zu genieren – Sie können in meiner Gegenwart ruhig alles sagen.«

Mark klingelte. Gleich darauf erschien der Hausmeister.

»Bitte, begleiten Sie Mr. Sedeman zur Haustür.«

Als sich die Tür geschlossen hatte, wandte sich Mark unwillig an Tiser.

»Was gibt es schon wieder?«

»Einer dieser Kerle hat der Polizei alles gesteckt«, sagte Tiser, der sich nur mühsam erholte.

»Was für ein Kerl?«

»Es ist einer von denen, die Bradley beiseite bringen wollten – es ist der Fahrer.«

Mark runzelte die Stirn.

»Wen meinst du? Was hat denn der verraten können?«

Als Tiser den Namen nannte, erinnerte sich Mark. Es war ein kürzlich aus dem Gefängnis entlassener Lastwagenfahrer, der früher in seinen Diensten gestanden hatte.

»Die ganzen Autokolonnen der Polizei sind angesetzt, um unsere Depots auszukundschaften«, sagte Tiser zitternd. »Unsere einzige Hoffnung ist, daß dieser Kerl nicht angeben kann, wo der Stoff liegt. Er weiß nur, daß es eine Garage in London ist. Bradleys Leute sind dabei, alle Garagen systematisch zu durchsuchen. Und gestern ist doch die größte Lieferung gekommen, die wir jemals erhalten haben ...«

Mark brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

»Sie haben schon die letzte Woche Garagen durchsucht.«

Die Situation war gefährlich. Wenn die Polizei wirklich wußte, welche Mengen Rauschgift in der letzten Zeit durch ihn verteilt worden waren, dann drohte ihm der Ruin, Gefängnis, Zuchthaus ... Das Unglück konnte sofort hereinbrechen. Wenn ihn jetzt jemand nervös machte, so war es Tiser. Dieser

heruntergekommene Mensch war des gemeinsten Verrats fähig.

»Ich werde dafür sorgen, daß der Stoff fortgeschafft wird.«

»Das wird aber verdammt schwierig sein«, wimmerte Tiser. »Auf allen Straßen, die aus London herausführen, patrouillieren die Autokolonnen des Spezialdienstes. In Savernake und Staines werden die Wagen angehalten und durchsucht – auf diese Weise habe ich ja erst erfahren, daß etwas im Gange ist. Ich habe schon lange vermutet, daß etwas nicht stimmt.«

»Alle Kolonnen des Spezialdienstes sind unterwegs?«

»Ja, Bradley hat die Oberleitung.«

Mark ging in dem großen Zimmer auf und ab.

»Der Stoff muß aus London hinaus«, sagte er halb zu sich selbst.

Tiser machte eine verzweifelte Geste.

»Wer es unternimmt, das Zeug fortzuschaffen, wird geschnappt.«

»Ob jemand geschnappt wird oder nicht, die Ware muß fort. Es ist leicht herauszubekommen, daß ich die Garage gemietet habe – außerdem ist noch ein Dutzend Pistolen dort versteckt.«

Die beiden sahen sich eine Weile an, ohne zu sprechen, jeder las die Gedanken des andern.

»Wir können nicht riskieren, daß Ann die Fahrt macht – oder meinst du doch?«

Mark biß sich auf die Lippen.

»Warum nicht? Es ist besser, daß die Polizei das Zeug in ihrem Auto als in meiner Garage findet.«

Obwohl Tiser ein ganz verkommener Mensch war, empfand er doch die Gemeinheit dieses Plans.

»Aber Mark! Das geht doch nicht! Wenn du sie losschickst, wird die Polizei sie bestimmt erwischen. Du weißt doch, wie schlau Bradley ist, und wenn er sie zum zweitenmal faßt ... Nein, das kannst du nicht tun!«

»Warum denn nicht?« fragte Mark kühl. »Bradley hat sie doch ganz gern, er hat sie ja schon einmal in Schutz genommen und entkommen lassen. Warum sollte er es diesmal nicht wieder tun? Wenn sie den Stoff dort in der Garage finden, bekomme ich eine böse Klage an den Hals. Ich würde unter zehn Jahren Zuchthaus nicht davonkommen. Das Schlimmste, was ihr passieren kann, sind sechs Monate.«

»Aber, mein lieber Mark«, sagte Tiser fast weinerlich. »Du kannst doch nicht dulden, daß das nette Mädchen ins Gefängnis gesteckt wird!«

Mark sah ihn düster an.

»Nun gut, dann wirst du die Sache fortschaffen, du kannst ja auch ein Auto lenken.«

Tiser schwieg, und Mark erwartete auch keine Antwort. Er klingelte nach Ledson.

»Kann ich einmal nach der Herberge telefonieren?« fragte Tiser. »Ich habe dort einen Mann zurückgelassen, der weitere Informationen sammeln soll. Ich möchte nur wissen, wie weit sie jetzt sind.«

Mark schüttelte den Kopf.

»Von diesem Telefon aus wird nicht gesprochen«, sagte er kurz. »Unten in der Regent Street ist eine Telefonzelle – geh dorthin, ich werde dich begleiten.«

Ledson trat ins Zimmer.

»Bringen Sie mir meinen Mantel und meinen Hut. Ich gehe für einige Minuten fort.«

»Was bist du doch für ein verdammter Feigling, Tiser«, sagte Mark, als Ledson gegangen war. »Im Schrank steht ein scharfer Whisky.«

Aber Tiser hatte schon selbst den Weg zu dem Schrank gefunden. Mark hörte, wie eine Flasche an das Glas schlug, das sich der Mann mit zitternder Hand einschenkte.

Ledson kam mit Hut und Mantel zurück.

»Bitten Sie Miss Perryman, in einigen Minuten herüberzukommen. Es handelt sich um eine wichtige Sache.«

Es kam nun auf jede Minute an. Mark war sich der Gefahr der Lage voll bewußt. Es mochte kommen, wie es wollte, der Stoff mußte aus London fortgeschafft werden. Und es gab nur eine Person, die er mit dieser Aufgabe betrauen konnte – Ann. Es war nicht nötig, daß Ledson zu ihr hinüberging; als Mark die Tür hinter sich schloß, rief sie an, und der Diener konnte ihr seinen Auftrag telefonisch ausrichten.

Er räumte gerade das Zimmer auf, als es an die Tür klopfte. Der Mann, den er erwartet hatte, stand vor ihm.

»Bitte, treten Sie näher, Mr. Bradley«, sagte Ledson etwas nervös und folgte dem Detektiv in das Wohnzimmer. »Mr. McGill wird bald zurückkommen. Ich dachte, Sie kämen erst später.«

»Wo ist er denn hingegangen?«

»Er wollte von einer öffentlichen Fernsprechzelle aus telefonieren. Ich glaube, es ist besser, wenn ich fortgehe – ich kann ja nachher sagen, daß Sie mich fortgeschickt haben.«

Bradley nickte. Als er allein war, ging er im Zimmer umher. Er machte keinen Versuch, die Papiere und Briefe durchzusehen, die auf Marks Schreibtisch lagen, oder das Zimmer sonst zu durchsuchen.

Nach einiger Zeit hörte er, daß die Wohnungstür aufgemacht und wieder geschlossen wurde. Er wandte sich um und erwartete, daß Mark ins Zimmer treten würde; aber es war Ann, die in der Tür stand und ihn bestürzt und überrascht ansah.

»Guten Abend«, sagte Bradley ernst.

»Ja, aber ... guten Abend, Mr. Bradley«, stotterte sie. Ihre Stimme und ihr Benehmen verrieten ihre Verlegenheit.

Ledson, der das Haus noch nicht verlassen hatte, trat in diesem Augenblick in das Zimmer.

»Es ist schon gut, Ledson, ich habe mir selbst aufgeschlossen«, sagte sie hastig. »Mr. McGill hat mir heute morgen den Schlüssel geliehen.« Sie betonte die letzten Worte besonders und legte den kleinen, flachen Schlüssel ostentativ auf den Tisch. »Erinnern Sie bitte Mr. McGill daran, daß ich ihn hierhergelegt habe.

Ich trage gewöhnlich nicht die Schlüssel anderer Leute mit mir herum«, erklärte sie, als der Hausmeister sich entfernt hatte. Es lag ein gewisser Trotz in ihrem Ton, als ob sie Bradley zu einer Entgegnung herausfordern wollte.

»Davon bin ich überzeugt«, sagte er lächelnd.

Es entstand eine peinliche Pause.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen?« Er rückte ihr einen Stuhl zurecht.

»Ich habe mir schon oft überlegt, was ich Ihnen sagen wollte, wenn ich wieder die Möglichkeit hätte, mit Ihnen zu sprechen. Neulich abends kam ich nicht dazu. Ich muß gestehen, daß ich mich über mein Benehmen Ihnen gegenüber schäme.«

Er wußte sofort, worauf sie anspielte.

»Ich glaube, Sie waren an jenem Tag sehr aufgeregt und nicht ganz normal.«

»Ja, das mag sein ... ich bin froh, daß Sie so denken. Es ist sehr großzügig von Ihnen. Vor allem freue ich mich, daß Sie durch mein törichtes Verhalten keine weiteren Unannehmlichkeiten gehabt haben.«

Sie nahm den Schlüssel wieder vom Tisch auf und spielte damit. Er merkte, daß sie seine Aufmerksamkeit absichtlich darauf lenken wollte.

»Es ist doch sonderbar, daß ich mir heute abend selbst diese Tür aufgeschlossen habe. Mr. McGill lieh mir den Schlüssel, weil ich hereinkommen sollte, als er ausgegangen war. Ich wollte etwas suchen ... manchmal bin ich so zerstreut, daß ich Sachen liegenlasse ... Ich bin in letzter Zeit so vergeßlich und nachlässig ... ich will damit aber nicht sagen, daß ich öfters hierherkomme.«

Je mehr sie sich entschuldigen wollte, desto verwirrter wurde sie. Bradley lächelte innerlich darüber.

»Ja, es kann manchmal sehr unangenehm sein, wenn man einen Schlüssel hat.«

»Aber ich komme wirklich nicht oft hierher – ich glaube, ich habe ihn nur einmal von Mr. McGill geliehen.« Sie lachte nervös. »Ich weiß überhaupt nicht, warum ich Ihnen das alles erzähle. Aber Sie gehören sicher nicht zu den Leuten, die schlecht über andere denken ...«

Bradley dachte allerdings im allgemeinen nicht gut von den Menschen, aber sie machte eine Ausnahme. Als er ihr das sagte, freute sie sich kindlich darüber.

»Ist das auch wirklich Ihr Ernst?«

»Ich denke viel besser über Sie, als Sie über mich«, erwiderte er.

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll, aber ich wünschte, ich könnte wieder gutmachen, was ich Ihnen angetan habe. Es war schrecklich, daß ich Sie schlug und daß ich Ihnen diese bösen Dinge an den Kopf warf.«

»Ich will Ihnen sagen, wie Sie es wieder gutmachen können. Sie müssen mir das feierliche Versprechen geben, heute nacht unter keinen Umständen Ihre Wohnung zu verlassen.«

»Ich habe gar nicht die Absicht auszugehen.«

»Es mag sein, daß Sie jetzt noch nicht die Absicht haben«, unterbrach er sie. »Aber Sie müssen mir versprechen, sich durch nichts dazu bestimmen zu lassen – hören Sie, unter gar keinen Umständen!«

»Ich will es Ihnen versprechen.«

»Ehrenwort?«

»Ehrenwort!« erklärte sie feierlich.

Sie reichten sich die Hände. Sie sah deutlich, daß er sich erleichtert fühlte, und fragte ihn, warum er ihr das Versprechen abgenommen habe. Aber er sagte nur, daß es eine schreckliche Nacht sei und daß sie deshalb besser zu Hause bliebe. Seine Begründung erschien ihr aber in keiner Weise überzeugend.

»Ich meine, es ist besonders gefährlich, in der Dunkelheit ein Auto zu lenken.«

Ann sah ihn ruhig an.

»Sie glauben, es könnte mir heute nacht etwas zustoßen? Sie sind wirklich mein Schutzengel! Aber das ist doch gar nicht möglich? Sie haben doch vorsichtshalber schon dafür gesorgt, daß mir der Führerschein entzogen wurde.«

»Es soll schon vorgekommen sein, daß Leute auch ohne Führerschein ausgefahren sind«, meinte er gutgelaunt.

Die Unterhaltung stockte.

»Haben Sie sich eigentlich – aber das wollte ich Sie nicht fragen ...«, brach sie plötzlich das Schweigen.

»Fragen Sie nur«, ermutigte er sie.

»Haben Sie sich – um Ronnie auch so gesorgt, wie Sie sich um mich bemühen?«

»Ich habe es versucht«, erwiderte Bradley ruhig, »aber Sie glauben mir das ja nicht.«

Ann seufzte schwer.

»Ich glaube es Ihnen jetzt.«

In diesem Augenblick hörten sie, daß die Wohnungstür geöffnet wurde.

Gleich darauf trat Mark mit düsterem Gesicht ein.

»Nun, Bradley, was wünschen Sie?«

Der Detektiv sah an ihm vorbei und bemerkte Tiser, der seinen Hut draußen aufhängte. Er wartete, bis er hereingekommen war.

»Ich möchte ein wenig mit Ihnen sprechen.«

»Freundschaftlich?« fragte Mark brummig.

»Mehr oder weniger, ja«, entgegnete Bradley kühl.

Mark schaute auf Ann.

»Es ist gut, meine Liebe. Ich werde in fünf Minuten mit Ihnen reden.«

Aber Bradley unterbrach ihn.

»Miss Perryman kann alles hören, was ich Ihnen zu sagen habe. Es handelt sich um Li Yoseph.«

Mark war sichtlich beruhigt.

»Ach so. Ich sah einige Autos Ihrer Kolonne unterwegs – sagen Sie mir nur nicht, daß Sie Li Yoseph gefunden haben. Ich bin davon überzeugt, daß er nach Holland gegangen ist – an demselben Abend, an dem er verschwand, fuhr ein großer holländischer Dampfer den Strom hinunter, und Li war mit allen Kapitänen befreundet.«

Ein fast unmerkliches Lächeln spielte um Bradleys Mund.

»Ja, das ist Ihre Theorie. Nun ja, wir haben schon seit einem Monat die Nachforschungen bei Lady's Stairs eingestellt.«

»Vor einem Monat?« wiederholte Mark mit leichter Ironie. »Ein ganzes Jahr nach seinem Verschwinden? Die Polizei hat wirklich große Geduld und Ausdauer.«

»Ja, Geduld ist unsere Haupttugend.«

»Die meine besteht darin ...« begann Mark.

»Andere Leute an den Bettelstab zu bringen«, sagte Bradley schnell. »Sie hatten doch Li Yoseph gern, Miss Perryman?«

»Ja, ich habe ihn zwar nur einige Minuten gesehen, aber es war etwas Besonderes an ihm – ich möchte fast sagen, etwas harmlos Liebenswürdiges. Die Kinder, mit denen er immer sprach – ich glaubte fast, sie selbst zu sehen.«

»Es war aber doch schrecklich. Auf die Dauer fiel einem das auf die Nerven«, warf Tiser mit seiner unangenehmen Stimme dazwischen. Er duckte sich hinter McGills breiten Rücken, als Bradley zu ihm hinsah.

»Hallo, Tiser, Sie sind ja auch hier! Fiel Ihnen Li Yoseph auf die Nerven?«

»Was wollen Sie denn über den Alten wissen?« fragte Mark barsch.

»Wissen Sie, wo Li Yoseph sich zur Zeit aufhält?« fragte Bradley.

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich das nicht weiß. Sie tun verflucht geheimnisvoll, Inspektor.«

»Mehr oder weniger haben wir stets mit ungelösten Geheimnissen zu tun«, sagte Bradley kühl. Er begegnete Anns Blick. »Sie haben sich natürlich nicht vor ihm gefürchtet«, meinte er lächelnd, nahm seinen Hut und ging zur Tür. »Gute Nacht, Miss Perryman – es ist ein scheußliches Wetter draußen.«

Sie wußte wohl, was er meinte.

»Gute Nacht, McGill – vermutlich werde ich Sie heute nacht nicht auf der Great West Road treffen.«

Nachdem er gegangen war, schwiegen alle.

»Was wollte er nur?« fragte Mark schließlich.

»Dieser Mann ist unmenschlich, Mark«, sagte Tiser nervös. »Da steckt irgend etwas dahinter – scheußliches Wetter – Great West Road –, glaubst du, er weiß Bescheid?«

Mark sah, daß sich Ann zur Tür wandte, und hielt sie zurück.

»Gehen Sie bitte noch nicht. Hoffentlich sind Sie noch nicht müde?«

»Warum?«

Mark schaute zu Tiser hinüber.

»Ich brauche heute nacht Ihre Hilfe, Ann.«

Tiser wäre am liebsten verschwunden.

»Kann ich nicht nach Hause gehen, Mark?« bat er. »Ich fühle mich wirklich nicht wohl.«

»Du bleibst hier. Du wirst Ann zur Garage begleiten.«

Sie schaute bei diesen Worten auf.

»Habe ich recht gehört – zur Garage – heute abend noch?«

»Ja, zur Edgware Road«, entgegnete Mark leichthin. »Ich habe Ihren Wagen nach jenen Vorkommnissen dort untergebracht. Ich dachte, es wäre besser, falls irgendein Zwischenfall einträte – und das ist heute abend geschehen.«

Sie kam wieder ins Zimmer und setzte sich auf einen Stuhl.

»Ich weiß, Sie werden mir helfen, Ann. Ich bin wirklich in großer Verlegenheit. Zehn Kilo von dem Stoff sind in der Garage – außerdem ein Dutzend Brownings. Sie finden den Kasten mit den Waffen direkt hinter den Benzinbehältern.«

»Brownings?« fragte sie verwirrt.

»Ja, ich habe sie aus Belgien zum Verkauf erhalten«, erwiderte Mark nervös. »Man kann sie hier mit großem Verdienst wieder veräußern. Alle Sachen müssen noch in dieser Nacht nach Bristol gebracht werden. Dort habe ich einen Agenten, der sie an einen sicheren Platz schafft.«

»Miss Perryman. Sie haben es doch früher auch getan«, flehte Tiser. »Es ist ja nur eine Kleinigkeit ...«

»Bradley ist auch nicht im Dienst heute nacht«, fuhr Mark fort. »Sie dürfen natürlich nicht die Bath Road nehmen. Fahren Sie über Uxbridge und biegen Sie dann ...«

»Nein, ich kann nicht fahren« sagte Ann entschieden.

Mark kniff die Augenlider zusammen.

»Wie, Sie können nicht? Das soll wohl heißen, daß Sie nicht wollen?«

»Ich kann dieses Haus heute nacht nicht verlassen. Das muß Ihnen genügen. Abgesehen davon habe ich doch auch keinen Führerschein. Diese Kleinigkeit scheinen Sie ganz zu übersehen.«

»Ach, das weiß niemand. Sie würden mir wirklich den größten Gefallen tun!«

Ann schüttelte den Kopf.

»Ann, was haben Sie denn?«

»Ich werde heute nacht nicht aus dem Haus gehen«, wiederholte sie langsam und bestimmt. »Wenn Sie wollen, werde ich morgen fahren, aber heute nicht.«

»Morgen ist es zu spät«, erwiderte Mark düster. »Seien Sie doch vernünftig, Ann. Sie wissen genau, daß ich nicht darauf bestehen würde, wenn es nicht ganz dringend wäre. Ebensogut wissen Sie, daß ich Sie nicht schicken würde, wenn eine Gefahr für Sie damit verbunden wäre.«

»Ich schrecke nicht vor Gefahren zurück«, sagte Ann ruhig. »Aber ich will heute nacht nicht ausfahren – dabei bleibt es.«

Tiser stöhnte, aber Mark brachte ihn mit einem Fluch zum Schweigen.

»Laß sie in Ruhe. Es ist gut, Ann. Sie müssen selbst wissen, was Sie tun und lassen. Aber gehen Sie noch nicht.« Er nahm sich eine Zigarre und steckte sie an. »Was hat Ihnen denn Bradley erzählt?«

»Ach, nichts Besonderes.«

»Ich wundere mich nur, daß Sie mit dem Mann überhaupt noch sprechen können!« Tiser wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»War Bradley schon hier, als Sie hereinkamen?«

Sie nickte.

»Ledson sagte Ihnen nichts davon?«

»Nein, ich habe mir selbst aufgeschlossen.«

»Das war allerdings ein Faustschlag ins Gesicht für ihn.«

Sie dachte über seine Worte nach.

»Das glaube ich nicht«, sagte sie dann.

Sie ließ sich am Klavier nieder und spielte einige Takte.

»Er hat dauernd mit schlechten Leuten zu tun, und es fällt ihm sicher schwer, überhaupt noch gut von jemand zu denken«, sagte sie dann plötzlich. »Es war merkwürdig, daß er soviel von Li Yoseph sprach – ich habe heute den ganzen Tag an den alten Mann denken müssen.«

Mark lehnte am Kamin und betrachtete sie stirnrunzelnd.

»Ann, ich habe Sie noch niemals in einer solchen Stimmung gesehen«, rief er nervös. »Klimpern Sie doch nicht herum, spielen Sie ordentlich. Seit Wochen habe ich keinen Ton von Ihnen gehört.«

Sie schaute verlegen auf.

»Eigentlich bin ich nicht in der Verfassung, etwas zu spielen – aber gut, ich werde es tun.«

Sie drückte das Pedal und begann. Mark winkte Tiser zu sich heran.

»Mit Ann stimmt etwas nicht«, flüsterte er ihm zu.

»Ich verstehe sie auch nicht«, erwiderte Tiser zitternd. »Ich bin heute abend so furchtbar aufgeregt.«

Er kauerte sich ängstlich in seinem Sessel zusammen.

»Sie macht mich noch ganz verrückt mit ihren verdammten Nerven.«

Aber Mark hörte nicht auf ihn.

»Warum interessiert sich Bradley so für Li Yoseph?« fragte er. Tiser sah sich furchtsam um.

»Glaubst du, er hat erfahren, daß er noch lebt?«

»Daß er noch lebt? Du verrückter Kerl!« sagte Mark verächtlich. »Ich habe ihn auf sechs Schritte niedergeknallt! Ich konnte sehen, wo das Geschoß sein Rückgrat traf – der ist nicht mit dem Leben davongekommen. Das war unmöglich! Er liegt noch in dem tiefen Schlamm unter seinem Haus.«

Ann spielte jetzt Tostis »Chanson d'Adieu«. Tiser packte krampfhaft McGills Arm.

»Mark, hörst du nicht, was sie spielt! Sag doch, daß sie aufhören soll! Mark, um Gottes willen, ich werde noch verrückt! Das hat doch der alte Kerl immer auf seiner Fiedel gespielt!«

»Halt den Mund, du Jammerlappen!« brummte Mark. »Wenn ich bei jeder Melodie gleich in die Luft gehen wollte!«

Plötzlich schloß Ann mit einem lauten Akkord und sah zu ihnen hinüber.

»Was ist denn das – hören Sie nichts?«

»Nein – wahrscheinlich haben Sie Tiser sprechen hören.«

Ann schüttelte den Kopf.

»Es war der Klang einer Violine.«

»Einbildung!«

Aber plötzlich hörte auch Mark die leisen Töne. Es war die Melodie, die Li immer gespielt hatte, und sie fuhr an der Stelle fort, an der Ann aufgehört hatte.

Die Klänge kamen vom nächsten Raum – von Marks Schlafzimmer.

»Jemand hält uns zum besten«, sagte McGill und ging vorwärts. Aber die Tür seines Schlafzimmers öffnete sich langsam, und in den Lichtkreis trat ...

»Li Yoseph!« rief Mark entsetzt.

Der Alte war ein wenig grauer und ging etwas gebückter als früher; seine Haare waren unordentlicher. Die Astrachankappe sah schmutziger und abgetragener aus. Li trug die Geige unter dem Arm und hielt den Bogen in seiner Hand.

Ann hatte sich von dem Klaviersessel erhoben und beobachtete ihn. Sie fürchtete sich nicht, aber

sie war ganz versunken in seine Erscheinung. Tiser schrie entsetzt auf und fiel zu Boden. Das Gesicht verbarg er in den Armen.

»Fort! Fort ...! Du bist doch tot ... auf sechs Schritte!«

»Li Yoseph!« keuchte Mark atemlos.

Der alte Mann zeigte seine Zähne in einem merkwürdigen Lachen.

»Ach, der gute Mark! Und der gute Tiser! – Kommt nur herein, meine lieben Kleinen!« Er winkte seinen unsichtbaren Begleitern. »Seht, hier sind gute Freunde von Li Yoseph ... Siehst du, Henry? Das ist der gute Mark.«

»Woher – woher kommst du denn?« fragte Mark heiser.

»Von all den bekannten Plätzen.« Der alte Mann lachte unheimlich. »Du kommst doch bald nach Lady's Stairs, Mark? Und Sie, meine liebe junge Dame, wollten mich doch auch besuchen? Sicher werden Sie bald zu mir kommen.«

Weiter sagte er nichts. Mit schlürfenden Schritten ging er quer durch das Zimmer. Mark hatte nicht die Kraft, ihn aufzuhalten; er beobachtete nur starr, wie der Alte den Raum verließ. Bald darauf fiel die Tür ins Schloß.

Dieses Geräusch schien Mark aus seinem traurigen Zustand zu wecken. Er eilte zur Tür und lief die Treppe hinunter – aber er konnte nichts mehr von Li Yoseph sehen. Als er ins Wohnzimmer zurückkam, läutete schrill das Telefon. Er ging zum Apparat.

»Sind Sie dort, McGill?« hörte er eine bekannte Stimme. »Hier ist Inspektor Bradley. Ich spreche von Scotland Yard aus. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß Li Yoseph wieder in London aufgetaucht ist – ich wollte Sie nur warnen.«

»Warum wollten Sie mich denn warnen?« fragte Mark erregt.

»Wenn Sie das nicht wissen, weiß ich es auch nicht«, war die geheimnisvolle Antwort.

Kapitel 16

In der Umgebung von Lady's Stairs verbreitete sich das Gerücht mit Windeseile. Li Yoseph war zurückgekommen!

Jedermann wußte nun, warum die Nachforschungen nach ihm eingestellt worden waren. Wie ähnlich sah es dem alten Li, der Polizei soviel Umstände zu machen und bis zur letzten Minute zu warten, bis er sich wieder zeigte!

Niemand hatte ihn bisher gesehen, aber die etwas unordentliche Mrs. Shiffan, die ihm früher den Haushalt besorgt und allerlei Botengänge für ihn gemacht hatte, war mit ihrem Mann nach Lady's Stairs gekommen und hatte feierlich die Tür geöffnet. Am Abend vorher hatte man ihnen die Schlüssel mit einer schriftlichen Mitteilung zugeschickt, daß sie die Wohnung in Ordnung bringen sollten.

Mr. Shiffan, der häufig im Gefängnis gesessen hatte, wurde plötzlich ein Mann von Bedeutung; aber auch er konnte nach seiner Rückkehr von Lady's Stairs nichts Näheres über Li Yoseph berichten.

Ann Perryman war nicht im mindesten über das Auftauchen Li Yosephs bestürzt, im Gegenteil, sie interessierte sich lebhaft für ihn; aber zu ihrem größten Erstaunen hatte sie beobachtet, welch sonderbare Wirkung das Wiedererscheinen dieses Mannes auf Mark McGill und Tiser ausübte. Mark war in düsterer Stimmung, brütete vor sich hin und sprach kaum. Als sie einmal zu ihm hinüberging, sah sie im Kamin einen Aschenhaufen verbrannten Papiers.

Tiser war ja schon immer aufgeregt gewesen. Er war niemals ganz nüchtern und niemals richtig betrunken; aber seine Äußerungen waren jetzt zusammenhangloser und verwirrter denn je.

Es war eigentlich kein besonderer Grund für Marks schlechte Laune vorhanden, denn die ihm unmittelbar drohende Gefahr war vorübergegangen. Durch einen unverhofften Glückszufall war es ihm gelungen, einen Insassen des Versorgungsheims zu bestimmen, den gefährlichen Transport nach Bristol zu übernehmen. Der Mann fuhr gerade rechtzeitig ab – eine halbe Stunde später kam die Polizei und durchsuchte die Garage bis in den letzten Winkel.

Mark rühmte sich, daß er eiserne Nerven besitze; aber Bradleys Hartnäckigkeit hatte seine Kraft doch bis zu einem gewissen Grad erschüttert, und nach Li Yosephs Rückkehr erkannte er, wie ernst seine Lage geworden war. Er hatte ihn seit jenem Abend, an dem er so plötzlich in seiner Wohnung erschienen war, um gleich wieder zu verschwinden, nicht mehr gesehen. Auch in Lady's Stairs hatte er nur Mr. und Mrs. Shiffan angetroffen, die mit der Reinigung der Wohnung und den Vorbereitungen für den Einzug des alten Mannes beschäftigt waren.

»Gebranntes Kind scheut das Feuer, mein guter Mark«, sagte Tiser mit zitternder Stimme. »Du glaubst doch nicht, daß er dir noch einmal Gelegenheit geben wird, ihn umzulegen!«

»Li Yoseph steckt mit Bradley unter einer Decke«, erwiderte Mark rauh. »Wenn du das nicht glaubst, wirst du noch sehen, was uns bevorsteht. Er hat Bradley alles erzählt!«

»Aber warum läßt Bradley dich nicht wegen versuchten Mordes verhaften?«

»Er will mich wegen Ronnie an den Galgen bringen – das ist doch ganz klar. Außerdem genügt das Zeugnis Li Yosephs nicht, um mich zu überführen. Er wartet, bis er noch einen anderen Verräter findet.«

Sein scharfer Blick durchbohrte Tiser, und ein sonderbarer Ausdruck erschien auf seinem Gesicht.

»Aber du kannst dich beruhigen, sie werden dein Zeugnis nicht annehmen«, sagte er höhnisch. »Den Gedanken kannst du dir aus dem Kopf schlagen.«

»Ich schwöre dir ...«, begann Tiser.

Aber Mark unterbrach ihn sofort.

»Das ist die einzige Genugtuung, die ich habe, daß du nichts gegen mich machen kannst. Wenn schon gehenkt werden soll, so werden wir beide zum Galgen gehen – um Mr. Steen zu treffen.«

Tiser zitterte.

»Ich wünschte nur, du würdest nicht so leichtsinnig reden«, wimmerte er. »Wozu sprichst du immer vom Galgen? – Was sagt eigentlich Ann dazu, daß Li Yoseph wieder da ist?«

Mark schwieg. Ann hatte sich kaum darüber geäußert, aber ihre Haltung sagte ihm genug.

»Du glaubst doch nicht; daß sie – schwach wird?« fragte Tiser ängstlich. Dann dachte er einen Augenblick nach. »Ich hatte schon die Idee ...«

»Das erstemal, daß ich einen eigenen Gedanken von dir höre«, erwiderte Mark unfreundlich. »Du denkst natürlich an Ann – und Bradley?«

Tiser nickte.

»Du nimmst doch nicht etwa an, daß sie in ihn verliebt ist?« brummte Mark.

Zu seinem größten Erstaunen bejahte Tiser.

»Glaubst du wirklich, daß Ann ihn liebt? Und daß er es weiß?« fragte er bestürzt.

Tiser ging zur Tür und schaute hinaus. Als niemand zu sehen war, schlich er auf Zehenspitzen zu Mark zurück, der diese Geheimnistuerei zur Genüge kannte.

»Ist es dir schon einmal aufgegangen, daß Ann eventuell für uns von größtem Wert sein kann?«

McGill wandte sich plötzlich zu Tiser und sah ihn kalt an.

»Natürlich – daran habe ich nie gezweifelt. Vor allem, wenn sie ihren Führerschein wieder hat.«

Tiser zog einen Stuhl an den Tisch heran und setzte sich.

»Wir wollen einmal scharf nachdenken.«

Mit einer Handbewegung forderte er Mark auf, ebenfalls Platz zu nehmen.

Seine Geste war im Augenblick so befehlend, daß Mark ihm verwirrt gehorchte. Erst als er in dem Sessel saß, kam ihm zu Bewußtsein, daß er zum erstenmal in seinem Leben unter Tisers Einfluß gehandelt hatte. Er war bestürzt und ärgerlich über sich selbst.

»Na, was hast du denn für eine große Idee?« fragte er unfreundlich.

Tiser sah an ihm vorbei.

»Bradley leistete fast einen Meineid, um Ann zu retten, aber ein schweres Verbrechen könnte er nicht verheimlichen.«

Mark betrachtete ihn unter halb gesenkten Augenlidern.

»Ich weiß nicht recht, worauf du hinauswillst.«

Tiser lächelte bedrückt und unterwürfig.

»Wir können doch unserem Freund Bradley eine Beschäftigung geben, die ihn vollständig in Anspruch nimmt, so daß er keine Zeit mehr für uns hat. Ich will nicht im geringsten etwas vorschlagen, was Ann schaden oder sie in irgendeine Gefahr bringen könnte, aber nimm einmal an, – ich meine, du sollst es nur einmal annehmen, mein lieber Mark –, gegen Ann Perryman würde eine andere Anklage erhoben werden ... eine sehr ernste, schwere, und er müßte gegen seinen Willen selbst als Zeuge gegen sie auftreten – weil sie im Verdacht steht, einen Mord begangen zu haben.«

Mark erhob sich schnell.

»Was soll denn das heißen?« fragte er rauh. »Ann Perryman hat doch niemand ermordet ...«

Aber im selben Augenblick erkannte er, wie unheimlich rasch Tiser manchmal denken konnte.

»Ann ist eine Last für uns«, fuhr Tiser fort. »Ich glaube, sie war in der letzten Zeit nicht sehr liebenswürdig zu dir – es wird wohl früher oder später zu einem Bruch mit ihr kommen ...«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich sehe manche Dinge, die bestimmt kommen werden. Sie kann auch noch recht gefährlich für uns werden. Wäre es da nicht besser, wenn wir ...«, er sprach nicht weiter, machte nur eine vielsagende Geste und zuckte die Schultern.

Mark starrte ihn entsetzt an.

»Du möchtest also Bradley erledigen – und du erwartest, daß ich Ann zu diesem Zweck opfere?«

Tiser nickte.

»Überlege dir einmal«, fuhr er langsam fort, »daß sie wegen einer schweren Sache vor Gericht stand. Sie ist seit der Zeit unter Verdacht. Bradley war damals ihr Hauptankläger, und das brach ihm fast das Herz. Ich glaube nicht, daß er diese Tatsache geheimhalten konnte.«

Mark wandte keinen Blick von Tiser.

»Hast du dir etwa wieder einen so dummen Mordplan zurechtgelegt?« fragte er ironisch. Er dachte schnell nach.

»Ich glaube, daß ich dir eine bessere Lösung vorschlagen kann«, sagte er nach einiger Zeit. »Ich weiß einen viel wichtigeren Todeskandidaten.«

Die beiden trennten sich mit einem vielsagenden Blick.

Mark trat in sein Schlafzimmer und wickelte einen großen Verband um seine rechte Hand. Dann ging er über den Flur und klopfte an Anns Tür. Sie öffnete ihm selbst.

»Was haben Sie denn mit Ihrer Hand gemacht?«

»Ach, es ist nichts Besonderes. Ich war eben in der Garage und habe mir an der Tür die Hand gequetscht. Aber ich bin natürlich sehr behindert. Würden Sie wohl so liebenswürdig sein, einige Briefe für mich zu schreiben? Ich habe ein oder zwei dringende Sachen zu erledigen.«

Sie zögerte einen Augenblick. Ihr natürliches Mitgefühl drängte sie, ihm zu helfen, aber ihr ebenso natürlicher Argwohn hielt sie zurück.

»Ich kann leider nicht Schreibmaschine schreiben.«

»Das macht nichts. Es sind nur zwei kurze Mitteilungen zu schreiben. Ich bin wirklich in großer Verlegenheit.«

»Natürlich werde ich Ihnen helfen, Mark«, sagte sie und folgte ihm in seine Wohnung.

Der erste Brief, den er langsam diktierte, war an einen Mann in Paris gerichtet. Mark bat ihn, seinen Besuch zu verschieben.

Ann legte den nächsten Bogen auf die Schreibunterlage.

»Ich möchte nicht zu Tiser gehen. Telefonieren kann ich auch nicht, weil unser Freund Bradley wahrscheinlich alle meine Gespräche abhören läßt. Also muß ich an ihn schreiben. Überschrift: ›Mein lieber Freund‹ ...«

Ann schrieb:

›Ich habe Ihnen eine sehr wichtige Sache mitzuteilen und möchte Sie heute abend um elf Uhr im Park gegenüber von Queen's Gate sprechen. Kommen Sie, bitte, allein.‹

»Unterschrift brauchen wir nicht, er weiß genau, von wem die Nachricht kommt.«

Sie reichte ihm das Schreiben, und er las es durch, ohne auch nur im geringsten das Gefühl der Genugtuung zu verraten, das er empfand. Bradley würde ihre Handschrift sofort erkennen.

Kapitel 17

Ann Perryman hatte nicht zum erstenmal Briefe für Mark geschrieben. Er haßte die Arbeit, konnte aber eine Stenotypistin nicht anstellen.

Ann hatte sich während ihrer erzwungenen Untätigkeit sogar über diese Beschäftigung gefreut. Mark hatte ihr einen großen Teil der Korrespondenz übergeben, der harmlosere Geschäftsvorgänge betraf. Er hatte seine Laufbahn als Schmuggler zweifelhafter Artikel begonnen und gut daran verdient. Erst in neuerer Zeit hatte sich daraus der Handel mit Rauschgift entwickelt. Aber nun war Mark durch seine Erfolge ein wenig fahrlässig geworden.

Er selbst war der erste, der das erkannte. Er gab sich keinen Illusionen hin; er wußte, daß die Polizei ihre Nachforschungen mit unendlicher Geduld fortsetzte und daß buchstäblich das Netz um ihn gewoben wurde. Man war offenbar gar nicht darauf bedacht, ihm eine Falle zu stellen und ihn zu fangen, aber er wußte genau, daß er im Augenblick schon nahezu wie ein Gefangener behandelt wurde. Er hatte seinen Paß zur Erneuerung eingesandt und daraufhin die kurze Mitteilung erhalten, daß ihm das Dokument wegen gewisser Unklarheiten erst mit einiger Verspätung zugesandt werden könne. An und für sich war das für Mark kein großes Unglück, denn er besaß noch mehrere andere Pässe auf verschiedene Namen. Aber dieser Vorfall zeigte ihm, daß ein Versuch von seiner Seite, England zu verlassen, die schwersten Folgen für ihn hätte.

Ann Perryman wurde mit der Zeit eine immer größere Gefahr – er mußte sich von ihr befreien.

Und doch fühlte Mark keinen Haß gegen die Frau, deren Leben er aufs Spiel setzen wollte. Böswilligkeit gegen Ann hatte ihn nicht zu dem Plan getrieben, den er so kaltblütig überlegte. Sie war für ihn nur eine Schachfigur, die er opferte, um Vorteile zu gewinnen. Die Leidenschaft für Ann, die damals so plötzlich in ihm aufflammte, war längst wieder erloschen.

Er faltete den Brief zusammen und steckte ihn in einen Umschlag, den er mit großer Sorgfalt an »Inspektor Bradley, Scotland Yard« adressierte. Dann fuhr er in einem Taxi nach West End und warf den Brief auf dem Postamt von Charing Cross in den Kasten.

Es war kaum eine halbe Stunde vergangen, seitdem Ann den Brief geschrieben hatte. Sie wollte sich eben zum Ausgehen umziehen, als plötzlich das Telefon läutete. Sie war sehr verwundert, als sie Tisers Stimme hörte. Er hatte sie früher nur ein einziges Mal angerufen. Wie gewöhnlich sprach er aufgeregt und unverständlich, so daß sie ihn bitten mußte, seine Worte zu wiederholen.

»... nach Bristol. Wollen Sie so liebenswürdig sein und Mark sagen, daß ich den ersten Zug versäumt habe, daß ich aber morgen gegen Mittag fahren werde. Ich habe vergeblich versucht, ihn telefonisch zu erreichen. Legen Sie ein gutes Wort für mich ein, Sie wissen doch, daß Mark so schrecklich leicht aufbraust.«

»Wußte er denn, daß Sie nach Bristol fahren wollen?«

»Aber selbstverständlich – er hat mir doch den Auftrag dazu gegeben«, erwiderte Tiser nervös. »Ich versprach ihm, mit dem ersten Zug zu fahren ...«

»Kommen Sie heute abend zurück?« unterbrach sie ihn.

»Nein, erst morgen abend – ich wollte so gern heute zurückkommen, aber Mark ... nun ja, Sie kennen ihn doch. Gibt es irgend etwas Neues? Ich bin so niedergeschlagen, meine Nerven sind am Ende. Könnten Sie nicht einmal mit Mr. Bradley sprechen und ihn davon überzeugen, daß das Versorgungsheim eine ganz harmlose Sache ist? Die Polizei verfolgt diese armen, unglücklichen Leute in der letzten Zeit mit einem Haß, den ich überhaupt nicht mehr verstehen kann. Auch dieser Sedeman macht uns viel zu schaffen. Manchmal kommt mir der Gedanke, daß er tatsächlich ein Polizeispitzel ist. Wollen Sie Mark meine Bestellung ausrichten?«

Bevor sie etwas erwidern konnte, hatte er schon eingehängt. Ann setzte sich an ihren Schreibtisch und dachte angestrengt nach. Mark wußte also, daß Tiser verreisen wollte und an diesem Abend nicht in London sein würde. Warum hatte er sie dann diese Mitteilung schreiben lassen – und warum vor

allem hatte er diesen unmöglichen Tiser mit »Mein lieber Freund« angeredet? Sie wußte, daß die Beziehungen zwischen den beiden gespannt waren; außerdem machte Mark keine unnötigen Komplimente.

Es fiel ihr auch ein, daß Mark noch niemals an Tiser geschrieben hatte. Und wenn er überhaupt schrieb, warum vereinbarte er dann eine Zusammenkunft im Hydepark? Für die Polizei war es doch kein Geheimnis, daß Tiser häufig zu Mark kam und mit ihm in Verbindung stand.

Ann grübelte lange Zeit über diesen Fall nach, aber schließlich faßte sie einen Entschluß und ging in die andere Wohnung hinüber. Mark war nicht zu Hause, wie ihr der Diener sagte. Sie trat in das Wohnzimmer ein. Auf dem Schreibtisch lagen Briefpapier und Umschläge; aus dem Papierkorb schaute ein zerrissener Umschlag hervor. Sie zog ihn heraus und las in Marks Handschrift das Wort »Inspektor« darauf. Mark hatte ihn anscheinend nicht benutzt, weil ein Klecks darauf gekommen war.

Verwirrt schaute sie auf das Kuvert, und plötzlich fand sie die richtige Lösung. Er hatte den Brief, den sie geschrieben hatte, an Inspektor Bradley geschickt! Sie versuchte verzweifelt, sich jedes Wort ins Gedächtnis zurückzurufen, aber sie hatte der Mitteilung so wenig Beachtung geschenkt, daß sie nur noch den allgemeinen Inhalt wußte. Bradley würde ihre Handschrift wiedererkennen, sie hatte ja schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt. Sicher würde er zu der bezeichneten Stelle kommen, da er doch annehmen mußte, daß sie ihm etwas mitzuteilen hatte. Aber warum wollte Mark ihn dorthin bringen? Ein Schauer überlief sie bei diesem Gedanken.

Als sie in ihre Wohnung zurückkam, klingelte das Telefon wieder. Tiser meldete sich, und seine Stimme klang schrill vor Angst.

»Sind Sie es, meine liebe Miss Perryman? Ich fahre nicht nach Bristol – mein Gedächtnis ist einfach fürchterlich in der letzten Zeit. Ich habe mich eben daran erinnert, daß Mark mir heute einen Brief schicken wollte – und zwar einen sehr wichtigen.«

Ein schwaches Lächeln spielte um Anns Lippen.

»Wann haben Sie sich denn daran erinnert«, fragte sie. »Er ist doch nicht etwa selbst ...«, noch rechtzeitig hielt sie inne.

»Erst vor ein paar Minuten. Sie brauchen Mark auch nichts davon zu sagen. Ich werde einen anderen Mann schicken.«

Sie lächelte immer noch ein wenig bitter, als sie den Hörer einhing. Mark mußte in der Herberge gewesen sein, um sich zu erkundigen, ob Tiser abgereist war. Er hatte dann von ihm erfahren, daß er mit ihr telefoniert hatte. Auf diese Weise ließ sich Tisers Aufregung erklären.

Die Gefahr, in der sie selbst schwebte, kam ihr nicht zum Bewußtsein. Sie dachte überhaupt nicht daran, daß ihr Brief im Besitz des ermordeten oder schwerverletzten Bradley ein erdrückend belastendes Zeugnis gegen sie sein mußte. Sie sah im Augenblick nur die Gefahr, die Bradley drohte, und ließ sich in ihrer großen Sorge mit Scotland Yard verbinden.

Aber Bradley war nicht anwesend; sie konnte nur mit seinem Sekretär sprechen.

»Wollen Sie ihm bitte bestellen, daß er mich anrufen möchte, sobald er zurückkommt?« Sie gab ihre Adresse und Nummer an.

»Es ist gut, Miss Perryman, ich werde Ihren Auftrag ausrichten.«

Es war schon Nachmittag, als ihr zum Bewußtsein kam, daß sie seit dem Frühstück noch nichts zu sich genommen hatte, und sie bereitete sich selbst ein einfaches Mittagessen. Sie hatte ihr Dienstmädchen bereits entlassen und versah ihren Haushalt selbst. Die beiden letzten Tage hatte sie nach einer neuen Wohnung gesucht, denn es stand nun bei ihr fest, daß sie mit Mark McGill und seinen Leuten brechen mußte.

Sie besaß noch etwas bares Geld. Mark hatte sie gut bezahlt, aber sie hatte keine großen Ersparnisse zurückgelegt. Sie konnte ja ihren früheren Beruf wieder ausüben. An jenem Abend, an dem Li Yoseph in Marks Wohnung aufgetaucht war, hatte sie einen Brief an ihre alte Schule in Auteuil geschrieben und angefragt, ob sie dort wieder eine Stellung haben könne. Man hatte ihr auch geantwortet; aber der Direktor war auf einer Ferienreise nach Südfrankreich, und sie mußte warten,

bis er zurückkam und ihr Bescheid gab.

Es wurde vier Uhr – Bradley hatte sich noch nicht gemeldet. Um sechs Uhr rief sie Scotland Yard noch einmal an, konnte aber weder Bradley noch seinen Sekretär erreichen. Der Inspektor war anscheinend im Büro gewesen, um seine Briefe zu holen. Sie fragte, wo er jetzt zu treffen sei, aber das konnte oder wollte man ihr nicht mitteilen. Sie erhielt nur zur Antwort, daß Bradley einige Minuten in seinem Zimmer gewesen sei. Ihre Botschaft war ihm wohl nicht übermittelt worden.

Die Stunden vergingen, und Ann wurde immer besorgter.

Um halb elf zog sie Mantel und Hut an und verließ die Wohnung. Auf der Treppe begegnete sie Mark.

»Wo wollen Sie denn hingehen?« fragte er erstaunt.

»Ich möchte noch einen kleinen Spaziergang machen.«

»Ich werde Sie begleiten«, bot er ihr an.

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich möchte gern allein sein, Mark«, antwortete sie.

Ihre offensichtlich gute Stimmung täuschte ihn, und die Tatsache, daß sie um diese Zeit ausgegangen war, konnte seinen eigenen Plan nur unterstützen.

»Sehen Sie aber zu, daß Ihnen nichts passiert«, sagte er in guter Laune.

Viertel vor elf erreichte Ann Queen's Gate. Als sie an das Parktor kam, hörte sie das Hupen eines Krankenautos, und ihre Unruhe wuchs.

Sie sah die Gestalt eines Mannes – es war der Parkwächter. Er kam langsam auf sie zu und betrachtete sie argwöhnisch.

»Hat es hier – eben einen Unfall gegeben?« fragte sie leise.

»Ja, Miss, in der Nähe des Marble Arch wurde ein Mann niedergeschlagen. Aber ich glaube kaum, daß er schwer verletzt worden ist.«

Sie nickte nur dankbar, denn sie war so aufgeregt, daß sie im Augenblick nicht sprechen konnte. Dann überquerte sie die Straße.

Es war nur ein Fußgänger zu sehen. Er ging vorüber und sah sie von der Seite an. Wahrscheinlich hätte er sie angesprochen, wenn sie sich nicht hastig abgewandt hätte und weitergegangen wäre.

Von welcher Seite mochte Bradley wohl kommen? Und woher drohte das Unheil? Gefahr war im Anzug – davon war sie überzeugt.

Ein Polizist kam aus der Dunkelheit auf sie zu. Bei seinem Anblick fühlte sie sich sehr erleichtert und war nicht einmal böse darüber, daß er sie ansprach und ausfragte.

»Sie sollten eigentlich nicht um diese Zeit hier allein im Park sein, Miss.«

»Ich erwarte – einen Freund«, erwiderte sie heiser.

Sie fühlte, daß er sie durchdringend anschaute und konnte vermuten, was er von ihr dachte.

Aber plötzlich kam ihr ein guter Gedanke.

»Ich warte hier auf Detektivinspektor Bradley von Scotland Yard«, sagte sie etwas atemlos.

Ihre Worte machten Eindruck auf den Mann.

»Ach so – das ist natürlich etwas anderes.«

»Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie bei mir blieben, bis er kommt. Ich – ich möchte ihn warnen. Ich fürchte, daß ein Angriff auf ihn geplant ist.«

Der Polizist betrachtete sie etwas näher.

»Ich habe Sie doch schon gesehen – sind Sie nicht die junge Dame, die vor einigen Wochen angeklagt war? Ich war damals zufällig auch in einer anderen Sache als Zeuge vorgeladen. Sind Sie nicht Miss Perryman?«

»Ja.«

Er sah von ihr zu dem Parktor und schien unentschlossen zu sein.

»Weiß Mr. Bradley, daß Sie kommen wollen?«

»Ja – ich nehme es an.«

In diesem Augenblick trat ein Mensch durch das Tor, und sie eilte ihm entgegen.

»Sie wollten mich sprechen«, fragte Bradley schnell. »Was gibt es denn? Ich habe Ihren Brief erst um halb elf bekommen, als ich zurückkam. Ich habe Sie angerufen, aber Sie waren schon fortgegangen.«

Er entdeckte den Polizisten.

»Was will der Mann?«

Sie erklärte ihm ein wenig zusammenhanglos, warum sie gekommen war. »Ich bat ihn, bei mir zu bleiben. Ich dachte, Sie hätten vielleicht Hilfe nötig«, sagte sie schließlich.

»Sie haben also den Brief nicht an mich geschickt?«

Sie schüttelte den Kopf.

»War es McGill?«

Diese Frage beunruhigte sie. Bis dahin hatte sie nicht daran gedacht, daß sie durch ihre Handlungsweise Mark sehr schaden konnte, was durchaus nicht in ihrer Absicht lag.

»Ich weiß nur, daß ich die Mitteilung geschrieben habe. Und dann kam mir plötzlich der Gedanke, Sie könnten annehmen, ich hätte den Brief an Sie gerichtet.«

»Das habe ich auch wirklich getan«, sagte er lächelnd.

Er sah sich auf der verlassenen Straße nach beiden Seiten um.

»Sergeant, gehen Sie dort hinunter und halten Sie sich bereit, mir zu helfen, wenn es nötig ist. Sie wissen, wer ich bin?«

»Ja, ich kenne Sie, Inspektor Bradley.«

»Gut!« Der Detektiv lächelte. »Ich weiß zwar noch nicht, wie Sie mir helfen könnten ... doch, suchen Sie einmal die Gegend hinter meinem Rücken ab, und sehen Sie zu, ob nicht jemand im Grase liegt.«

Der Polizist verschwand.

»Was soll ich nun mit Ihnen anfangen, Miss Perryman?«

»Glauben Sie, daß Gefahr besteht?«

»Ja, davon bin ich überzeugt. McGill wußte natürlich, daß ich Ihre Handschrift wiedererkennen würde – und er wußte auch, wie ich zu Ihnen stehe, Ann.«

Sie ging nicht auf seine Worte ein.

»Soll ich fortgehen?« fragte sie. »Vielleicht kann ich noch einen anderen Polizisten zu Ihrer Unterstützung finden?«

In diesem Augenblick schlug eine Kirchenuhr in der Nähe elf.

»Ich fürchte, es ist zu spät dazu«, sagte Bradley.

Er faßte in seine Hüfttasche und zog eine Pistole heraus. Als er sich nach links umsah, bemerkte er die abgeblendeten Lichter eines Autos, das auf der Mitte der Straße fuhr, in Richtung des Tors, Von dorther mußte die Gefahr kommen. Er rief laut nach dem Polizisten, wandte sich dann zu Ann, ergriff sie am Arm und zog sie halb über das niedrige Gitter, das den Rasen vom Fußpfad trennte.

»Legen Sie sich ganz flach auf den Boden!« befahl er.

Im nächsten Augenblick lag sie schon auf dem Boden und fühlte den feuchten Tau in ihrem Gesicht. Sie konnte den Wagen sehen. Er fuhr jetzt mit erhöhter Geschwindigkeit und lenkte plötzlich zu der Stelle, wo Bradley stand.

Dann fielen kurz hintereinander drei oder vier Schüsse. Ann hörte das Pfeifen und Heulen der Geschosse, die dicht über sie hinwegflogen und sich hinter ihr in die Erde bohrten. Signalpfeifen

schrillten, und der Wagen verschwand aus ihrem Gesichtskreis.

Jetzt schoß Bradley. Leute eilten herbei.

»Stehen Sie auf und gehen Sie nach Haus!« rief Bradley Ann zu.

Als sie sich wieder aufgerichtet hatte, war er verschwunden.

Überall ertönten Alarmsignale. Als Ann über die Straße eilte, lief sie dem Parkwächter gerade entgegen. Er berichtete über den Vorfall.

»Der Wagen fuhr wie der Blitz durch das Tor, beinahe wäre er von einem großen Autobus über den Haufen gerannt worden ... Haben Sie gesehen, wie sie geschossen haben?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wo ist Mr. Bradley?«

»War das der Mann, der hinter den Leuten her war? Er ist in ein Auto gesprungen und verfolgte sie.«

In demselben Augenblick kam auch der Polizist, mit dem sie vorher gesprochen hatte, atemlos und aufgeregt an.

»Jemand hat vom Wagen aus auf ihn geschossen – wo waren Sie denn, Miss?«

Sie sagte ihm, daß sie im Gras gelegen habe.

Der Beamte erinnerte sich plötzlich an seine Pflicht.

»Es tut mir leid, aber ich muß Ihren Namen und Ihre Adresse notieren.« Er schien sich wohler zu fühlen, nachdem er ihre Angaben in ein großes Notizbuch eingetragen hatte. Aber er wußte nicht genau, ob er sie nun gehen lassen durfte. Schließlich überredete ihn aber Ann, und er ließ sie nach Hause zurückkehren. Fast eine Stunde lang saß sie in einem Sessel und versuchte, das Chaos ihrer Gedanken zu ordnen.

Die Glocke an der Haustür schlug an. Ann erschrak. Das mußte Mark sein – sie würde ihm alles sagen müssen ...

Aber es war Bradley. Bei seinem Anblick fühlte sie so große Erleichterung, daß sie hätte weinen können.

»Das war ein alter Trick, den sie schon vorher angewandt haben«, sagte er, als er in ihr Zimmer trat. »Nur hatten sie diesmal das Auto innen gepanzert. Wir fanden den Wagen in Pimlico, dort haben sie ihn stehenlassen. Von den Leuten war natürlich nichts mehr zu sehen. Das ganze Innere war mit Eisenplatten ausgeschlagen. Diese Kerle nahmen kein Risiko auf sich.« Er sah sie einen Augenblick merkwürdig an. »Da ich nicht dabei ums Leben gekommen bin – werden Sie auch nicht verhaftet werden.«

Sie starrte ihn fassungslos an.

»Verhaftet? Warum wollte man mich denn verhaften?«

»Sehen Sie denn nicht ein, daß meine Kollegen im Falle meines Todes oder einer schweren Verletzung zunächst einmal nach einer Erklärung dafür gesucht hätten, daß ich mich zu dieser späten Stunde dort aufgehalten habe? Sie hätten Ihren Brief gefunden und Sie leicht als Schreiberin identifizieren können, da ich dummerweise mit Bleistift das Wort ›Ann‹ als Unterschrift daruntersetzte.«

Er las Entsetzen und Schrecken in ihren Augen.

»Aber das war doch nicht seine Absicht!« rief sie erregt. »Das hat er sicherlich nicht gewollt – ich meine, Mark wollte mich doch sicherlich nicht in einen solchen Verdacht bringen.«

Er antwortete nicht gleich.

»Sie glauben doch auch nicht, daß er es wollte?«

»Das werde ich noch in Erfahrung bringen. Vermutlich möchten Sie nicht gern in dieser Sache vor Gericht erscheinen? Ich werde Ihren Namen heraushalten, so gut ich kann.«

Er ging hinüber und klingelte bei Mark. Ann lauschte mit klopfendem Herzen hinter ihrer geschlossenen Wohnungstür und hörte, daß Marks Diener erklärte, sein Herr sei seit zehn Uhr ausgegangen. Bradley klopfte wieder leise an ihrer Tür, und sie öffnete ihm sofort.

»McGill war im Craley-Restaurant. Er kam zurück, um seinem Diener das zu sagen. Er muß kurz nach Ihnen weggegangen sein. Und er ist bestimmt zur Zeit der Schießerei in diesem Lokal gewesen, darauf möchte ich schwören. Er ist ganz groß darin, einwandfreie Alibis für sich zu beschaffen.«

»Von den Tätern hat man gar keine Spur?«

»Nein, wir wissen nur, daß der Wagen in Highbury gestohlen wurde. Die Eisenplatten im Inneren können die Leute natürlich irgendwo besorgt haben. – Gute Nacht, Ann.«

Er nahm ihre Hand in die seine und hielt sie einen Augenblick.

»Was soll nun aber mit Ihnen werden?«

»Ich hatte die Absicht, nach Paris zurückzugehen, wenn ich kann.« Dann fragte sie ihn plötzlich unvermittelt: »Haben Sie eigentlich Li Yoseph gesehen?«

»Ja. Er geht morgen wieder nach Lady's Stairs. Sie werden einen guten Freund in ihm haben, wenn Sie wieder in Schwierigkeiten kommen sollten.«

»Li Yoseph ein guter Freund? Ich dachte, er wäre ...«

»Er hatte zwölf Monate Zeit, sich von seinen bösen Gewohnheiten zu befreien«, erwiderte er lächelnd. »Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie ihm auf alle Fälle trauen können. Sie fürchten sich doch nicht vor ihm?«

»Das haben Sie mich schon früher gefragt.«

Er beugte sich plötzlich zu ihr nieder, als ob es so sein müsse, und sie fühlte seine Lippen einen Augenblick auf ihrer Wange.

»Gute Nacht, Ann«, sagte er dann und klopfte ihr freundlich auf den Arm.

Sie blieb noch eine Weile stehen, ohne sich zu rühren. Ihr Atem ging etwas schneller, und sie versuchte, sich über ihre Gefühle klarzuwerden. Eines stand jedenfalls fest: Sie war ihm wegen des Kusses nicht böse.

Bradley hatte nur zu recht. Als er in das Restaurant kam, in dem sich Mark zur Zeit des Überfalls aufgehalten hatte, erfuhr er, daß McGill erst vor einer Viertelstunde gegangen war. Um elf Uhr hatte er den Besitzer des Lokals darauf aufmerksam gemacht, daß die Uhr im Restaurant fünf Minuten nachginge.

Bradley wußte, daß Tiser mit dem Mittagszug nach Bristol gefahren war. Man hatte ihn in London beobachtet, und seine Ankunft in Bristol war von dort gemeldet worden. Wegen der Abwesenheit Tisers wurde die Ausführung von Bradleys Plan verschoben. Er verließ sich ganz besonders auf diesen durch Trunk und Rauschgift heruntergekommenen Menschen, der ihm den Hauptbeweis für Marks Schuld liefern sollte.

Die Fliegende Kolonne war in dieser Nacht sehr tätig; in unregelmäßigen Zwischenräumen und von den entferntesten Plätzen kamen ihre Meldungen. Das Haus Mr. Larings war durchsucht worden, und in einem Nebengebäude hatte man genügend Kokain gefunden, um seine Verhaftung zu rechtfertigen.

Kapitel 18

Am nächsten Morgen klingelte Anns Telefon.

»Kommen Sie doch bitte zu mir herüber.« Mark war am Apparat.

Sie legte den Hörer auf und kleidete sich erst in Ruhe an. Die Morgenpost hatte ihr einen Brief aus Paris gebracht, in dem ihr mitgeteilt wurde, daß sie ihre alte Stellung wieder einnehmen könne. Ihre Freude darüber war jedoch nicht ganz ungeteilt. Dies sollte also das Ende ihres großen Werkes für Ronnie sein! Sie kehrte zu den traurigen Schulräumen zurück! Ein seltsamer Schmerz quälte sie, aber es war ein anderes Gefühl als jenes, das sie über Ronnies Tod empfunden hatte.

Es war ihr nun gleichgültig, ob Mark McGill mit ihr zufrieden war oder nicht. Sie war Herr ihrer selbst wie noch nie, als sie bei ihm eintrat.

»Sie haben sich Zeit gelassen, meine Liebe«, sagte er etwas unfreundlich. »Nach den Morgenzeitungen zu urteilen, scheint es Bradley gestern abend nicht gutgegangen zu sein. Im Hydepark hat jemand auf ihn geschossen. Aber das überrascht Sie wohl gar nicht?« fügte er scharf hinzu.

Ann lächelte.

»Ich habe die Zeitungen auch gelesen.«

Mark rieb sich sein eckiges, unrasiertes Kinn.

»Bradley denkt natürlich, daß ich dahinterstecke. Das ist bei ihm schon zur fixen Idee geworden.«

»Hat man denn die Leute gefaßt, die geschossen haben?« fragte sie.

Mark lächelte niederträchtig.

»Ich glaube überhaupt nicht, daß die Geschichte wahr ist. Bradley sieht sich gern in der Zeitung, das ist seine Schwäche – wenigstens eine. Seine Zuneigung zu Ihnen ist eine andere.«

Sie hörte diese herausfordernden Worte an, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Haben Sie ihn kürzlich gesehen?«

»Ja, gestern – spät in der Nacht.«

Sie wußte, daß ihm das bekannt war. Wahrscheinlich hatte ihm der Portier davon erzählt.

»Was wollte er denn? Fürchtete er nicht, daß Sie seinen späten Besuch abweisen würden?«

»Warum sollte er denn das fürchten?«

Mark zuckte die Achseln.

»Sie haben mir nicht freiwillig gesagt, daß Sie ihn gesehen haben. Sie haben mir erzählt, Sie hätten es in der Zeitung gelesen. Ann, Sie werden sich doch nicht gegen Ihren alten Freund wenden?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wenn Sie damit meinen, daß ich Sie anzeigen und verraten würde – nein. Konnte ich mehr tun, als jene Geschichte vor dem Polizeigericht erzählen? Er weiß, daß ich – Sacharin schmuggle.«

Er sah sie forschend an.

»Warum machten Sie eben eine Pause vor Sacharin? Sie glauben doch nicht etwa jetzt an das Märchen von Kokain?«

Sie antwortete ihm nicht.

Mark lachte und klopfte ihr freundlich auf den Arm.

»Wie skeptisch Sie geworden sind, Ann! Sie denken wohl, ich bin Ihnen böse wegen Ihrer Freundschaft mit Bradley?«

»Man kann es kaum eine Freundschaft nennen.«

»Was es auch immer sein mag«, sagte er achselzuckend, »ich kümmere mich nicht darum. Wenn Sie ihn nur davon überzeugen können, daß ich mein Geschäft für immer aufgegeben habe – ich meine

den Schmuggel mit Sacharin, oder was es sonst sein mag und daß ich nicht dieser Verbrecherkönig bin, von dem man immer in den Kriminalromanen liest. Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Ihnen das gelänge, Ann. Das Geschäft ist mir jetzt so über, ich habe genug Geld, um davon leben zu können, und ich will mein Geschäft für immer liquidieren. Es würde eine gute Belohnung für Sie dabei abfallen.«

»Ich brauche keine Belohnung«, erwiderte sie ruhig. »Ich gehe nach Paris zurück.«

»An Ihre alte Schule?« Er war sichtlich überrascht.

Sie nickte.

Mark atmete erleichtert auf.

»Nun, das ist vielleicht ganz klug von Ihnen. Wir wollen später einmal über die Geldfrage sprechen.«

»Hat Mr. Tiser seinen Brief bekommen?«

Ihre plötzliche Frage brachte ihn in Verwirrung.

»Ich – ich glaube, ja. Aber warum fragen Sie?«

Er versuchte, ihren Blick auszuhalten, aber es gelang ihm nicht.

»Ich habe ihn heute morgen in der Herberge angerufen, und es wurde mir gesagt, daß er gestern mittag nach Bristol gefahren sei. Da haben Sie gestern abend im Hydepark lange warten müssen.«

Seine Züge verfinsterten sich.

»Ich verstehe nicht ganz ...«

»Ich meine im Park, gegenüber von Queen's Gate, um elf Uhr abends«, sagte sie langsam. »Dort wollten Sie doch Mr. Tiser treffen, nicht wahr?«

Er schwieg.

»Und an derselben Stelle und zur selben Zeit wurde Mr. Bradley überfallen. Man könnte fast annehmen, daß er durch irgendein Mißverständnis den Brief erhielt, den ich geschrieben habe, und dorthin ging, um mich zu treffen.«

Mark zwang sich zu einem Lächeln.

»Dann wäre er wohl sehr enttäuscht gewesen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Sie waren dort?« fragte er ungläubig.

»Ja. Was wäre geschehen, wenn er getötet worden wäre und man meinen Brief in seiner Tasche gefunden hätte?«

Mark lachte laut auf, aber es klang gequält. Er pflegte immer so zu lachen, wenn er Zeit gewinnen wollte, um nachzudenken.

»Was für verrückte Ideen haben Sie denn im Kopf? Tiser hat Ihren Brief bekommen. Er rief mich gestern abend noch an und sagte mir, daß er nicht kommen könne.«

»Hat er von Bristol aus angerufen?«

»Nein! Sie bilden sich doch nicht ein, daß Tiser seinen Leuten im Heim immer genau sagt, was er tut? Er hat London gar nicht verlassen. Ich habe ihn gestern beim Abendessen ein paar Minuten gesehen.« Er betrachtete Ann nachdenklich. Seine kalten Blicke hatten etwas Unheimliches.

»Sie sind also hingegangen und haben Mr. Bradley gewarnt? Das sieht allerdings verflucht nach Verrat aus, meine Liebe! Sind Sie denn so heillos in ihn verschossen?«

Er sprach mehr ironisch als vorwurfsvoll, und die Sache schien ihn in gewisser Weise zu belustigen. Mark besaß die besondere Gabe, sich von den Dingen loslösen zu können. Er konnte sich gewissermaßen von sich selbst trennen und leidenschaftslos die übrige Welt und sich selbst betrachten.

»Sie wollen mir keine Antwort geben? Aber täuschen Sie sich nicht, Ann! Dieser Mensch spielt nur

mit Ihnen. Er würde sich ebenso mit einem Dienstmädchen einlassen, um etwas über ihren Liebsten zu erfahren. Trauen Sie ihm nicht. Erinnern Sie sich daran, was Sie von ihm vor dem Polizeigericht gesagt haben? Er lebt von ruinierten Existenzen und gebrochenen Herzen! Ich möchte nicht erleben, daß Sie eines Tages auch noch zu seinen Opfern gehören das wäre zu schade!« Plötzlich änderte er das Thema.

»Sie haben doch auf Ihren Spaziergängen nichts von Li Yoseph gesehen? War er zufällig im Hydepark?«

»Ich habe ihn nicht mehr gesehen, seit er hier in der Wohnung war.«

»Auch niemand anders hat ihn entdeckt. Der Alte ist längst tot. Von seinem Violinspiel habe ich nichts mehr gehört.«

Als sie gehen wollte, rief er sie noch einmal zurück.

»Sie haben doch Ronnie noch nicht vergessen, Ann? Es kommt nicht darauf an, was ich bin oder was ich getan habe, ob ich mit Rauschgiften oder mit Saicharin handle – das ändert nichts an der Tatsache, daß Bradley Ihren Bruder ermordet hat.«

»Nun sagen Sie mir einmal die Wahrheit: Womit haben Sie Handel getrieben?«

Er lächelte geheimnisvoll.

»Mit Sacharin«, sagte er dann ruhig. »Aber würde das den geringsten Unterschied machen, soweit es Ronnies Tod angeht?«

Es machte sehr viel aus, das war ihr vorher noch nie klargeworden. Wenn Bradley Leute im Schmuggeln unschuldiger Gebrauchsmittel hinderte, mußte man das anders beurteilen, als wenn er den gemeinen Handel mit Rauschgift bekämpfte.

»Ich weiß es nicht.« Es fiel ihr schwer zu sprechen und sie erschrak fast vor dem Urteil, das sie gab. »Wenn ich ein Polizeibeamter wäre und die Leute kennen würde, die dieses schreckliche Zeug unter die Menschen bringen, würde ich mich wahrscheinlich keinen Augenblick besinnen, diese Leute – zu töten. Es ist schrecklich, das zu sagen, Mark, aber so fühle ich.«

Mark sah sie erstaunt an.

»Würden Sie das auch sagen, wenn es sich um Ronnie handelte?«

»Von jedem Menschen – ohne Ausnahme«, erwiderte sie ruhig.

Er lachte wieder.

»Sie sollten sich eigentlich mit Tiser zusammentun und bei einer seiner Versammlungen unter freiem Himmel eine Rede halten. Ann, Sie sind einfach prachtvoll! Ich hätte mir nicht im Traum einfallen lassen, daß Sie jemals einen solchen moralischen Standpunkt einnehmen würden! Herein!«

Die Tür öffnete sich, und der Diener überreichte Mark ein Telegramm. Er riß es auf, während er zu ihr sprach.

»Würden Sie sehr erstaunt sein, wenn Sie hörten, daß Ronnie dieselben Gewissensbisse hatte? Aber bei ihm dauerten sie wenigstens nicht sehr lange – er war zu geldgierig. Er schuldete mir fast tausend Pfund, als er starb. Ich habe Ihnen das noch nie gesagt, es ist auch unwesentlich; er hat überall viel Geld geborgt.«

Mark schaute auf das Telegramm und runzelte die Stirn.

»Das ist allerdings unangenehm«, sagte er.

Ann unterdrückte ihre Empörung; es hatte keinen Zweck, sich mit Mark zu streiten.

Er zeigte mit den Fingern auf das Formular.

»Vor einem Monat wäre das noch eine gute Nachricht für mich gewesen, aber da Sie nun keinen Führerschein mehr haben, so argwöhnisch geworden sind und mit der Fliegenden Kolonne auf so gutem Fuß stehen, bedeutet das eine große Gefahr für mich.«

Sein Ton klang gleichgültig, aber sie sah, daß er bestürzt war.

»Ist wieder – Sacharin angekommen?« fragte sie mit einem schwachen Lächeln.

Er nickte und reichte ihr das Telegramm. Es kam aus Birmingham und lautete:

›L.75.K.K. gesichtet.‹

Eine Unterschrift fehlte. Sie konnte die Bedeutung dieser Nachricht nur vermuten.

Mark grübelte finster vor sich hin. »Ich habe den dummen Kerlen doch gesagt, daß sie nichts mehr schicken sollen. Das muß die Sendung von Luteur aus Brüssel sein.«

Er schaute sie an und lachte grimmig.

»Wenn ich Sie darum bitten würde, die Sendung abzuholen, würden Sie vermutlich sofort Bradley benachrichtigen und mich hinter Schloß und Riegel bringen?«

»Ist es denn Sacharin?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

Er sprach so ernst, daß sie sich täuschen ließ. Einen Augenblick zögerte sie allerdings noch.

»Ich kann es doch aber nicht holen – selbst wenn ich wollte.«

»Sie sollen die Ware keineswegs hierherbringen. Aber es ist unter allen Umständen notwendig, daß jemand das Paket sucht und es in das nächste Wasser wirft. Wenn das Flugzeug gesehen wurde, wird das ganze Gelände abgesucht. Und haben sie erst das Paket gefunden, dann werden sie auch den Flugzeugführer feststellen – und sie haben mich.«

»Wo ist es denn abgeworfen worden?«

»L. bedeutet Ashdown Forest, soviel ich weiß.«

Er ging zu seinem Schreibtisch und nahm ein flaches Paket heraus, das wie eine Schreibunterlage aussah. Obenauf war auch wirklich Löschpapier befestigt, aber darunter befand sich eine Tasche, aus der er ein Dutzend dünner Pauspapierbogen nahm. Sie waren mit einer Quadratur überzogen, deren einzelne Felder mit Buchstaben und Nummern bezeichnet waren. Aus einem Bücherregal holte er einen großen Atlas, der aufgeschlagen fast die ganze Schreibtischplatte bedeckte. Er blätterte die einzelnen Karten um, bis er die richtige gefunden hatte.

»Ja, es ist Ashdown Forest.«

Sorgfältig legte er zwei Pauspapierbogen über die Karte.

»Sehen Sie, hier ist die Stelle, wo das Paket abgeworfen worden ist.« Er zeigte auf ein Quadrat. »Natürlich kann der Flugzeugführer nur ungefähre Angaben machen, wenn er nicht sehr niedrig geflogen ist. Jedenfalls finden wir die Sendung in einem Umkreis von etwa fünfzig Metern. Die Stelle liegt nicht weit von der Straße entfernt und muß leicht zu finden sein – sie liegt auf der Südseite eines Teiches. Die Piloten nehmen gern ein offenes Gewässer als Richtungsanzeiger an.« Er deutete auf einen kleinen Kreis.

»Der Teich kommt uns gerade gelegen, dort kann die Ware gleich verschwinden. Was sagen Sie dazu, Ann?«

Sie antwortete nicht gleich.

Mark McGill konnte allerdings ahnen, welche Gedanken sie bewegten. Er hatte den Eindruck, daß sie sich fürchtete, und konnte nicht glauben, daß sie überlegte, ob sie ihn Bradley ausliefern sollte. Soweit er Ann kannte, war das unmöglich.

Aber Ann dachte an etwas ganz anderes. Hier hatte sie einmal die Möglichkeit, ihre Zweifel ein für allemal zu beseitigen. Seitdem sie Mark nicht mehr vertraute, hatte sich noch keine Gelegenheit geboten, seine Behauptungen nachzuprüfen.

»Aber wie soll ich das machen? Wenn ich selbst fahre, wird man mich erkennen und wahrscheinlich verhaften.«

Mark war überrascht über ihre Bereitwilligkeit, den Auftrag auszuführen.

»Das läßt sich schon einrichten«, sagte er. »Ich werde an eine Mietautofirma telefonieren, daß man Sie irgendwo abholt. Sie können ja Miss Smith, Jones oder Robinson sein. Sagen Sie dem Fahrer nur, daß er Sie nach Ashdown Forest bringen soll. Dann steigen Sie aus, um einen kleinen Spaziergang zu

machen – oder, noch besser, geben Sie an, daß er Sie nach einer Stunde wieder abholen soll. Sie brauchen das Paket ja nicht zurückzubringen, also ist auch keine Gefahr damit verbunden.«

Sie nickte.

Ann ging in ihre Wohnung und zog sich für die Fahrt um. Als sie zu Mark zurückkam, hatte er den Wagen bereits bestellt. In einer halben Stunde sollte er am Landbroke Grove, an dem Ende nach Kensington zu, auf sie warten.

»Sie können ja in einem Taxi dorthin fahren. Geben Sie dem Fahrer ein gutes Trinkgeld, bevor Sie abfahren, und sagen Sie ihm, er soll Sie nach East Grinstead bringen.« Er sah sie nachdenklich an. »Ich brauche Sie wohl nicht darum zu bitten, diese kleine Fahrt als eine Geheimmission zu betrachten, denn ich vertraue Ihnen, Ann. Ich weiß, daß Sie mich nicht absichtlich in Gefahr bringen werden, wie Sie auch immer zu Bradley stehen mögen.«

»Es ist bestimmt Sacharin?«

»Ich schwöre es Ihnen – ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.«

Sie hatte das Gefühl, daß Bradley das Haus beobachten ließ, aber als sie zur Bond Street ging, konnte sie keinen Detektiv entdecken, der ihr folgte. Hier nahm sie ein Auto und war zehn Minuten später schon an dem bezeichneten Treffpunkt. Aber der bestellte Wagen ließ noch weitere zehn Minuten auf sich warten. Es war eine große, schöne Limousine. Nachdem sie den Mann bezahlt und ihm die nötigen Instruktionen gegeben hatte, machte sie es sich in dem geräumigen Wagen bequem.

Als sie aus Grinstead hinauskamen, betrachtete sie die Kartenskizze, die ihr Mark mitgegeben hatte und die selbst ein Kind hätte verstehen können. Sie konnte danach dem Fahrer alle nötigen Angaben machen und erreichte ohne Zwischenfall die Stelle, wo sie mit ihren Nachforschungen beginnen wollte.

»Kommen Sie in einer halben Stunde zurück und holen Sie mich hier wieder ab. Meine Freundin hat hier kürzlich etwas verloren, und ich möchte es suchen.«

»Kann ich Ihnen nicht dabei behilflich sein?« fragte der Chauffeur diensteifrig und erhob sich schon halb von seinem Sitz.

»Nein, nein«, erwiderte sie hastig. »Ich möchte lieber allein danach suchen.«

Er zögerte, sie in dieser verlassenen Gegend allein zu lassen. Schließlich einigten sie sich, daß er in einer Entfernung von fünfhundert Metern auf sie warten sollte.

Zunächst ging sie zu dem Teich. Sie war vorher daran vorbeigefahren, ging nun zurück und suchte das Ufer ab. Sie bog jeden Busch mit ihrem Spazierstock auseinander, den sie mitgenommen hatte. Eine halbe Stunde verging, ohne daß sie etwas entdeckte, und sie fürchtete, daß der Fahrer zurückkehren würde, um ihr zu helfen. Vielleicht hatte die Polizei den Platz auch schon abgesucht und das Paket gefunden. Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß sie vielleicht selbst beobachtet und mit dem Paket in Verbindung gebracht würde, und sie erschrak.

Sie wollte ihre Nachforschungen gerade einstellen, als sie einen abgebrochenen Zweig bemerkte. Er mußte erst vor kurzem von einem kleinen Baum abgeschlagen worden sein. Sie suchte das Unterholz sorgfältig ab. Dann fand sie das Paket. Die braune Papierhülle war durchnäßt, und der Bindfaden war an einer Stelle gerissen. Schnell entfernte sie mit einem Taschenmesser die Verpackung und fand innen einen viereckigen Zinnkasten, dessen Deckel verklebt war. Sie riß die Klebstreifen ab, hob den Deckel auf und nahm eine große Anzahl der ihr bekannten, kleinen Päckchen heraus.

Sie öffnete eins und sah das weiße, kristallinische Pulver. Rasch schüttete sie einen Teelöffel davon in eine kleine Büchse, die sie zu diesem Zweck mitgebracht hatte. Die anderen Päckchen tat sie wieder zurück, ging an das Ufer des Teiches und warf den Kasten, so weit sie konnte, ins Wasser. Er schwamm noch auf der Oberfläche, als sie die Stimme des Fahrers hörte. Glücklicherweise konnte er sie nicht sehen. Sie eilte auf die Straße zurück.

»Ich war schon sehr in Sorge um Sie, Miss. Gerade habe ich einen alten Landstreicher gesehen, der Sie beobachtete.«

»Wo ist er denn?« fragte sie schnell.

Sie sah sich um, aber sie konnte kein menschliches Wesen in der Nähe entdecken. Ihr Herz schlug rascher, als sie zum Wagen zurückkehrte. Die kleine Büchse mit dem »Sacharin« hielt sie krampfhaft in der Hand.

»Haben Sie gefunden, was Sie suchten?«

»Ja«, erwiderte sie atemlos.

Bevor sie in den Wagen stieg, hörte sie einen Ausruf des Fahrers und schaute zurück. Es mochte ein Landstreicher oder ein Arbeiter sein, den sie langsam fortschlendern sah.

»Ich habe den Autofahrer nicht gesehen – haben Sie ihn bemerkt?«

»Autofahrer?«

»Ich hörte einen Wagen, aber ich konnte ihn nicht sehen. Es muß ein Ford gewesen sein.«

Schnell überschaute sie die Straße, aber sie konnte nichts entdecken. Der Landstreicher war bereits verschwunden.

»Fahren wir nach Hause«, sagte sie. »Bringen Sie mich an den Cavendish Square.«

Während der Fahrt sah sie sich häufig um und erwartete, daß der geheimnisvolle Wagen hinter ihr herfahren würde, aber dies war nicht der Fall.

Als Ann wieder zu Hause war, verbarg sie zunächst die kleine Büchse. Dann ging sie zu Mark hinüber. Er lag ausgestreckt auf einer Couch und las in einem Magazin, stand aber schnell auf, als er sie sah.

»Haben Sie es gefunden?«

Sie nickte.

»Und in den Teich geworfen? Großartig!«

Er trug einen alten Sportanzug aus Homespun. Das war ungewöhnlich, denn Mark kleidete sich gewöhnlich sehr elegant, aber nicht auffällig.

»Sie kommen auf dem längsten Weg zurück«, sagte er dann kühl und nahm seine bequeme Stellung wieder ein. »Es hat verflucht lange gedauert, bis Sie das Paket fanden. Ich fürchtete schon, Sie würden es überhaupt nicht sehen.«

»Woher wissen Sie denn das?« fragte sie erstaunt.

»Ich habe Sie beobachtet. Ich habe zwar nicht direkt gesehen, wie Sie es fanden, aber ich wußte, daß Sie es hatten.«

»Sie sind mir also gefolgt?« fragte sie halb entrüstet und halb belustigt.

»Selbstverständlich«, erwiderte er ruhig. »Ich kann kein Risiko auf mich nehmen.«

»Warum haben Sie dann nicht selbst nach dem Paket gesucht?«

»Ich wiederhole, daß ich kein Risiko auf mich nehmen kann. Es wäre eine große Gefahr für mich gewesen, wenn man mich im Besitz des Paketes gefunden hätte.«

»Sie haben also das Risiko lieber auf mich abgewälzt?«

»Für Sie war das kein Risiko«, sagte er leichthin. »Sie haben einen Schutzengel in Scotland Yard – aber für mich ist er ein unerbittlicher Racheengel.« Er schaute sie lächelnd an. »Also, ich danke Ihnen, Ann. Bradleys Detektiv hat Sie merkwürdigerweise zwischen Bond Street und Bayswater aus den Augen verloren. Ich sah ihn, wie er in seinem Zweisitzer an der Ecke wartete und ganz verzweifelt dreinschaute. Auf dem Rückweg hat er Sie wieder aufgefunden. Er wird nun zu der Garage gegangen sein, um weitere Nachforschungen anzustellen.«

Sie war bestürzt.

»Haben Sie ihn denn gesehen?«

»Ja, mir sind all diese Leute dem Aussehen nach bekannt. Sie sind gerade nicht besonders schön, aber es ist nützlich, sie zu kennen. Bradley wird in ein paar Minuten bei Ihnen anrufen und Sie fragen, wo Sie gewesen sind. Aber er wird sehr liebenswürdig zu Ihnen sein, weil er Sie gern hat.«

Sie war kaum zehn Minuten in ihrer Wohnung, als das Telefon läutete. Es war tatsächlich Bradley.

»Waren Sie heute nachmittag fort?«

»Ja.« Etwas gekränkt fügte sie hinzu: »Ich fürchte, Ihr Detektiv hat meine Spur verloren.«

»Sie haben ihn doch nicht etwa gesehen?«

»O doch«, log sie. »Sie brauchen mich nicht erst zu fragen, wo ich war – ich bin nach Ashdown Forest gefahren.«

Wieder folgte ein Schweigen auf der anderen Seite.

»Ich möchte nur eines wissen, Ann: Haben Sie von Ashdown Forest etwas zurückgebracht?«

»Nichts für Mark«, war ihre kurze Antwort.

Diesmal schwieg er so lange, daß sie dachte, sie wären unterbrochen worden. Sie rief ihn beim Namen.

»Ja, ich bin hier. Sie haben das Paket gefunden? Wir haben schon den ganzen Morgen vergeblich danach gesucht. Hoffentlich haben Sie es ins Wasser geworfen.«

Bevor sie ihm darauf antworten konnte, fragte er: »Kann ich Sie heute abend noch sprechen?«

Das war eine unerwartete Bitte.

»Wo?«

»In Ihrer Wohnung. Sind Sie um neun Uhr zu Hause? Es ist Ihnen doch gleichgültig, was McGill darüber denkt? Sie können es ihm ruhig sagen, wenn Sie wollen.«

»Ich erwarte Sie um neun«, sagte sie schnell und legte auf.

Sie machte sich nun daran, den Inhalt der kleinen Büchse zu prüfen, feuchtete den Finger etwas an und brachte eine Kleinigkeit von dem kristallinischen Pulver auf die Zunge. Es schmeckte nicht süß; außerdem war ihre Zunge an den Stellen gefühl- und geschmacklos geworden, wo das Pulver sie berührt hatte. Es war zweifellos Kokain – sie hatte nun den Beweis, den sie brauchte.

Kapitel 19

Das Versorgungsheim oder das ›Heim für verlorene Seelen‹, wie Bradley es ironisch nannte, diente seiner Bestimmung nicht mehr. Als Tiser von Bristol zurückkam, fand er nur noch den Portier, der allein in der Küche vor einem kleinen Gasfeuer saß und vor sich hinbrütete.

»Sie sind alle gegangen, Mr. Tiser«, sagte er über die Schulter.

»Gegangen? Wer ist gegangen?«

Der Portier zeigte mit dem Daumen nach dem gemeinsamen Wohnraum. Langsam kam es Tiser zum Bewußtsein, daß die Insassen der Herberge nicht mehr hier waren.

»Was, sie sind alle fort?« fragte er ungläubig. »Es sollten doch noch heute drei neue kommen. Sind sie denn nicht erschienen?«

»Nein, ein paar Leute von hier haben sie heute morgen getroffen, als sie herauskamen, und da sind sie gar nicht hergekommen. Wir haben nur noch den alten Sedeman hier.«

Tiser machte ein dummes Gesicht.

»Wo ist er denn?«

»Er ist gerade beim Essen. Ich wollte Geld von ihm haben, aber da schimpfte er und drohte, mir einen gehörigen Kinnhaken zu geben. Und da ich glaubte, ein Spektakel wäre Ihnen nicht angenehm, habe ich ihn in Ruhe gelassen.«

Das Heim als solches war nicht mehr zu halten. Mark hatte viel Geld darauf verwandt; da es aber nun keinem ihm nützlichen Zweck mehr diente, hatte er einem Agenten den Auftrag gegeben, es zu verkaufen.

Tiser ging in den Gastraum und fand dort Sedeman, der bei den Resten seiner Mahlzeit saß. Der alte Mann warf ihm einen unliebenswürdigen Blick zu.

»Wir haben keinen Platz mehr für Sie, Sedeman«, sagte Tiser.

»Bilden Sie sich etwa ein, daß es mir Spaß macht, in diesem Haus der Bosheit und der Sünde zu schlafen?« fragte Sedeman böse. »Ich gebe zwar zu, daß es etwas gesünder und ruhiger ist, seit die anderen Kerle verschwunden sind. Aber sogar jetzt dürfte sich ein Mann von meiner sozialen Stellung nicht gestatten, hier zu wohnen, selbst wenn er noch so betrunken wäre – das bin ich aber, Gott sei Dank, nicht!«

Er schien jedoch schon etwas zuviel zu sich genommen zu haben, und Tiser war klug genug, ihn zu besänftigen.

»Wir freuen uns immer, wenn wir Sie hier haben, mein lieber Freund. Haben Sie etwa Mark gesehen?«

»Nein«, erwiderte Sedeman laut und winkte dem Portier, der in der Tür stand. »Geben Sie mir etwas zu trinken, Arthur.«

Tiser gab ihm ein Zeichen, daß er es tun solle.

Als er später hörte, daß Sedeman gegangen war, sagt er dem Portier, daß er ihn nicht wieder einlassen dürfe.

»Sie können ihm ja beibringen, daß das Heim jetzt geschlossen ist.»

Tiser setzte sich dann selbst mit einem großen Glas Whisky nieder, um einen Bericht über seine heutige Tätigkeit zu schreiben. Seine Reise nach Bristol war ein voller Erfolg gewesen. Glücklicherweise hatte das Syndikat – so nannte er McGills Organisation eine große Menge Rauschgifte verborgen, bevor die großen Schwierigkeiten mit der Polizei kamen, und obwohl es schwer war, hatte er doch mit Erfolg alles verteilen können. Er war noch mit seinem Bericht beschäftigt, als die Glocke läutete. Kurz darauf trat Mark ins Zimmer und schloß die Tür hinter sich zu.

»Ist jemand im Haus?«

»Sedeman war hier, aber er ist gegangen.«

Mark biß sich auf die Unterlippe.

»Der Kerl steckt mit Bradley im Bunde – er darf nicht wieder herein.«

Tiser schob ihm seinen Bericht hin, aber Mark warf keinen Blick darauf.

»Es ist möglich, daß wir noch vor morgen früh die größten Unannehmlichkeiten bekommen. Ich habe Ann ausgeschickt, um ein Paket Koks zu holen, das in Ashdown Forest abgeworfen wurde.«

»Sie hat es doch nicht in deine Wohnung gebracht? fragte Tiser ängstlich.

»Unterbrich mich nicht«, fuhr ihn Mark an. »Nein, sie hatte den Auftrag, es ins Wasser zu werfen. Das hat sie auch getan – aber sie hat eine Kleinigkeit in eine Büchse gefüllt und nach Hause mitgenommen. Das hat mich stutzig gemacht. Ich habe sie die ganze Zeit über beobachtet – ich traue ihr nicht mehr. Sie ist zu sehr mit Bradley befreundet. Ich glaube allerdings nicht, daß sie uns verraten wird, aber ich bin beunruhigt. Heute abend machte ich noch eine weitere Entdeckung. Sie hatte eine Verabredung mit Bradley; er hat sie in ihrer Wohnung angerufen.«

»Woher weißt du denn das?«

»Eine Mitteilung von Bradley. Ich traf den Boten, als er die Treppe heraufkam, und nahm sie ihm ab.«

Die Nachricht war nur kurz und formell:

›Meine liebe Ann, es tut mir sehr leid, daß ich heute abend nicht kommen kann. Es ist eine sehr wichtige Sache zu erledigen. Darf ich Sie morgen abend sehen?‹

»Was soll denn das bedeuten?« stotterte Tiser.

Mark sah ihn verächtlich an.

»Wirst du gleich wieder Krämpfe bekommen, wenn ich es dir sage? Entweder hat sie das Kokain für Bradley aufbewahrt – das wäre sehr schlimm für uns –, oder sie hat es zurückbehalten, um festzustellen, daß sie wirklich Kokain transportiert hat. Wie es nun auch immer sein mag, sie ist gefährlich geworden. Irgend jemand muß morgen früh nach Paris fahren und von Boulogne aus in Anns Namen ein Abschiedstelegramm an Bradley senden.«

Tiser hob den Blick langsam.

»Was soll denn mit Ann geschehen?« fragte er erregt.

»Das Haus ist doch leer – es ist doch sehr einfach ...«

Das Telefon klingelte, und Tiser fuhr erschrocken in die Höhe.

»Sieh zu, wer anruft!« befahl Mark.

»Wer ...« begann er, als er schon die andere Stimme hörte:

»Ist es der gute Tiser? Ist Mark bei ihm? Ich wollte mit ihm sprechen.«

Tiser bedeckte die Sprechöffnung mit seiner zitternden Hand.

»Es ist Li«, flüsterte er heiser. »Er will mit dir reden.«

McGill riß ihm den Hörer aus der Hand.

»Nun, Li, was willst du von mir?« fragte er mit scharfer Stimme. »Von wo aus sprichst du denn?«

Er hörte ein leises Lachen.

»Nicht von Lady's Stairs. Dort haben wir noch kein Telefon. Das ist zu modern für das alte Haus. Ich werde dich bald sehen, Mark.«

»Wo bist du denn?«

»Komme nach Lady's Stairs, Mark – nicht morgen, aber an einem der nächsten Tage, und bringe die junge Dame mit, Ronnies Schwester. Der arme Junge ...«

Mark hörte, wie er wieder zu seinen kleinen, unsichtbaren Kindern sprach, und lächelte verächtlich.

»Lady's Stairs – gut, ich werde hinkommen.«

»Und den guten Tiser wirst du auch mitbringen? Ich hoffe doch, daß du kommst Mark. Mein Gedächtnis, das mich im Stich gelassen hatte, ist wieder besser geworden.«

Mark verstand die versteckte Drohung wohl, die in diesen Worten lag, und konnte nicht gleich antworten.

»Also am Freitag – um wieviel Uhr?«

Der alte Mann erwiderte nichts darauf, und Mark hörte, wie drüben aufgelegt wurde.

»Was wollte er denn eigentlich, Mark? Er wird doch nichts gegen uns unternehmen?«

»Er sagt, daß er sich wieder an alles erinnert. Aber wer wird diesem alten, verrückten Teufel ein Wort glauben?«

Er nahm den Hörer wieder ab und wählte eine Nummer, die Tiser wohlbekannt war.

»Sind Sie dort, Ann? Hier ist Mark. Ich bin in dem Versorgungsheim. Bradley ist auch hier. Er möchte Sie wegen des Stoffes sprechen, den Sie von Ashdown Forest mitgebracht haben.«

Ann holte tief Atem. »Welchen Stoff ...«

»Na, Sie wissen doch, Ann. Er sagte, Sie hätten eine kleine Büchse Koks mitgebracht – ja, Kokain; tun Sie doch nicht so, Sie wissen doch, was Koks ist.«

Er sprach absichtlich ungeduldig und erregt, und sein rauher Ton überzeugte sie, daß er die Wahrheit sprach. Sie glaubte, daß Bradley dort war, um eine Untersuchung durchzuführen.

»Ich werde sofort kommen.«

»Nehmen Sie ein Auto«, sagte Mark und legte auf.

Tiser starrte ihn an.

»Warum soll sie denn herkommen?« fragte er zitternd, aber Mark gab ihm keine Antwort.

Er steckte sich eine Zigarette an und blies den Rauch zur Decke.

»Erinnerst du dich noch an den Spektakel, den wir vor etwa vier Jahren im Hause hatten, als ein paar Leute das Delirium bekamen?«

Tiser nickte langsam.

»Weißt du noch, was wir mit ihnen machten?«

Tiser holte tief Atem.

»Mein lieber Mark, wir befolgten deinen eigenen Vorschlag. Wir haben sie in Zimmer Nr. 6 gesperrt. Aber seit vielen Jahren ist der Raum nicht mehr gebraucht worden.«

Mark nickte.

»Wir haben sie in Nr. 6 gesteckt, weil sie da soviel schreien konnten, wie sie wollten, ohne daß sie jemand hörte. Das war doch eine glänzende Idee von mir, was? Ist die Zelle jetzt frei?«

»Ja, Mark ... aber du willst doch nicht... Das ist doch der erste Raum, den sie nach ihr durchsuchen würden ...«

»Das glaube ich nicht. Wenn Bradley morgen früh ein Telegramm bekommt, in dem sich Ann von ihm verabschiedet, wird er uns vorläufig nicht belästigen. Ich werde dafür sorgen, daß ihre Koffer aus der Wohnung verschwinden.«

Tiser schwankte in seinem Stuhl hin und her und rang die Hände.

»Tu das nicht – das darfst du nicht tun. Dieses arme junge Mädchen ...«

»Du scheinst überhaupt nicht mehr an dich selbst zu denken«, sagte Mark barsch. »Hast du dir schon einmal vorgestellt, wie die letzten vierundzwanzig Stunden in der Zelle eines zum Tode Verurteilten aussehen? Wenn sie den Aussagen des alten Li Glauben schenken und sie voll bewerten, dann kommen wir beide an den Galgen, du und ich, Tiser. Sie könnten uns aber nur einmal henken, selbst wenn wir alle Menschen im Lande umbrächten.«

»Du willst sie doch nicht ermorden?« schrie Tiser. »Mark, das lasse ich nicht zu ...«

McGill schloß ihm mit seiner großen Hand den Mund und drückte ihn wieder in seinen Stuhl.

»Bleib ruhig sitzen, oder ich nehme Mr. Steen eine Arbeit ab«, zischte er. »Warum fürchtest du dich denn so, du Feigling?«

Es dauerte lange, bis Tiser wieder sprechen konnte. Es klopfte an die Tür. Mark riß sie auf und sah Ann vor sich.

»Wie sind Sie denn ins Haus gekommen?« fragte er schnell.

»Die Tür stand offen.«

Mark eilte an ihr vorbei. Der Portier war gegangen. Er wußte ja, daß man ihn entlassen wollte, und hatte deshalb seine Stellung selbst aufgegeben. Allerhand für ihn wertvolle Sachen hatte er mitgenommen. Mark warf die Haustür krachend zu und kam in das Zimmer zurück.

»Wo ist Mr. Bradley?« fragte Ann.

»Er ist eben hinausgegangen, in einer Minute wird er zurück sein. Er muß die Tür offengelassen haben. Setzen Sie sich, Ann. Das ist doch ein Märchen, daß Sie Koks nach London mitgebracht haben?«

Eine Weile saß sie mit gesenkten Blicken da, aber plötzlich schaute sie ihm voll ins Gesicht.

»Nein – ich habe Kokain zurückgebracht. Ich wollte Gewißheit haben. Sie haben mich die ganze Zeit angelogen, Mark. Es war immer Kokain, was ich zu Ihren Leuten brachte. Mr. Bradley hatte vollkommen recht.«

»So? Sehen Sie einmal an!« spottete er. »Hat dieser Musterbeamte immer recht? Sie haben mich in eine sehr schlimme Situation gebracht, Ann. Jetzt müssen Sie sehen, daß ich wieder herauskomme. Bradley hat einen Vorrat von dem Stoff hier gefunden und möchte, daß Sie die Ware mit Ihrer Probe identifizieren.«

Sie sah ihn groß an.

»Wie kann ich das tun? Ich habe Kokain so selten gesehen.«

Sie nahm keine Notiz von Tiser, der zusammengekauert in seinem Stuhl saß. Sein Gesicht sah aschfahl aus, und seine großen, langen Finger waren ineinander verkrampft.

»Wenn Sie die Ware sehen wollen, so können Sie das jetzt tun«, sagte Mark. »Es sind ungefähr fünfzig kleine Packungen.«

Er öffnete die Tür und winkte ihr, ihm zu folgen. Ohne zu zögern, stieg sie hinter ihm die Treppe hinauf. Oben auf dem Absatz stieß er eine schwere, eichene Tür auf. Es war dunkel in dem Raum, aber er drehte außen einen Schalter an. An der Decke flammte ein Licht auf und beleuchtete einen spärlich möblierten Raum. In einer Ecke standen ein unsauberes Bett, ein zerbrochener Wasserkrug und ein Stuhl.

»Hier liegt das Zeug«, sagte Mark und zeigte hinter die Tür.

Unvorsichtigerweise ging sie hinein.

Im Nu schlug er die Tür zu. Eine Sekunde lang starrte Ann ihn verständnislos an, dann eilte sie an ihm vorbei. Aber Mark packte sie und hielt sie fest.

»Es ist vollkommen nutzlos, wenn Sie schreien. Dieser Raum ist schallsicher abgedämpft, damit die guten Leute von Hammersmith nicht gestört werden. Wir hatten schon mehrere Fälle von Delirium tremens hier – die Kerle wurden alle in dieses Zimmer gebracht –, es ist eine Art Tobzelle.«

Sie sah jetzt, daß die Wände mit Stoff bespannt und gepolstert waren. Es befand sich kein Fenster in dem Raum, an der Decke war nur ein kleiner Ventilator angebracht. Als sie die Gefahr erkannte, wurde sie bleich.

»Ihre Freunde von der Polizei werden sich anstrengen müssen, Sie zu finden«, sagte er spöttisch. »Sie haben sich recht nichtsnutzig benommen, Ann.«

»Lassen Sie mich bitte sofort hinaus.«

»Nein, Sie werden ein oder zwei Tage hierbleiben – bis ich glücklich außer Landes bin. Wenn Sie aber aufsässig werden oder uns Unannehmlichkeiten machen, haben Sie am längsten gelebt und

werden von dieser Welt verschwunden sein, bevor ich Southampton erreicht habe.«

Ann Perryman war nicht leicht zu erschrecken, aber nun schauderte sie doch. Sie wußte, daß sich Bradley nicht in dem Haus befand und daß er auch nicht hier gewesen war. Die ganze Geschichte war erfunden.

»Warum lassen Sie mich denn nicht nach Paris gehen?« Obwohl sie sich zusammennahm, zitterte ihre Stimme. »Dann wäre ich doch aus dem Weg, Mark, und Sie brauchten keine Furcht zu haben, daß ich Mr. Bradley sehen könnte.«

»In ein paar Tagen können Sie nach Paris gehen. In der Zwischenzeit müssen Sie aber hier bleiben und dankbar sein, daß Sie heute abend einschlafen und morgen wieder gesund erwachen.«

Er wandte ihr einen Augenblick den Rücken zu und öffnete die Tür. Bevor er wußte, was vorging, hatte sie ihn am Arm gepackt und nach hinten gerissen, so daß er das Gleichgewicht verlor. Sie stieß die Tür auf und lief hinaus. Aber ehe sie die erste Stufe erreichen konnte, packte sie ein starker Arm.

»Was geht hier vor?«

Mark bot sich ein sonderbarer Anblick, als er sich umsah. Die schwache Treppenlampe beleuchtete Sedeman, der nur eine Hose und ein schmutziges Hemd trug. Sein großer, weißer Bart wurde von der Zugluft, die durch ein offenes Fenster kam, nach der Seite geweht. Er sah unheimlich aus; in den Händen hielt er einen schweren Stock aus Eschenholz.

»Was soll das heißen, Mark?«

McGill sah ihn wütend an und wollte Ann näher zur Tür ziehen. Aber mit einer Gewandtheit, die für seine Jahre erstaunlich war, sprang der Alte vorwärts und versperrte ihm den Weg.

»Lassen Sie diese junge Dame sofort los, oder ich schlage Ihnen den Schädel ein!«

Mark hatte schon früher eine Probe von Sedemans ungewöhnlicher Stärke erfahren und gab Ann frei. Sie stand gegen die Wand gelehnt, atemlos vor Aufregung und halb ohnmächtig.

»Nehmen Sie sofort die Hand von Ihrer Tasche – wollen Sie wohl?« brüllte Sedeman.

Aber Mark hatte seinen Browning schon gezogen und hielt seinen Gegner damit in Schach.

»Gehen Sie mir aus dem Weg!«

Ein breites Grinsen zeigte sich auf dem Gesicht des alten Mannes.

»Sie benehmen sich wie der Held einer Indianergeschichte, mein lieber Mark! Ich werde Ihnen nicht aus dem Weg gehen, und Sie werden nicht schießen. Warum? Weil auf der Straße unten, keine hundert Meter von hier entfernt, ein Polizist steht, der den Schuß hören könnte. Stecken Sie Ihr Schießeisen wieder ein.«

Er hatte ganz ruhig gesprochen; aber ehe Mark sich versah, fühlte er einen Schlag, der ihm fast das Handgelenk brach. Der Browning fiel klirrend auf die Treppe.

»Nun, Miss Perryman, wollen Sie gehen, oder wollen Sie noch einen Augenblick hierbleiben?«

»Ich werde gehen«, erwiderte Ann leise. »So dürfen Sie aber nicht auf die Straße«, sagte Mark, der sich mit erstaunlicher Schnelligkeit wieder gefaßt hatte. »Kommen Sie herunter und setzen Sie sich ein wenig in Tisers Zimmer. Ich verspreche Ihnen, daß Sie nichts mehr zu fürchten haben. Sedeman kann mitkommen – ich vermute, daß er etwas trinken will. Es tut mir furchtbar leid, Ann – ich bin ganz verzweifelt, das wissen Sie. Ich hätte das nicht getan, wenn ich nicht so bedrängt wäre und das Schlimmste fürchten müßte. Ich hätte Ihnen nichts getan – das schwöre ich Ihnen.«

Die Beine zitterten ihr, als sie die Treppe hinunterging. Sie folgte dem alten Sedeman nach unten. Tiser saß noch immer auf seinem Stuhl und rang die Hände.

Sedeman dagegen war in einer fast übermütigen Stimmung.

»Die Betten hier in der Herberge sind ganz vorzüglich, mein Junge«, sägte er zu ihm, als er sich ein Glas Whisky einschenkte. »Versuchen Sie einmal ein wenig hiervon«, wandte er sich an Ann. Aber sie wollte nichts nehmen.

»Es war doch ein Glück, daß ich hier war – ein wahrer Segen! Der gute Mark hatte ganz den

Verstand verloren und handelte gegen seine bessere Natur – wirklich schauderhaft, ganz schauderhaft!« Er schüttelte traurig den Kopf, aber Ann sah, daß er den schweren Eschenstock immer noch fest umspannt hielt.

Mark erkannte, daß er keine Gelegenheit mehr hatte, allein mit Ann zu sprechen. Was er sagen wollte, mußte er in Gegenwart des alten Sedeman sagen.

»Können Sie mir verzeihen, Ann?«

»Ja, ich glaube«, sagte sie mit schwacher Stimme. Sie fühlte sich plötzlich matt und müde; aller Lebensmut war von ihr gewichen. Sie war nicht einmal imstande, Haß oder Furcht zu empfinden. »Ich will jetzt nach Hause gehen.«

»Also, dann wollen wir aufbrechen«, meinte Sedeman freundlich. »Ich werde Sie bis zum Ende der Straße bringen, dort stehen viele Taxis.«

Er erhob sich und stieß den unterwürfig kriechenden Tiser beiseite, der sie bis zur Hauptstraße begleiten wollte. Mit bloßen Füßen stand er auf dem kalten Pflaster, bis sie verschwunden war. Dann kehrte er zu Mark zurück, der dumpf brütend am Tisch saß. »Ich habe Sie vor einer großen Dummheit und vor vielen Unannehmlichkeiten bewahrt, mein lieber Freund«, sagte er vergnügt. »Glauben Sie nicht, daß ich recht habe? Bradley hat eine Verabredung mit mir um elf Uhr – und zwar hier!«

Kapitel 20

Mark hörte Sedeman zu, ohne sich scheinbar im mindesten darüber aufzuregen. Sein gleichgültiges Gesicht hätte niemand verraten können, welchen mörderischen Haß er gegen diesen Mann empfand.

»Will er die Regenröhre hinaufklettern, um Sie zu sehen?« fragte er.

Mark schloß die Tür.

»Setzen Sie sich, Sedeman«, sagte er freundlich. »Ich möchte gern von Ihnen hören, was die ganze Geschichte zu bedeuten hat. Was wollten Sie denn Bradley berichten?«

»Daß es mir gutgeht und daß ich wahrscheinlich die Nacht vorzüglich schlafen werde«, entgegnete Sedeman ernst. »Der Mann sorgt sich nämlich um mich – das ist eine ganz neue Erfahrung für mich. Der Gedanke, daß ein Mensch an einen denkt ...« Er schüttelte begeistert den Kopf.

»Mit anderen Worten: Bradley zahlt Ihnen Geld, damit Sie mich beobachten – das wollten Sie doch wohl sagen? Nun, Sie werden eine leichte Aufgabe haben.« Plötzlich änderte er das Thema. »Haben Sie den alten Li Yoseph gesehen?«

»Ich habe allerhand Gerüchte gehört – es ist wirklich eine merkwürdige Sache –, die Toten kehren ins Leben zurück.«

»Er war doch niemals tot«, sagte Mark laut. »Er war ...«

»Mark!«

Er schaute sich um. Tiser stand in der Nähe des Fensters. Sein Gesicht war verzerrt vor Furcht.

»Was ist denn, du verdammter Narr?« fragte Mark wild.

»Höre doch!«

Der Klang einer Violine tönte herüber. Mark beugte den Kopf etwas vor.

»Hörst du das?«

Mark ging an ihm vorüber und riß die Vorhänge auseinander. Aber er konnte nur den schwachen Schimmer einer Straßenlaterne sehen.

»Mach das Fenster sofort auf«, sagte er ungeduldig zu Tiser.

»Mark, um Gottes willen, das wäre die größte Dummheit ... Wir könnten doch jemand schicken, der ihn heraufholen soll.«

»Wen haben wir denn? Ich will auf jeden Fall hinaussehen – öffne das Fenster.«

Tiser lockerte den Riegel und versuchte ihn mit zitternden Händen zu öffnen, aber es mißlang ihm. Mark stieß ihn unsanft beiseite, riß das Fenster auf und lehnte sich hinaus. Der Klang der Violine war jetzt lauter zu hören. Als er die Straße entlangsah, entdeckte er zwischen zwei Laternen eine Gestalt.

In dem Augenblick hörte das Spiel auf, und eine rauhe Stimme ertönte. Ein Polizist trat aus dem Schatten heraus und ging quer über die Straße auf den Musikanten zu.

Die beiden auf der Straße waren zu weit entfernt; ihr Gespräch war nicht zu verstehen. Aber jetzt kamen sie langsam auf das Haus zu, und plötzlich hörten sie Li Yosephs Stimme.

»Mein lieber Freund, ich mache doch Musik für meine lieben, kleinen Kinder.«

»Für Ihre kleinen Kinder?« Der Polizist neigte sich zu dem gebückten Alten hinunter.

»Sie sind ein Fremder, nicht wahr? Nachts dürfen Sie doch nicht auf der Straße musizieren – gehen Sie jetzt weiter.«

Mark beobachtete die beiden, bis sie in der Dunkelheit verschwanden.

»Wenn der Polizist nicht dabeigewesen wäre, hätte ich den alten Esel angesprochen.«

»Li Yoseph!« Sedeman war aufs höchste erstaunt.

»Sie haben ihn gesehen?« fragte ihn Mark. »Ist er nun lebendig oder tot?«

Er füllte ein Glas mit Whisky und goß nur ein wenig Sodawasser hinzu. Es war nicht leicht, Mr.

Sedeman in Aufregung zu bringen. Tiser sah betrübt, wie der Whisky verschwand.

»Gut, gut!« sagte Sedeman, als er getrunken hatte. »Dieser alte Li Yoseph!«

Mark sah ihn scharf an. »Waren Sie wirklich so überrascht?«

»Ich habe es Ihnen ja gesagt«, erklärte Sedeman vergnügter denn je.

McGill trat nahe an ihn heran und schaute ihn düster und versonnen an.

»Sie wußten, daß er lebt. Wo hält er sich denn auf? Seien Sie doch vernünftig, Sedeman«, sagte er dann in freundlicherem Ton. »Es hat doch keinen Zweck, daß wir gegeneinander arbeiten. Was ist los? Bradley hat ihn hierhergeschickt, nicht wahr?«

In diesem Augenblick klopfte es an die äußere Tür.

»Da kommt er selbst – Sie können ihn ja fragen.«

Tiser ging widerstrebend hinaus, um zu öffnen, Bradley kam allein. Er trat in das kleine Zimmer und grüßte Mark mit seinem undurchdringlichen Lächeln.

»Sie haben eben ein Ständchen bekommen, wie man mir erzählt? Li Yoseph ist ein äußerst zuvorkommender alter Herr, aber ich wußte nicht, daß seine Freundlichkeit so weit gehen würde, Sie musikalisch zu unterhalten.«

Bradley bekümmerte sich nicht um Sedeman, und der Alte machte auch keinen Versuch, ihn auf sich aufmerksam zu machen; er blieb ruhig sitzen. Bradley nahm sich unaufgefordert einen Stuhl und zog ein kleines Etui aus der Tasche, das Mark verstohlen betrachtete. Aber der Polizeiinspektor machte keinen Versuch, den Deckel zu öffnen.

»Sie hatten früher immer eine Pistole bei sich, McGill? Sie hatte ein großes Kaliber und war kein Browning?«

Mark antwortete nicht, und Bradley wiederholte seine Frage. Mark lächelte.

»Was soll denn das heißen? Hat etwa der alte Li gesagt, daß ich nach ihm geschossen habe?«

Tiser überlief es kalt bei dieser waghalsigen Frage.

»Das hat er nicht direkt gesagt«, erklärte Bradley bedächtig. »Aber nehmen wir einmal an, ich behauptete, daß ich bei der Untersuchung des Fußbodens in Lady's Stairs – ich meine den Raum, aus dem Li Yoseph verschwand – zwei Geschosse im Holz entdeckte? Ganz kürzlich«, fügte er gleichgültig hinzu.

Mark wartete.

»Nehmen wir einmal folgende Vermutung an«, fuhr Bradley fort. »Diese beiden Geschosse wurden aus einer Pistole abgefeuert, die damals in Ihrem Besitz war und, soviel ich weiß, auch jetzt noch Ihr Eigentum ist?«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Mark kühl. »Daß ich Schießübungen in Li Yosephs Zimmer abhielt? Man kann dort allerdings seine Pistole ruhig abschießen, ohne viel Schaden anzurichten. Aber ich kann mich nicht besinnen, daß ich jemals in Li Yosephs Zimmer betrunken war – oder daß ich jemals eine Pistole besaß«, fügte er schnell hinzu.

Bradley öffnete jetzt das kleine Etui. Mark sah zwei spitz zulaufende Nickelgeschosse auf einem Wattebausch liegen. Die Spitze des einen war so umgebogen, daß es beinahe einem Fragezeichen ähnlich sah.

»Haben Sie schon einmal so etwas gesehen?« Bradley nahm sie in die Hand. »Nicht anrühren – nur ansehen.«

»Ich wüßte nicht«, sagte Mark ruhig.

»Nun, dann nehmen Sie sie einmal in die Hand. Haben sie dasselbe Kaliber wie Ihre Pistole?«

McGill machte keinen Versuch, die Geschosse zu berühren.

»Ich besitze keine Pistole. Ich trage niemals eine Schußwaffe bei mir – ich denke, das habe ich Ihren Leuten schon oft genug erklärt. Aber Sie sind ja immer skeptisch!«

»Das gehört nun einmal zu meinem Beruf – Skeptizismus trägt gewöhnlich ebensoviel zu unserem Erfolg bei wie Geduld«, meinte Bradley lächelnd, als er die beiden Geschosse wieder in das Etui zurücklegte und den Deckel zuschob. »In welcher Tasche tragen Sie gewöhnlich Ihre Pistole? Ach, ich vergaß, Sie haben ja überhaupt keine.«

Schnell berührte er Marks Hüfttasche, aber sie war leer.

Nicht ein Muskel in Marks Gesicht bewegte sich. Nur ein grausames Lächeln lag auf seinen Zügen.

»Nun, sind Sie jetzt zufrieden?«

Bradley steckte das Etui in seine Westentasche.

»Ja – beinahe.«

»Haben Sie die Geschosse aus dem Fußboden herausgeschnitten?« fragte Mark ironisch. »Wirklich, meine Achtung vor der Polizei ist um mehrere Grade gestiegen.«

»Wenn ich eben sagte, daß ich beide Geschosse in Lady's Stairs fand, dann habe ich einen kleinen Fehler gemacht. Ich fand nur eines dort – das andere entfernte ich aus einem Baum im Hydepark. Unsere Schießsachverständigen erklären, daß die beiden Geschosse aus demselben Pistolen-Typ abgeschossen wurden, aber es muß nicht notwendigerweise dieselbe Pistole sein. Das hätte ich den Leuten auch sagen können, denn Ihr Alibi war an jenem Abend unwiderleglich.«

Er holte das Etui wieder hervor und nahm das verbogene Geschoß heraus.

»Dieses fand ich in Lady's Stairs – zwölf Monate lang habe ich danach gesucht.«

McGills Lippen zuckten.

»Hat Li Yoseph Ihnen dabei geholfen?« fragte er leichthin.

»Ja, er hat mir geholfen.«

Bradley nahm ein Schriftstück aus der Tasche und legte es auf den Tisch.

»Ich werde jetzt dieses Haus durchsuchen – hier ist meine Vollmacht«, sagte er in geschäftlichem Ton. »Ich habe nämlich die Idee – es mag sein, daß ich mich irre –, daß ich in diesem Haus irgendwo ein Duplikat der Pistole finden werde. Wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich hier beginnen.«

Nur einen Augenblick sah McGill finster drein. Bradley fing diesen Blick auf und lachte.

»Ich bin nicht allein, McGill. Meine Leute haben das Haus umstellt. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, werde ich ein paar hereinrufen.«

Die Durchsuchung wurde ebenso planmäßig und gewissenhaft durchgeführt wie alle früheren. Der entsetzte Tiser saß auf der Ecke eines Stuhles und stöhnte und seufzte, wie es selbst Bradley nicht für möglich gehalten hätte.

Ein Zimmer nach dem anderen kam an die Reihe. In einem Geheimfach im Fußboden fand man eine Menge altes Silber. Der Raum gehörte einem der Leute, die nach einem Überfall auf Bradley plötzlich verhaftet worden waren.

»Ich kann und will Sie dafür nicht verantwortlich machen«, erklärte der Inspektor, als die Gegenstände gebracht und auf den Tisch gelegt wurden. »Kein Kokain, Simmonds?«

»Nein.«

»Auch keine Pistolen?« fragte Mark unschuldig.

»Dies habe ich oben in dem schallsicheren Raum entdeckt«, erwiderte Simmonds.

Mark atmete schwer, als er Anns Handtasche sah.

Bradley nahm sie auf und betrachtete sie von allen Seiten.

Als Mark nicht antwortete, öffnete er die Tasche.

Zuerst fiel ihm eine Visitenkarte in die Hand. Er sah Mark scharf an.

»Was hatte Miss Perryman hier zu tun?«

»Sie kommt öfters hierher«, sagte Mark gleichgültig. »Wir sind sehr gute Freunde – Sie mögen es glauben oder nicht. Über solche Dinge spricht man gewöhnlich nicht mit anderen, aber Sie sind ja ein

Polizeibeamter, und ich pflege der Polizei immer die Wahrheit zu sagen.«

»So, Sie sind gute Freunde?« fragte Bradley kühl und gelassen. Er drückte die Handtasche wieder zu. »Wie gute Freunde sind Sie denn?«

Mark lächelte geheimnisvoll.

»Nun, Sie sind doch ein Mann von Welt ...« begann er, aber Bradleys ironisches Lachen unterbrach ihn.

»McGill, Sie sind sehr heruntergekommen. Hätten Sie mir das vor einem Jahr gesagt, dann hätte ich es Ihnen vielleicht geglaubt. Sie haben sogar verlernt, geschickt zu lügen. Wenn ich Li Yoseph heute abend sehe, werde ich ihm sagen, daß es sich lohnt, nach Lady's Stairs zurückzukommen, um das zu hören.«

Bradley war schon gegangen, als Mark McGill wieder sprach. Sedeman hatte das Zimmer während der Durchsuchung verlassen, und als Tiser nach oben geschickt wurde, um ihn zu suchen, fand er ihn nicht auf seinem Zimmer.

Mark ging wie ein gefangener Löwe auf und ab. Plötzlich hielt er in seiner Wanderung inne und sah auf seine Uhr.

»Zieh schnell deinen Mantel an«, sagte er barsch zu Tiser.

»Du willst doch nicht, daß ich heute abend noch ausgehe, Mark?« fragte Tiser furchtsam.

»Du kommst jetzt mit mir – nach Lady's Stairs –, ich will mit Li Yoseph sprechen.«

Kapitel 21

Ann Perryman konnte mit ihrer letzten Kraft gerade noch das Haus erreichen. Als sie ihre Tür verschlossen und verriegelt hatte, sank sie erschöpft in einen Stuhl.

Sie kannte nun Mark McGill und zum erstenmal wurde ihr die Rolle klar, die sie bei seinem nichtswürdigen Treiben gespielt hatte. Ein kalter Schauer überlief sie bei dem entsetzlichen Gedanken, daß sie persönlich für eine Reihe von Verbrechen verantwortlich war, die sie nicht einmal kannte.

Sie hörte ein Klopfen und schrak auf. Mark wollte sie nicht hereinlassen, sie konnte sich jetzt keiner Gefahr mehr aussetzen. Am nächsten Morgen wollte sie diese Wohnung verlassen.

Sie ging in den Korridor, als sich das Klopfen wiederholte.

»Wer ist da?« fragte sie.

Zu ihrer größten Beruhigung antwortete ihr die Stimme des Portiers. Sie zog den Riegel zurück und öffnete die Tür.

»Ihr Taxi wartet noch unten, Miss. Der Fahrer möchte wissen, ob Sie noch weiterfahren wollen.«

In Ihrer Aufregung hatte sie vergessen, den Mann zu bezahlen. Sie ging ins Zimmer zurück, um ihre Handtasche zu holen. Dabei entdeckte sie ihren Verlust. Aber sie bewahrte noch Geld in ihrem Schreibtisch auf, so daß sie die Fahrt begleichen konnte.

»Könnte ich Sie einen Augenblick sprechen, Miss?«

»Jetzt?« fragte sie überrascht. »Nun gut, kommen Sie zurück, wenn Sie den Chauffeur bezahlt haben.«

Sie führte den Portier in ihr Wohnzimmer, als er wieder heraufkam.

»Ich habe etwas auf dem Herzen, was ich gern mit Ihnen besprechen möchte«, sagte der Mann. »Ich bin in einer fatalen Lage, die ich Ihnen schwer erklären kann.«

Sie lächelte schwach.

»Das klingt aber sehr geheimnisvoll, Ritchie.«

Sie hatte den Mann ganz gern; er war ein älterer pensionierter Beamter, der das Gebäude schon seit über zwanzig Jahren betreute.

»Miss Findon kam gestern aus Schottland zurück«, begann er. »Sie war auf dem Weg nach Paris und kam hierher, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist.«

»Ist das die Tochter Sir Arthur Findons, die Violine spielt?«

»Ja. Sie hat einen etwas heftigen Charakter, und ich kann nicht gerade behaupten, daß ich sie gern sehe. Aber darum handelt es sich jetzt nicht. Sie entdeckte, daß jemand ihren Violinkasten geöffnet und den Bogen herausgenommen hatte – ich glaube, sie hat ihn gar nicht eingeschlossen, und da ich den einzigen Schlüssel zu der Wohnung habe, wird die Sache recht unangenehm werden. Wenn Sir Arthur hier wäre, ließe sich alles ja sehr leicht erklären. Aber wie die Dinge nun einmal liegen, komme ich in große Unannehmlichkeiten, ob ich nun schweige oder rede.«

Ann erinnerte sich an das Violinspiel; sie wußte, wer den Bogen genommen und vergessen hatte, ihn zurückzubringen.

»Kennen Sie Mr. Li Yoseph?« fragte sie.

Er war über die direkte Frage erstaunt.

»Nein – aber ich habe einen alten Herrn hereinkommen sehen. Ich dachte, er hätte die Erlaubnis, die Wohnung zu betreten. Ein Polizeibeamter hat mir auch mitgeteilt, daß ich ihn nicht hindern solle ...« Er hielt plötzlich inne, als ob ihm klargeworden sei, daß er zuviel gesagt habe.

»Welcher Polizeibeamte war das – etwa Mr. Bradley? Kennen Sie ihn?«

Er nickte.

»Ja, Miss, ich kenne den Polizeiinspektor sehr gut. Ich kannte auch Ihren Bruder sehr gut.«

Sie schaute ihn groß an. Bisher hatte sie noch nicht daran gedacht, daß auch ihr Bruder in diesem Haus aus und ein gegangen war.

»Wie, Sie kannten Ronnie – meinen Bruder?«

»Ja, sehr gut«, erwiderte Ritchie. »Er schlief gewöhnlich hier in der Wohnung Mr. McGills, wenn er zuviel...« Er vollendete den Satz nicht, aber sie wußte, was er sagen wollte.

»Was kann ich nun für Sie tun, Ritchie? Soll ich mit Mr. McGill sprechen ...?«

»Nein, sagen Sie ihm nichts«, unterbrach er sie schnell. »Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, dann erzählen Sie bitte Mr. Bradley, was geschehen ist. Ich weiß, er ist Ihr Freund. Ich möchte natürlich nicht gern diese gute Stellung verlieren, auf der anderen Seite möchte ich auch nicht sagen, warum ich den alten Mann in Sir Arthurs Wohnung gelassen habe – da käme ich in noch größere Schwierigkeiten.«

»Ich werde Mr. Bradley alles erzählen, wenn ich ihn sehe. Es tut mir sehr leid, daß Sie in solche Unannehmlichkeiten gekommen sind. Mr. Bradley kannte doch meinen Bruder gut?«

»Ja, Miss. Er und Mr. Perryman waren sehr gute Freunde. Das heißt, Mr. Bradley war immer freundlich und nachsichtig zu ihm. Sie gingen oft abends zusammen aus, und ich weiß, wie nahe es Mr. Bradley ging, als Ihr Bruder starb. Er hat sein Bestes getan, um ihn zu retten.«

Ann dachte an Ronnie, als Ritchie gegangen war, und empfand große Genugtuung darüber, daß sich Marks Geschichte, mit der er sie gegen Bradley aufhetzen wollte, als Lüge erwies. Ronnie mußte durch ein Unglück ums Leben gekommen sein – vielleicht war er aus dem Boot gefallen, als er den Polizeibeamten entfliehen wollte.

Aber dann erinnerte sie sich an den Wortlaut der gerichtlichen Erklärung: Anklage gegen einen oder mehrere unbekannte Täter wegen vorsätzlichen Mordes. Sie hatte es nicht über sich gebracht, alle Einzelheiten zu lesen; aber der Fall war eingehend untersucht worden, und die Ärzte hatten ihr Urteil abgegeben. Es war zweifellos Mord.

Bradley war nicht der Täter, aber sie wußte auch nicht, wen sie sonst mit der Schuld belasten sollte.

Mark? Das war undenkbar. Und doch hatte sie genügend Beweise für seine Rücksichtslosigkeit und Verwegenheit. Der alte Li Yoseph mußte es wissen. Sie erinnerte sich jetzt genau an das dunkle Zimmer in Lady's Stairs – Li hatte damals einen Augenblick gezögert, als Mark darauf bestand, daß er ihr die Geschichte erzählen sollte. Seine Antworten waren kurz und einsilbig gewesen.

Plötzlich hörte sie ein leises Klopfen in bestimmtem Rhythmus an ihrer Wohnungstür.

Das war Marks Signal. Sie drehte das Licht behutsam aus, schlich geräuschlos in den Flur und schob vorsichtig den Sicherheitsriegel vor. Soviel sie wußte, hatte Mark keinen Schlüssel zu ihrer Wohnung, aber nach all ihren Erlebnissen wollte sie sich keiner weiteren Gefahr aussetzen. Ihre Befürchtungen waren auch gerechtfertigt, denn gleich darauf wurde ein Schlüssel in das Schloß gesteckt und umgedreht. Die Türklinke senkte sich. Aber der Sicherheitsriegel war stark und hielt. Der Schlüssel wurde wieder abgezogen, und Ann hörte, daß sich die Tür zu Marks Wohnung schloß. Sie legte jetzt auch noch die Sicherheitskette vor.

Bald darauf ging wieder eine Tür. Anscheinend wollte Mark noch ausgehen. Er klopfte noch einmal bei ihr an, aber sie verhielt sich ganz ruhig.

Das Klopfen wiederholte sich nicht. Sie löschte von neuem das Licht und ging ans Fenster, um hinauszusehen. Nach einer Weile trat Mark aus dem Haus, überquerte den Platz, schlug die Richtung nach der Regent Street ein und verschwand.

Ann wollte sich nun zu Bett legen und schlafen, aber sie war noch zu erregt. Immer wieder mußte sie darüber nachdenken, wer Ronnies Mörder sein könnte. Es quälte sie das unwiderstehliche Verlangen, die Wahrheit darüber zu erfahren. Und es gab nur einen Menschen, der es ihr sagen konnte – Li Yoseph!

Es war nach Mitternacht, als sie plötzlich einen wilden Entschluß faßte. Sie verwarf ihn zuerst

wieder, weil es zu absurd war; aber schließlich gewöhnte sie sich immer mehr an den Gedanken, und als sie zu Mantel und Hut griff, erschien ihr der Plan ganz natürlich und vernünftig.

Sie verließ das Haus und schlug dieselbe Richtung ein wie Mark. Es war charakteristisch für ihre Gemütsverfassung, daß es ihr ganz gleichgültig gewesen wäre, wenn sie ihn getroffen hätte.

Die Regent Street lag verlassen da. Nur ab und zu sah sie ein Auto oder einen verspäteten Fußgänger. Sie mußte eine ziemliche Strecke gehen, bevor sie einen Wagen fand.

Als der Fahrer hörte, daß sie nach Lady's Stairs fahren wollte, machte er ein langes Gesicht.

»Das ist aber eine recht verrufene Gegend. Ich würde an Ihrer Stelle nicht allein dorthin gehen, wenn Sie nicht jemand dort besuchen wollen. Ich kenne das Haus – früher lebte ein alter Einsiedler dort.«

Der Mann hatte selbst bis vor kurzem in der Nachbarschaft gewohnt.

»Aber jetzt steht es leer, Miss. Ich war letzte Woche dort, und da wurde mir erzählt, daß der alte Li Yoseph noch nicht zurückgekommen sei.«

Als sie die Regent Street hinunterfuhr, sah sie zwei Herren am Rand des Gehsteigs stehen. Der eine gab dem Auto ein Zeichen zu halten, da er in der Dunkelheit nicht gesehen hatte, daß es besetzt war. Als sie hinausschaute, erkannte sie Mark McGill. Erleichtert atmete sie auf. Mark wollte wahrscheinlich zu einem der Nachtklubs fahren, deren Mitglied er war.

Ann war nur von dem einen Wunsch beseelt, Li Yoseph zu sprechen; sie fürchtete sich in keiner Weise, selbst als ihr Wagen durch die engen, schmutzigen Straßen fuhr, die in der Nähe von Lady's Stairs lagen. Sie ließ das Auto direkt vor dem Haus halten und stieg aus. Kein Licht fiel aus den schmalen, düsteren Fenstern. Die Wellen der steigenden Flut schlugen gegen die Boote, die in der Bucht festgemacht waren. Ann fröstelte leicht.

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß das Haus leer ist. Sie werden wahrscheinlich niemand hier finden – höchstens einen Polizisten, der Wache hält.«

Als sie über das Pflaster ging, kam ihr ein Gedanke, und sie kehrte noch einmal um.

»Wenn ich in das Haus kommen kann, warten Sie bitte in der Nebenstraße auf mich.« Sie gab ihm einen Geldschein.

Vor der Haustür suchte sie nach der Klingel. Sie erinnerte sich, daß der Knopf versteckt unter einem Gesims lag. Dabei drückte sie gegen die Tür, die sofort nachgab. Es schien fast so, als ob Li Yoseph sie erwartete. Einen Augenblick lang blieb sie unentschlossen auf der Schwelle stehen, dann betrat sie den kleinen dunklen Gang.

Oben sah sie einen schwachen Lichtschimmer, und mit klopfendem Herzen stieg sie die Treppe hinauf. Die Tür zu Li Yosephs Zimmer stand auf – der Lichtschein drang aus diesem Raum. Von Li Yoseph selbst war nichts zu sehen. Auch sonst schien kein lebendes Wesen in der Wohnung zu sein.

Sie stand in der Tür und überschaute das Zimmer.

»Ist jemand hier?« fragte sie nervös.

Aber nur das Echo ihrer Stimme antwortete ihr.

Es herrschte einige Unordnung hier, aber im allgemeinen war es bedeutend sauberer, als Ann erwartet hatte. Erst später erfuhr sie, daß Mr. und Mrs. Shiffan hier seit einigen Tagen an der Arbeit waren, den Schmutz zu beseitigen.

Drüben stand Lis eiserne Bettstelle. Das Bett war seit langem nicht bezogen worden. Die Fenster nach dem Wasser zu waren geputzt, sie konnte die Lichter der Dampfer auf dem Fluß sehen.

»Ist jemand hier?«

Diesmal hatte sie lauter gesprochen, aber wieder erhielt sie keine Antwort.

Sie wußte nicht, welche Räume hinter den beiden Türen lagen, die von diesem Zimmer aus gingen, und sie mußte allen Mut zusammennehmen, um sich zu einem Erkundungsgang aufzuraffen. Aber kaum hatte sie einen Schritt auf die eine Tür zu gemacht, da verlosch das einzige Licht in dem Raum,

und sie befand sich in vollkommener Dunkelheit.

Sie erschrak und wandte sich wieder zu dem Eingang zurück. Plötzlich hörte sie ein Geräusch, als ob Holz gegen Holz gestoßen würde, und in der Mitte des Fußbodens erschien plötzlich eine viereckige Öffnung. Im nächsten Augenblick tauchte ein Kopf eines Mannes auf – die Gestalt stieg höher und höher, und Ann erkannte den Fremden in dem Licht der Lampe; die er trug.

Es war Li Yoseph!

Sollte sie ihn ansprechen? Bevor sie zu einem Entschluß gekommen war, hörte sie das Flüstern einer zweiten Stimme. Die Lampe wurde ausgelöscht. Noch mehr Leute stiegen von unten in den Raum – zwei – drei. Sie hörte ihre Schritte auf dem Boden. Sie unterhielten sich leise. Das viereckige Loch im Boden verschwand, und die Falltür schloß sich.

Sie wartete einige Sekunden und versuchte die geflüsterten Worte zu verstehen. Aber die Leute entfernten sich nach der hinteren Seite des Zimmers, eine Tür knarrte laut, und plötzlich flammte das Licht wieder auf. Der Raum war vollständig leer vor ihr.

Ann stand reglos in der Tür und wartete. Jetzt hörte sie von unten ein Geräusch, gleich darauf erklangen schwere Schritte auf der Treppe. Sie mußte gesehen worden sein, denn sie wurde angerufen.

»Ann! Was machen Sie denn hier?« fragte Mark erstaunt. Er war allein. Er drängte sie behutsam aus dem Zimmer, legte seine Hand auf ihre Schulter und sah sie argwöhnisch an.

»Wie sind Sie denn hierhergekommen?«

»Ich habe ein Auto genommen«, sagte sie so gleichgültig wie möglich.

»Warum sind Sie gekommen? Hat Bradley nach Ihnen geschickt?«

Sie sah ihn groß an. »Mr. Bradley? Nein, ich wollte Li Yoseph sprechen.«

»Warum denn?« fragte er ärgerlich. »Sie wollen mir doch nicht etwa erzählen, daß Sie aus reiner Neugierde hierhergekommen sind?«

»Ich erzähle Ihnen nur das, was mir beliebt, Mark«, sagte sie ruhig. »Ich habe Ihnen keine Rechenschaft abzulegen.«

Er dachte einen Augenblick nach, und seine Stirn legte sich in häßliche Falten.

»Haben Sie Li Yoseph denn gesehen?«

Sie wollte ihm schon erzählen, was sie gesehen hatte, aber eine innere Stimme riet ihr zur Vorsicht.

»Nein, ich habe ihn nicht gesehen.«

Er wandte sich zu einer der Türen, stieß sie auf und ging hinaus. Fünf Minuten später kam er zurück und staubte seine Hände ab.

»Es ist niemand da«, sagte er.

Plötzlich hob er den Kopf. »Was ist das?«

Auch Ann hörte das leise, unheimliche Kichern und Lachen, das von dem Raum über ihnen zu kommen schien.

Ann schaute Mark an, der an ihrer Seite stand.

»Wer war denn das?« fragte sie leise.

»Es klang so, als ob es Li selbst wäre«, sagte er unsicher. »Er ist ein ganz merkwürdiger Kerl.«

Sie warteten, aber sie hörten nichts mehr. »Gehen Sie nicht«, sagte Mark, als sie sich zur Tür wandte. »Ich werde Sie nach Hause bringen.«

»Das ist nicht nötig – mein Wagen wartet unten.«

»Ach, das war Ihr Wagen? Ich sah ihn in der Seitenstraße stehen und dachte, er gehöre der Polizei.«

Er folgte ihr die Treppe hinunter auf die Straße und erstarrte bei dem unerwarteten Anblick, der sich ihm bot. Auf der anderen Seite der Straße standen drei Polizeiautos in einer Reihe. Außer den drei

Fahrern, die ruhig am Steuer saßen, war nichts von der Fliegenden Kolonne zu sehen.

»Was mögen die hier zu tun haben? Als ich kam, waren sie noch nicht da.« Marks Stimme verriet seine Erregung. »Haben Sie zufällig Ihren Freund Bradley hier gesehen?«

Sie antwortete ihm nicht, sondern ging schnell zu der Seitenstraße, in der ihr Auto hielt. Der Fahrer war inzwischen eingeschlafen.

Mark gewann allmählich seine Selbstbeherrschung zurück.

»Sie würden mich vermutlich nicht gern mitnehmen? Nun, es ist auch nicht notwendig. Aber sagen Sie mir nur, warum Sie hierhergekommen sind, Ann? Hat Bradley Ihnen geraten, den alten Li aufzusuchen?«

»Nein«, antwortete Sie kurz, stieg ein und schlug die Tür hinter sich zu.

Sie war so müde, daß sie während der Rückfahrt in einen leichten Schlummer fiel. Erschrocken fuhr sie auf, als der Wagen vor ihrer Wohnung hielt. In geringer Entfernung sah sie einen Mann auf dem Gehsteig stehen. Er kam schnell auf sie zu, als sie den Fahrer bezahlt hatte. Es war Tiser.

»Haben Sie Mark gesehen, Miss Ann? Ich habe hier auf ihn gewartet.«

»Er ist in Lady's Stairs.«

»Er ist in Lady's Stairs!« wiederholte er entsetzt. »Und Sie sind auch dort gewesen? Aber, Miss Ann, wie leichtsinnig war das von Ihnen!«

Sie wollte an ihm vorbeigehen, aber er trat ihr in den Weg.

»Warten Sie einen Augenblick, Miss Ann. Ich habe Ihnen etwas zu sagen, etwas Wichtiges – Sie wissen doch, daß wir uns alle in einer sehr gefährlichen Lage befinden ...«

Sie war erstaunt über seine Aufregung und seine abgerissene Sprache. Zuerst hatte sie gedacht, er habe wieder zuviel getrunken, aber als sie ihn jetzt näher betrachtete, bemerkte sie, daß er vollständig nüchtern war.

»Ich möchte lieber morgen früh mit Ihnen sprechen, Mr. Tiser ...«, begann sie.

Aber plötzlich wandte er sich zu ihrem größten Erstaunen von ihr ab und floh in die Dunkelheit. Im selben Augenblick hörte sie das Knattern eines Motors und sah zwei helle Scheinwerfer. Mit einem Ruck hielt der Wagen an dem Rand des Gehsteigs. Es war einer der Polizeiwagen, die sie vorhin gesehen hatte, und sie erkannte Bradley, als er heraussprang.

»Um Himmels willen, warum stehen Sie hier unten auf der Straße? Haben Sie keinen Schlüssel?« fragte er.

Seine Gegenwart brachte ihr große Erleichterung, und die Spannung der letzten Stunden lösten sich in einem beinahe hysterischen Lachen.

»Ich habe einen Schlüssel – aber Mr. Tiser wollte mich eben noch sprechen.«

»Ich dachte, der würde in McGills Wohnung warten. Was hat er Ihnen denn gesagt?«

»Nichts Wichtiges.«

»Sie waren in Lady's Stairs?« Dann sagte er lachend: »Ich will nicht zu geheimnisvoll sein, ich weiß, daß Sie dort waren. Ich wünschte mir, daß Sie nicht allein dorthin gingen, Ann, bis ich Sie darum bitte. Dann werde ich auch dasein, damit Ihnen nichts passiert. Kann ich einen Augenblick mit in Ihre Wohnung kommen?«

Sie fand seine Bitte ganz natürlich, obwohl es nahezu drei Uhr morgens war.

»Worüber sprach Tiser denn?« Bradley schien sich sehr für diesen Mann zu interessieren.

Sie konnte es ihm nicht sagen, da sie ja selbst nicht wußte, warum er unten auf sie gewartet hatte.

»Es ist doch merkwürdig«, sagte er, als sie ihm alles berichtet hatte, was sie wußte. »Es scheint fast so, als ob ...«

Er vollendete den Satz nicht, nahm die Schlüssel aus ihrer Hand, öffnete die Haustür und ging die Treppe vor ihr hinauf. Er schloß auch ihre Wohnungstür auf und trat zuerst ein.

Nachdem er das Licht im Wohnzimmer eingeschaltet hatte, blieb er einen Augenblick stehen und betrachtete mit Genugtuung Mark McGill, der am Tisch saß und sehr verdutzt dreinschaute. In derselben Weise hatte er Ann überraschen wollen.

»Sind Sie ohne Schwierigkeiten hereingekommen?« fragte Bradley höflich.

»Ich hatte meinen Schlüssel«, erwiderte McGill kühl.

Bradley nickte.

»Vermutlich kamen Sie eine Minute vor Miss Perryman hier an. Sie haben dann Tiser auf die Straße geschickt, um eine längere Unterhaltung mit ihr anzufangen und sie so lange aufzuhalten, bis Sie selbst hier oben Ihre Absicht erreicht hatten.«

Ann sah Mark McGill verwundert und sprachlos an. Sie erinnerte sich jetzt, daß in der Nähe der Westminster Bridge ein großer Wagen an ihr vorbeigefahren war, der ihr bekannt vorkam.

»Ich könnte nun zweierlei tun«, sagte Bradley langsam. »Wenn ich meinen primitiven Trieben folgte, würde ich das Fenster aufmachen und Sie hinauswerfen. Ich könnte Sie jetzt auf Grund einer der kleineren Anklagen, die ich gegen Sie vorbringen kann, verhaften. Aber ich ziehe es vor zu warten, bis ich alle Beweise für Ihr Kapitalverbrechen zusammengebracht habe.«

»Welches ist denn mein Kapitalverbrechen?« fragte Mark beinahe liebenswürdig.

Bradley lächelte.

»Ich glaube nicht, daß ich Ihnen das erklären muß. Sie gingen doch nach Lady's Stairs, um Li Yoseph aufzusuchen – nun gut. Sie werden ihn an einem der nächsten Abende sehen. Und Sie werden auch die Anklage hören, die er gegen Sie erhebt. Ich gebe sehr viel darauf, daß Sie Li Yosephs Anschuldigungen aufnehmen werden.«

Mark war belustigt.

»Wollen Sie Li Yoseph als Zeugen gegen mich auftreten lassen? Wollen Sie seinen Geist anrufen, daß er dieses Zeugnis bestätigt? Sie können mich nicht so leicht bluffen. Sie möchten gern wissen, warum ich hier bin? Nun, Miss Perryman weiß, warum ich kam. Sie gab mir ihren Schlüssel.«

Ann sah ihn an. »Wie dürfen Sie das sagen ...« begann sie, aber Bradley brachte sie durch einen Blick zum Schweigen.

»Er will Sie ja gar nicht kränken, sondern mich. Aber ich bin wohl am schwersten von allen Leuten aus der Fassung zu bringen.« Er wies mit dem Kopf nach der Tür. »Machen Sie, daß Sie fortkommen, McGill.«

Mark schaute ihn haßerfüllt an, aber dann entfernte er sich achselzuckend. Sie hörten, wie er seine Tür heftig zuschlug.

»Haben Sie irgendwelche Verwandten oder auch Freunde in London, Ann?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Dann müssen Sie in ein Hotel ziehen – heute nacht werden Sie ja wohl hier sicher sein. Aber morgen müssen Sie in aller Frühe diese Wohnung verlassen. Haben Sie genügend Geld?«

»Ich habe das zu Unrecht erworbene Geld«, sagte sie niedergeschlagen. »Hoffentlich muß ich nicht viel davon anrühren. Ich möchte morgen nach Paris fahren.«

»Ich würde es gern sehen, wenn Sie London vorläufig nicht verlassen«, erwiderte er schnell. »Ich möchte McGill überführen, aber der eigentliche Grund liegt in meiner persönlichen Eitelkeit. Ich möchte Sie überzeugen, daß Ronnie ...«

Sie unterbrach ihn durch eine Handbewegung.

»Wenn Sie wollen, daß ich so lange bleibe, bis Sie sich von diesem ungerechtfertigten Verdacht befreit haben, dann könnte ich schon in dieser Minute abreisen.«

»Ist das Ihre wirkliche Überzeugung? Sie haben nicht mehr den geringsten Argwohn gegen mich?«

»Nein!«

Er schwieg eine Weile.

»Erinnern Sie sich noch an unsere erste Begegnung in der Wohnung des alten Li? Damals sagten Sie, Sie würden nicht wieder glücklich werden, bis Sie den Mörder Ihres Bruders aufs Schafott gebracht hätten.«

Sie zitterte.

»Ich glaube, ich fühle heute nicht mehr so – das war eine leere Phrase. Allmählich verstehe ich, wie schrecklich das alles ist, und ich ahne die Zusammenhänge.«

Sie schwiegen beide eine Weile. Er schien sie ungern allein zu lassen, und sie sah ihn ungern fortgehen.

»Alles, was mit dem Gesetz zusammenhängt, ist nicht angenehm«, sagte er. »Sie erinnern sich noch daran, wie wir das vor dem Polizeigericht erfuhren? Würde es Ihnen unmöglich sein« – es wurde ihm schwer, die Frage zu vollenden –, »einen Detektiv zu heiraten?« Als sie ihm keine Antwort gab, fuhr er fort: »Was auch immer geschehen mag, ich werde am Ende dieses Jahres aus der Polizeitruppe ausscheiden. Es ist mir die Leitung einer großen Kaffeeplantage in Brasilien angeboten worden. – Sie wissen wahrscheinlich noch nicht, daß ich ein Spezialist für Kaffee bin?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Das wäre Ihnen doch angenehmer, als die Frau eines Polizeibeamten zu sein?«

Ann sah ihn nicht an.

»Ja, ich glaube. Denken Sie daran, sich zu verheiraten, Mr. Bradley?«

Sie zwang sich dazu, ihn anzusehen.

»Ja, ich habe diese Absicht. Es ist nur die Frage, ob das Mädchen, das ich gern zur Frau hätte, mich auch mag.«

»Ich glaube, Sie müssen jetzt gehen, Mr. Bradley«, sagte sie und öffnete die Tür. »Halb vier Uhr früh ist nicht gerade die beste Zeit, sich über Heirat und dergleichen zu unterhalten.«

Aber er blieb noch einen Augenblick stehen.

»Trinken Sie eigentlich Kaffee gern?«

Sie antwortete ihm erst, als er außerhalb ihrer Wohnungstür stand.

»In Zukunft werde ich nichts anderes trinken«, sagte sie und schloß schnell die Tür.

Kapitel 22

Ann war sehr erstaunt, als Mark am nächsten Morgen bei ihr anrief und fragte, ob er zu ihr hinüberkommen dürfe, aber sie blieb merkwürdig unberührt von seinem Ansinnen. Neue Kraft und neuer Lebensmut waren in ihr erwacht. Sie gestattete ihm zu kommen und begrüßte ihn mit einem fast fröhlichen »Guten Morgen«. Als er begann, sich wegen seines gestrigen Verhaltens zu entschuldigen, unterbrach sie ihn.

»Das war das Ende unserer Freundschaft, Mark«, sagte sie ruhig. »Sie endete ja eigentlich schon vor langer Zeit – als ich entdeckte, daß Sie meine Unkenntnis mißbrauchten.«

Er machte nicht die geringste Anstrengung, dagegen zu protestieren, sondern betonte obendrein noch die Art seiner Geschäfte.

»Man kann viel Geld damit verdienen und hat wenig Konkurrenz«, meinte er kühl. »Ich hatte den Handel gerade organisiert, als Bradley das Dezernat für Rauschgifte erhielt. Es wird Jahre dauern, bis ich die Verluste überwunden habe, denn in der Zwischenzeit ist ein neuer Händler aufgetaucht. Ich hätte meine Organisation für hunderttausend Pfund verkaufen können. Ich hoffte auch, jemand zu finden, der mir ein gutes Angebot machte. Aber als ich unter polizeiliche Beobachtung kam, wurden mir alle Agenten von diesem großen Unbekannten abspenstig gemacht – das heißt, daß in kurzer Zeit jemand auf Grund meines Verstandes und meines Fleißes reich werden wird.«

Mark kam auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zu sprechen.

»Ich weiß nicht, wie lange Sie noch hier im Land bleiben, aber es ist ganz sicher, daß diese Gesellschaft Sie um Auskunft bitten wird, ehe Sie abreisen. Es gibt einige Agenten hier im Land, die nur wir beide kennen – ich habe Ihnen vertraut wie sonst keinem Menschen auf der Welt. Wenn irgend jemand Informationen von Ihnen verlangt, teilen Sie mir bitte mit, wer es ist.«

»Ich werde nur noch sehr kurze Zeit in England sein.«

Er nickte.

»Das wissen die anderen ebensogut wie ich. Deshalb bin ich auch heute morgen gekommen und habe riskiert, daß Sie mich abweisen würden. Sie haben doch Bradley nichts von meiner Organisation erzählt?« fragte er schnell.

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich habe gewußt, daß Sie das nicht tun würden. Aber es wäre doch möglich, daß Sie zu einem anderen darüber sprechen würden. Es wäre gar nicht so furchtbar, wenn Sie Bradley mitteilten, wer meine Geheimagenten waren. Im schlimmsten Fall werden sie verhaftet und ins Gefängnis gesteckt. Es ist mir gleichgültig, ob sie den Rest ihres Lebens in Dartmoor zubringen, aber ich möchte nicht, daß ein anderer meine Organisation für sich ausnützt.«

Plötzlich änderte er das Gesprächsthema und fragte nach ihren Plänen. Mit keiner Silbe erwähnte er die Szene in der Herberge, auch gab er ihr keine Erklärung für seine Anwesenheit in ihrer Wohnung, als sie gestern von Lady's Stairs zurückkam. Von Li Yoseph sprach er erst, als er sich erhob, um zu gehen.

»Ich weiß genau, was ich von dem Alten zu erwarten habe. Er hat sich selbst der Polizei verkauft – schon bevor er verschwand. Er steckt mit diesen Leuten unter einer Decke. Wenn Bradley einen unabhängigen Zeugen finden könnte, würde ich längst hinter Schloß und Riegel sitzen. Aber das kann er nicht.«

»Glauben Sie, daß Li Yoseph Sie verraten und angezeigt hat?«

»Verraten!« grollte Mark. »Das hat er natürlich nicht getan! Fünfhundert Menschen in diesem Land würden mich anzeigen, aber keiner von ihnen kann einen Beweis erbringen.«

Am Nachmittag ging Ann aus und sah unterwegs in einiger Entfernung Sedeman. Er hatte anscheinend wieder zuviel getrunken, denn er schwankte hin und her und sang mit lauter Stimme. Ein

Polizist folgte ihm langsam und brachte ihn bis zum nächsten Revier. Ann war nur mit halbem Herzen bei den Einkäufen für ihre Reise nach Paris. Es kam ihr selbst sonderbar vor, daß sie so wenig bei der Sache war. Sie trat in ein Kaufhaus ein und wußte nicht, was sie eigentlich kaufen wollte. Denn wenn ihr Verstand Paris sagte, so sagte ihr Herz Brasilien. Und die Dinge, die sie kaufte, schienen sich merkwürdigerweise auch mehr für Brasilien als für Paris zu eignen.

In einem Kaufhaus in der Oxford Street entdeckte sie Tiser unter dem Publikum. Sie glaubte, ihn auch schon vorher einmal gesehen zu haben. Er war stets gut gekleidet, aber heute fiel ihr das besonders auf. Er kam mit einem vielversprechenden Lächeln auf sie zu und rieb sich die Hände, als ob er ein gutes Geschäft gemacht hätte.

»Guten Tag, Miss Ann. Hoffentlich störe ich Sie nicht in einem ungelegenen Augenblick ... Es wäre eine große Ehre für mich, wenn Sie mit mir Tee trinken würden ... Der Erfrischungsraum ist oben im vierten Stock.«

Zuerst wollte sie seine Einladung ablehnen, aber sie war gutmütig und wollte ihn nicht verletzen.

»Ich werde schon nach oben gehen und einen Tisch reservieren«, sagte er eifrig, als sie ihm zunickte. »Ich bin sicher, daß ich mich auf Sie verlassen kann, Miss Ann. Sie werden mich nicht um das Vergnügen bringen.«

Tiser wußte auf geschickte Art zu verschwinden. Seine Bewegungen waren so schnell und gewandt, daß man ihm kaum folgen konnte. Einige Zeit später fuhr sie mit dem Fahrstuhl zu dem Restaurant. Tiser hatte einen Ecktisch in der Nähe eines Fensters belegt, von dem aus man die Oxford Street gut überschauen konnte. Er erhob sich so begeistert, daß er den Tisch fast umgeworfen hätte, und drückte seinen Dank etwas zusammenhanglos aus.

»Vor allem muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht an dem schuld bin, was sich gestern abend im Versorgungsheim ereignete«, begann er, als sie sich gesetzt hatte. »Ich war ganz außer mir, als Mark ...«

»Wir wollen nicht weiter darüber sprechen, Mr. Tiser«, sagte Ann mit abwehrender Geste.

»Gewiß nicht, wenn Sie es wünschen«, erwiderte er hastig. »Es war nur so schrecklich, ganz und gar nicht ritterlich ... Kein Mann durfte das tun. Ich schaudere noch, wenn ich daran denke! Aber Mark ist eben so – in seinem Zorn weiß er nicht, was er tut, Miss Ann. Aber wir wollen von etwas anderem sprechen.« Er zog ein großes Taschentuch heraus und trocknete sein Gesicht ab. »Eines Tages müssen Sie in meinem kleinen Haus mit mir Tee trinken nein, nein, ich meine nicht das Versorgungsheim –, ich habe jetzt ein eigenes Heim in der Bayswater Road.« Plötzlich hielt er inne. »Wie kam ich nur darauf?« fragte er ängstlich. »Sie werden doch Mark nichts davon erzählen, meine liebe Miss Ann? Ich weiß gar nicht, warum ich Ihnen dies eigentlich sage. Das zeigt nur, wie sehr ich Ihnen vertraue. Ich möchte Ihnen gerne meine neue Wohnung zeigen. Ich hab sie sehr schön ausgestattet, die Einrichtung kostete über dreitausend Pfund ... ja, ich habe mir im Lauf der Zeit etwas Geld gespart. Aber Sie werden doch nicht zu Mark darüber sprechen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ja, mit Mark ist es zu Ende.« Mr. Tiser schien sich beinahe darüber zu freuen. »Er war lang genug am Ruder, und wenn er jetzt klug ist, macht er sich aus dem Staub und läßt sich nicht wieder sehen. Die Eitelkeit hat ihn zu Fall gebracht. Wie traurig ist es doch, meine liebe Miss Ann, daß so mancher intelligente Mann an diesem Punkt scheitert.« Er schüttelte mutlos den Kopf.

»Inwiefern ist denn seine Eitelkeit daran schuld?« fragte Ann.

Tiser zuckte nur die Schultern.

»Er ist in vieler Beziehung eitel, zum Beispiel bildet er sich ein, daß nur er ganz allein diese Organisation aufgebaut hat und daß nur er allein sie leiten kann. Es ist ja wahr, daß es eine ganze Anzahl von Agenten gibt, die außer ihm niemand kennt.« Er lächelte verschlagen. »Aber Sie kennen die Leute doch auch, meine liebe Miss Ann? Ich zweifle keinen Augenblick daran. Da ist zum Beispiel dieser Agent in Cardiff – ein geheimnisvoller Mann! Sie haben ihm doch immer den Stoff geliefert, nicht wahr?«

Ann antwortete nicht, und Mr. Tiser sah sie schalkhaft an.

»Sie sind wirklich sehr diskret, Miss Ann! Ich hörte, Sie wollen nach Paris gehen und wieder ganz von neuem anfangen? Das wird Ihnen aber einigermaßen schwerfallen. Ich bin auch sicher, daß Mark sich Ihnen gegenüber nicht sehr vornehm gezeigt hat. Sie können es mir ruhig sagen, daß er Ihnen nicht genug Geld gegeben hat!«

»Ich habe ihm keine Gelegenheit dazu gegeben, sich vornehm zu zeigen.«

Mr. Tiser lächelte.

»Natürlich! Von dieser Art Menschen kann man keine Geschenke annehmen. Aber ich bin ganz anders. Ich sagte heute morgen zu mir, als ich aufwachte: ›Tiser, du mußt dieser jungen Dame gegenüber anständig handeln. Geh zu deiner Bank und hebe fünfhundert Pfund ab.‹ – Und das habe ich denn auch getan.« Er zeigte auf seine Rocktasche, und sie hörte das Rascheln der Banknoten. »Fünfhundert Pfund!« wiederholte er. »Damit könnten Sie doch wieder von vorne anfangen ...«

»Wenn ich Sie recht verstehe, möchten Sie den Namen des Agenten in Cardiff erfahren, und das soll der Preis dafür sein?« fragte sie offen.

»Stimmt ganz genau – Sie sind wirklich eine geniale Geschäftsfrau!«

Ein Lächeln spielte um ihren Mund, und er glaubte, daß ihr seine Schmeichelei gefallen habe.

»Sie sind also der große Unbekannte?«

»Wie bitte?« fragte Tiser erschrocken.

»Sie sind der Mann, über den Mark in der letzten Zeit sprach – Sie haben ihm sein entsetzliches Geschäft gestohlen?«

Tisers Gesicht zuckte nervös.

»Was hat Mark gesagt?« stotterte er. »... entsetzliches Geschäft – Sacharin?«

»Kokain! Mark weiß genau, daß irgend jemand seine Organisation ausnützt ...«

»Aber das bin doch nicht ich!« protestierte Tiser furchtsam. »Ich bitte, meine liebe, gute Miss Ann, sagen Sie ihm doch, daß ich das nicht bin, wenn er Sie fragen sollte. Ich wollte Sie doch nur auf die Probe stellen. Haha?« Er lachte, aber es klang wenig überzeugend. »Wissen Sie, Miss Ann, die Treue zu Mark ist der Angelpunkt meines ganzen Lebens.«

Ann schwieg einen Augenblick, dann fragte sie plötzlich:

»Wer hat meinen Bruder ermordet?«

Sie sah Tiser scharf an, und er fuhr erschrocken zusammen.

»Bradley«, brachte er endlich mit hohler Stimme hervor. »Mark hat Ihnen doch gesagt ...«

»Wer hat Ronnie getötet? Haben Sie es getan?«

Er sprang fast von seinem Stuhl auf.

»Ich? Großer Gott! Ich würde selbst gegen meinen schlimmsten Feind die Hand nicht erheben! Ich weiß nicht, wer ihn getötet hat. Vielleicht war es ein Unglücksfall.«

»Warum sagen Sie denn dann, daß es Bradley war?« fuhr sie erbarmungslos fort. »War es vielleicht Mark selbst?«

Er starrte sie entsetzt an.

»Ja, war es Mark?« wiederholte sie.

»Meine liebe, gute Miss Bradley – ich meine Miss Ann –, warum stellen Sie denn so fürchterliche Fragen? Die sind doch zu töricht – meinen Sie nicht auch? Ich kann Sie gar nicht verstehen – wirklich nicht –, ich weiß überhaupt nichts von der ganzen Sache.«

Ein fürchterlicher Gedanke tauchte plötzlich in ihm auf.

»Sie arbeiten im Auftrag von Mr. Bradley – jetzt weiß ich es, Miss Ann! Ich muß immer wieder sagen, wie ich ihn bewundere!«

»Ich arbeite für niemand, nicht einmal für Sie, Mr. Tiser. Sie werden die fünfhundert Pfund auf

Ihre Bank zurücktragen müssen – oder wenn Sie ein Gewissen haben, verwenden Sie das Geld für die armen Leute, die von Ihnen und Mark ins Elend gestürzt worden sind.«

Sie trank ihre Tasse aus und stellte sie auf den Tisch. Dann erhob sie sich, ohne noch ein Wort zu sagen und ging fort. Das war aber eine viel zu vornehme Geste diesem Menschen gegenüber, wie sie später erkannte. Als sie unten im Erdgeschoß noch einen kleinen Einkauf machen wollte, entdeckte sie, daß sie ihre kleine Handtasche im Erfrischungsraum hatte liegenlassen. Ihre Lage war nicht gerade angenehm, aber sie lächelte nur darüber. Im schlimmsten Fall konnte ihr Tiser ja nur ein neues Angebot machen. Sie fuhr wieder nach oben und war erleichtert, als sie ihn eben aus der großen Tür treten sah. Halbwegs kam ihr schon die Kellnerin entgegen und brachte ihr die Tasche.

Sie hatte sie nun in der letzten Zeit schon zweimal verloren. Das erstemal hatte Bradley sie ihr wieder zurückgebracht. Sie streifte den Bügel über den Arm und trat auf die Straße hinaus. Mr. Tiser beobachtete, wie sie sich langsam in östlicher Richtung entfernte, und winkte einen Mann zu sich, der ohne Anns Wissen Tiser dauernd gefolgt war.

»Siehst du, dort geht die Dame – behalte sie im Auge«, sagte Tiser zu ihm. »Auf der Straße findest du mindestens ein halbes Dutzend Beamte – sage es dem ersten, den du triffst.«

Der Mann nickte und ging hinter Ann her. Mr. Tiser wartete noch, bis der andere außer Sicht gekommen war, dann rief er ein Taxi und fuhr nach Hause.

Ann ließ sich nicht träumen, daß sie verfolgt wurde. Ab und zu blieb sie stehen, um die Auslagen zu betrachten; besonders ein Schaufenster zog sie an. Es war ein Tropenausrüstungsgeschäft, und sie sah Hüte, Anzüge und Gegenstände, die für das Leben in einem heißen Klima erforderlich sind. Vor einem der Fenster stieß sie mit einem gutgekleideten, militärisch aussehenden Herrn zusammen. Er entschuldigte sich höflich, zog seinen Hut und ging weiter. Ann vergaß den Zwischenfall sofort wieder, aber plötzlich wurde sie angesprochen.

»Entschuldigen Sie, Miss.«

Die Stimme klang hart und dienstlich, und Ann wußte gefühlsmäßig, daß sie einen Detektiv vor sich hatte.

»Haben Sie diesen Herrn schon vorher gesehen?« Er zeigte auf den Mann, der kurz vorher mit Tiser gesprochen hatte. Ann schüttelte erstaunt den Kopf.

»Nein, er ist mir völlig unbekannt.«

»Haben Sie ihm jemals etwas zum Kauf angeboten oder mit ihm über einen Kauf verhandelt?«

»Zum Kauf angeboten?« wiederholte Ann bestürzt. »Wie käme ich denn dazu? Ich habe doch gar nichts zu verkaufen!«

»Haben Sie ihm nicht zwei Päckchen Kokain angeboten, die Sie in Ihrer Handtasche haben?«

»Aber nein!« sagte Ann entrüstet. »Ich habe nichts in meiner ...«

Sie schaute nach unten. Ihre Handtasche war weit offen und leer. Glücklicherweise bewahrte sie ihr Geld in einer kleinen, sicheren Nebentasche auf. Jetzt erinnerte sie sich wieder an den militärisch aussehenden Herrn.

»Ich bin bestohlen worden. Jemand ist mit mir zusammengestoßen ...«

Sie erzählte dem Detektiv die Geschichte, und er wußte, daß sie die Wahrheit sprach. Trotzdem bat er sie höflich, mit ihm zur Polizeiwache zu kommen.

Der Mann, der sie angezeigt hatte, wollte sich heimlich drücken, aber der Beamte behielt ihn im Auge.

»Also, mein Sohn, Sie gehen vor uns her.«

Der Mann gehorchte widerwillig.

Auf der Polizeiwache hörte Ann die sonderbare Geschichte. Der Mann hatte sich darüber beschwert, daß sie ihm zwei Päckchen Kokain angeboten habe, und schwor, daß er ein Dutzend anderer Päckchen in Anns Handtasche gesehen hatte.

Aber er hatte wenig Glück, denn auf der Wache befand sich ein Detektiv, der ihn sofort erkannte und als alten Freund begrüßte.

»Es tut mir außerordentlich leid, Miss Perryman«, sagte der Beamte, der sie hergebracht hatte, »aber Sie sehen ja selbst, die Polizei ist offenbar von diesem Mann zum besten gehalten worden. Würden Sie so liebenswürdig sein, mir den Herrn einmal zu beschreiben, der mit Ihnen zusammengestoßen ist?«

Als sie ihm alles erzählt hatte, lachte er vergnügt.

»Den kenne ich sehr gut.«

Ann verließ die Polizeiwache, und auch ihr Ankläger wollte verschwinden. Aber eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter.

»Sie bleiben hier«, sagte der Beamte mit einem freundlichen Lächeln.

»Was haben Sie denn gegen mich?« fragte der Mann aufgebracht.

Es wurde ihm auseinandergesetzt, daß er sich am nächsten Morgen wegen Umhertreibens und wegen vorsätzlich falscher Anzeige zu verantworten habe.

Der Detektiv, der Ann zur Polizeiwache gebracht hatte, begleitete sie wieder auf die Straße hinunter. Er behandelte sie sehr zuvorkommend. Als er ihr später erzählte, daß er mit Bradley zusammenarbeite, empfand sie ein gewisses Unbehagen darüber, daß sie in Polizeikreisen nicht ganz unbekannt war.

»Ich kann nicht verstehen, daß dieser Mann Sie angezeigt hat. Er muß ganz sicher gewesen sein, daß Sie Koks in Ihrer Tasche hatten.«

»Aber das ist doch wirklich ...«

»... nicht so unerklärlich, wie Sie denken, Miss Perryman. Wahrscheinlich hat er Ihnen ein paar Päckchen zugesteckt, um Sie anzeigen zu können. Hatten Sie etwa Ihre Tasche irgendwo liegenlassen?«

Ann erinnerte sich plötzlich an ihr Zusammensein mit Tiser im Restaurant.

»Ja, ich hatte sie im Erfrischungsraum liegenlassen.«

»War jemand bei Ihnen?«

Sie zögerte.

»Ach, das war ein ganz unwichtiger Bekannter.«

Natürlich hatte Tiser ihr das angetan. Es lag etwas Hinterhältiges in dem Charakter dieses Mannes; sicherlich hatte er durch dieses Manöver Bradley schaden wollen.

Als sie nach Hause kam, stand Marks Wohnungstür offen. Anscheinend hatte er vom Fenster aus ihr Kommen beobachtet.

»Treten Sie bitte einen Augenblick näher, Ann, wenn es Ihnen recht ist«, bat er dringend. »Sie brauchen sich nicht zu fürchten, die Dienstboten sind alle in der Wohnung.«

Er schloß die Tür und folgte ihr ins Wohnzimmer.

»Warum sind Sie heute angehalten worden?«

Sie erzählte ihm ihr Erlebnis.

»Sie haben eine Tasse Tee getrunken und Ihre Handtasche liegengelassen? Mit wem waren Sie denn zusammen?«

Sollte sie es ihm sagen? Es kam eigentlich wenig darauf an. Trotzdem war sie entschlossen, Tisers Doppelrolle, die er Mark gegenüber spielte, nicht zu verraten.

»Mit Mr. Tiser. Aber ich kann mir wirklich nicht denken, daß er so niederträchtig sein könnte.«

Mark spitzte die Lippen, als ob er pfeifen wolle.

»Tiser? Sehen Sie einmal an! Er dachte wohl, er könnte mich dadurch treffen.«

»Das glaube ich nicht ...«

»Es konnte gar kein anderer sein!« Er kniff die Augenlider zusammen. »Es wäre doch merkwürdig, wenn ich Tisers wegen an den Galgen kommen sollte. Ich muß mich in acht nehmen, sonst bekomme ich durch die Geschichte noch die größten Unannehmlichkeiten.«

»Aber warum sollte er denn das tun?«

»Weil er ein Schuft ist und weil er wußte, daß man mich bei Ihrer Verhaftung in die Sache hineinziehen würde. Tiser ist nämlich der große Unbekannte – das habe ich heute nachmittag während Ihrer Abwesenheit entdeckt. Wollte er nicht auch die Adresse meines Agenten in Cardiff von Ihnen kaufen?«

Ann seufzte.

»Ich weiß nicht, was er alles vorhatte. Ich bin so müde von diesem ganzen schrecklichen Treiben – ich werde froh sein, wenn ich außer Landes bin.«

»Haben Sie immer noch die Absicht, nach Paris zu gehen?« er sah sie scharf an.

»Ja, ich glaube.«

»Es ist also doch nicht mehr so sicher? Ihre Stellung in London wird aber nach all diesen Vorkommnissen etwas peinlich sein. Sie stehen doch immerhin schon in einem gewissen Ruf bei der Polizei. Bradley würde wenig Vorteil davon haben – wenn Sie ihn heirateten.«

»Ich hätte wohl einen Rauschgifthändler heiraten sollen?« fragte sie langsam.

»Das hätten Sie allerdings nicht tun können«, erwiderte er mit größter Kaltblütigkeit. »Ich bin schon verheiratet. Ich weiß zwar nicht, wo sie ist, ich weiß nicht einmal, ob ich mich von ihr scheiden lassen kann. Aber ich glaube kaum, daß ich Gründe dafür hätte. Nun sind Sie doch erstaunt, was?«

»Ich bin über nichts mehr erstaunt, was Sie betrifft, Mark.«

Er klopfte ihr freundlich auf die Schulter, aber sie zuckte unter seiner Berührung zusammen.

»Seien Sie doch nicht so empfindlich – ich will Sie wirklich nicht umbringen. Wenn ich heute abend einem Menschen das Genick umdrehe, dann wird es – nun Sie wissen schon. Das ist alles, was ich mit Ihnen besprechen wollte, Ann.« Er öffnete die Tür für sie.

Langsam erhob Ann den Blick und sah ihm in die Augen.

»Wen haben Sie getötet, Mark?«

Es schien ihr, als ob er zusammenzuckte. Offenbar hatte auch dieser harte Mensch verwundbare Stellen.

»Ich habe vier Menschen umgebracht«, sagte er dann langsam. »Leid getan hat es mir nur in einem Fall. Aber nun gehen Sie.« Er schob sie beinahe aus dem Zimmer und begleitete sie, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, nicht bis zur Tür.

Tiser hatte einen ungemütlichen Abend hinter sich. Er besaß ein kleines Haus in der Bayswater Road, das er allein bewohnte. Tagsüber beschäftigte er zwei Dienstboten, die um sechs Uhr gingen. Wenn er abends zu Hause essen wollte, so kochte er sich etwas. Auch jetzt war er gerade dabei, sich einige Scheiben Schinken und Speck zu braten, als es läutete. Er machte die Tür auf und sah sich Mark gegenüber. Diesen Mann, der drohend auf der Schwelle stand, hatte er am letzten zu sehen gewünscht.

»Komm nur herein, mein lieber Mark«, sagte er schwach. »Ich wollte dir noch heute abend einen Brief schicken und dich bitten, dir einmal meine neue Wohnung anzusehen.«

»Dann habe ich dir ja das Porto erspart. Ist noch jemand im Haus?«

»Nur ein paar Dienstboten.« Er rief die Treppe hinauf: »Stören Sie mich jetzt nicht – Mr. McGill ist hier.«

Als er sich wieder umwandte, lachte Mark laut auf.

»Na, mir brauchst du doch keine Komödie vorzuspielen. Auch wenn ich nicht gesehen hätte, daß deine Leute weggegangen sind, wüßte ich, daß du allein bist. Aber du brauchst keine Furcht zu haben, du Angsthase, ich werde dir deinen Schädel nicht einschlagen.«

Die folgende Unterredung war nicht so unangenehm, wie Tiser gefürchtet hatte. Die Beleidigungen, die ihm Mark an den Kopf warf, ertrug er mit merkwürdiger Gelassenheit. Er hatte erwartet, daß Mark viel drastischer und handgreiflicher gegen ihn vorgehen würde.

McGill erriet seine Gedanken.

»Du hast Glück, Tiser! Wenn ich mehr Zeit gehabt hätte und die Sache nicht so dringend wäre, würde ich dich ein wenig später besucht haben, wenn mir kein Polizist auf den Fersen folgte.«

»Bist du verfolgt worden?« stammelte Tiser.

Mark nickte.

»Ich kann dir nur die Versicherung geben, daß du auch am Galgen baumelst, wenn ich gehenkt werde. Du bist zu sehr in diese ganze Sache verstrickt, als daß du dich durch Verrat und durch ein Geständnis retten könntest. Bradley will dich ebenso haben wie mich.«

Dann sagte er plötzlich: »Wir werden morgen zusammen zu Li Yoseph gehen. Ich will endlich einmal diese Sache mit ihm ins reine bringen.«

Mark nahm ein zerknittertes Papier aus der Tasche und legte es auf den Tisch. Es waren einige Zeilen mit Bleistift draufgeschrieben. ›Komme morgen nach Lady's Stairs, guter Mark. Ich will dir dort etwas zeigen. Sei bestimmt um elf Uhr dort. Li.‹

»Du kommst morgen früh zu mir«, sagte Mark, als er den Zettel wieder zusammenfaltete.

»Nein, ich komme nicht mit!« schrie Tiser. »Ich will nicht wieder in das Zimmer gehen, Mark! Das ist ein Trick von Bradley ...«

»Was redest du da wieder für einen Blödsinn? Ein Trick von Bradley? Glaubst du, ich kenne seine Tricks nicht durch und durch? Du kommst mit, und wenn ich dich dorthin schleifen sollte! Warum fürchtest du dich denn? Du glaubst doch nicht, daß uns irgendein Gerichtshof auf das Zeugnis dieses verrückten, alten Esels hin verurteilen würde? Wenn Li Yosephs Zeugnis genügte, wären wir schon längst verhaftet. Er hat der Polizei alles verraten, aber Bradley ist viel zu schlau, um uns auf Li Yosephs Aussagen hin den Prozeß zu machen. Wir haben nichts zu fürchten.«

Er fing einen merkwürdigen Blick Tisers auf und lachte.

»Ich weiß, was du denkst. Aber ich glaube nicht, daß Bradley dich schont, wenn du ihm dein Zeugnis gegen mich anbietest. Wenn er das gewollt hätte, würde er dich schon längst darum gefragt haben. Aber du bist ja selbst viel zu sehr durch den Mord an Ronnie Perryman belastet. Du bist Mittäter ...«

»Ich wollte ihn retten – du weißt genau, daß ich seinen Tod nicht wollte, Mark!« winselte Tiser. »Du bist immer fair zu mir gewesen, Mark, du wirst doch nicht haben wollen, daß ich an den Galgen komme für deine Tat? Was sollte dir denn das nützen? Ich habe Ronnie retten wollen. Ich sagte dir ...«

»Du hast mir gar nichts gesagt«, fuhr ihn Mark barsch an. »Höchstens, daß es gut wäre, wenn wir ihn aus dem Weg schafften. Er warf dir jedesmal Beleidigungen an den Kopf, wenn er dich sah, und du haßtest ihn wie die Pest. Ich habe ihn niemals gehaßt. Es war notwendig, daß er wegkam, aber in gewisser Weise hat es mir leid getan. Du dagegen hast dich darüber gefreut. Glaubst du, ich habe vergessen, daß du ihn festhieltest, damit ich ihn erschlagen konnte?«

Tiser saß zusammengekauert in seinem Stuhl. Seine langen, nervösen Hände bewegten sich unruhig, sein Gesicht zuckte nervös.

»Dann will ich dir noch etwas sagen, Tiser. Du kannst das Haus ja überhaupt nicht verlassen. Mir ist ein Detektiv hierher gefolgt, aber als ich kam, sah ich noch einen zweiten, der hier deine Wohnung bewacht. Die Polizei ist im allgemeinen nicht dumm. Die wissen genau, was du getan hast und wie lange du hier wohnst. Sie können dich verhaften, wann sie wollen.«

Er nahm ein Paar Handschuhe aus der Tasche, zog sie an und knöpfte sie mit der größten Seelenruhe zu.

»Morgen um zehn Uhr wirst du dich in meiner Wohnung melden. Es gibt nur eine Entschuldigung

für dein Nichtkommen – daß du tot bist. Und wenn du mir einen dummen Streich spielen willst, dann werde ich diese Entschuldigung wahrmachen!«

Kapitel 23

Lady's Stairs stand plötzlich im Mittelpunkt des Interesses für alle Nachbarn. Der alte Li Yoseph war zurückgekommen. Mrs. Shiffan hatte ihn spät abends gesehen – wie er etwas vornübergeneigt von Zimmer zu Zimmer geschlichen war und zu sich selbst und den unsichtbaren Kindern gesprochen hatte.

Merkwürdigerweise erschien Mr. Sedeman auf der Bildfläche. In unregelmäßigen Zwischenräumen tauchte er auf und betrat auch die Wohnung. In diesen Tagen hielt er sich hauptsächlich in der Nachbarschaft auf; er wohnte bei einer noch rüstigen Witwe, aber meistens konnte man ihn am Schanktisch des nahen Wirtshauses treffen. Er stand nicht nur wegen seiner besseren Bildung bei den Leuten im Ansehen, sondern vor allem wegen seiner vielen Vorstrafen. Außerdem besaß er trotz seines hohen Alters eine unheimliche Kraft.

Er tat sehr geheimnisvoll und sprach in dunklen Andeutungen von seiner Freundschaft mit Li Yoseph, lehnte es aber ab, etwas Genaueres von dem Aufenthalt des alten Mannes während des letzten Jahres zu sagen. Nach seinen Aussagen hatte er allein ihn gesehen und mit ihm verkehrt.

In diesen Tagen galt Sedeman als das Orakel von Lady's Stairs. Eines Abends wurde er in schwerbetrunkenem Zustand von dem Polizisten des Bezirks aufgegriffen; aber obwohl er den Mann heftig beschimpfte, brachte ihn dieser nach Hause und verhaftete ihn nicht.

An dem Morgen, an dem sich Mark McGill entschlossen hatte, Lady's Stairs zu besuchen, begab sich auch Mr. Sedeman dorthin, und er trat mit einer solchen Wichtigkeit auf, daß die Leute ihm ehrfürchtig und verwundert Platz machten.

Mr. Shiffan öffnete Sedeman die Tür. Gleich darauf kamen Mark McGill und Tiser.

»Daß Sedeman hier ist, erinnert etwas mehr an die Wirklichkeit, Mark«, sagte Tiser. »Wenn man am hellen, lichten Morgen hier ist, hat man eigentlich keine Ursache, sich zu fürchten. Ich war wirklich sehr dumm – ich hoffe, du nimmst mir das nicht übel.«

Mark kümmerte sich nicht um ihn, sondern wandte sich an Sedeman.

»Sie sind wohl hier, um auf billige Weise zu einem guten Trunk zu kommen?«

»Ich dachte, bei dem Empfang des nach langer Zeit Heimgekehrten würde man etwas abbekommen.«

Mark lächelte unfreundlich.

»Sie wissen doch, daß Sie jetzt Ihre Pension verloren haben? Ich habe Ihnen schon sehr viel Geld gegeben, seitdem Li Yoseph verschwand. Jetzt werden Sie arbeiten müssen, um Ihren Lebensunterhalt zu verdienen.«

»Reden Sie doch keinen Unsinn!« rief Sedeman.

McGill ging zu dem Fenster und schaute auf die Schiffe, die in der Bucht lagen.

»Haben Sie Li schon gesehen?« fragte er über die Schulter.

»Ja, aber ich habe noch nicht mit ihm gesprochen«, entgegnete Sedeman ernst.

»Warum treiben Sie sich eigentlich in der letzten Zeit soviel hier herum? Ich habe sogar gehört, daß Sie seit einiger Zeit in der Nähe wohnen sollen.«

Sedeman antwortete ihm nicht, sondern sah nach seiner Armbanduhr.

»Sie werden mich entschuldigen. Drüben im Wirtshaus wird gerade aufgemacht. Ich bin dort, wenn Sie mich brauchen.«

»Mark, erinnerst du dich noch?« fragte Tiser ängstlich. »Li sah so merkwürdig aus, als er an jenem Abend in Cavendish Square war. Er hat aber nichts von Ronnie gesagt.«

»Nein, er hat nichts gegen uns gesagt.«

»Er hat sich nicht beschwert – er hat nichts Böses gesagt –, meinst du, daß er sich jetzt an uns

rächen will? Ich hatte den Eindruck, daß er sich auf nichts mehr besinnen konnte – ich meine, was ihn selbst betraf.«

Mark schüttelte den Kopf. »Es war ein Wunder, daß er überhaupt davongekommen ist. Aber wenn ich ihn nicht verletzt habe, müßte ich doch den Fußboden getroffen haben.«

Er schob den Teppich zurück, der die Falltür bedeckte, und nahm eine genaue Untersuchung vor.

»Ich sehe aber keine Kugelspuren hier, selbst keine alten. Ich habe von hier aus geschossen, und ich kann ihn unmöglich verfehlt haben.«

»Ist Ann wieder vernünftig?« fragte Tiser ängstlich. »Glaubst du, daß sie einen Verdacht hat – wegen Ronnie meine ich? Das wäre schrecklich, Mark! Natürlich kann man sie nie wieder brauchen. Je eher sie aus dem Lande kommt, desto besser.«

Mark hörte ihm nicht zu. Er berührte den Geheimhebel an der Wand hinter dem Schrank. Die Falltür öffnete sich ebenso leicht wie früher, und die quadratische Öffnung erschien im Fußboden. Unten spülte das Wasser um die moosgrünen Pfähle, die das Haus trugen.

Er ließ sich auf ein Knie nieder, stützte sich mit den Händen auf den Rand und sah nachdenklich hinunter.

»Kannst du dich noch darauf besinnen, daß einmal eine goldene Uhr durch das Loch in den Schlamm fiel? Damals haben wir einen Arbeiter von der Kanalreinigung kommen lassen, der sie suchen sollte. Aber er hat sie nicht gefunden. Ein gewöhnlicher Mann, der dort hinunterfiele, würde nicht mit dem Leben davonkommen selbst wenn er schwimmen könnte.«

Er drehte sich langsam zu Tiser um.

»Aber wahrscheinlich würde er sich den Schädel schon vorher an der Leiter einschlagen.«

Tiser schrak zurück.

»Sieh mich nicht so an, Mark«, winselte er. »Was hast du vor?«

»Bradley wird in kurzer Zeit hiersein – ich habe es heute erfahren.«

»Was willst du damit sagen?« fragte Tiser kläglich und zog sich möglichst weit von der Öffnung zurück.

Mark schaute wieder nach unten in den Schlamm.

»Wenn nun Bradley hier ein Unfall passiert?« sagte er halb zu sich selbst.

Tiser wußte, welcher Entschluß in Mark auftauchte, und schrie vor Schrecken laut auf. »Ich will nichts damit zu tun haben, Mark– das kannst du doch nicht mit Bradley machen, du bist verrückt!«

McGill schaute nicht auf.

»Vor Zeugen habe ich nichts mit der Sache zu tun«, sagte er langsam. »Auch du hast nichts damit zu tun. Warum hast du denn eine solche Heidenangst? Das ist wirklich eine ganz wunderbare Falle.«

»Sprich doch nicht so«, bat Tiser leise. Er war kreidebleich geworden. »Schließ die Tür, Mark! Ich werde ganz krank, wenn ich das Loch sehe.«

McGill erhob sich und nahm den viereckigen Teppich auf, der steif vor Schmutz und Alter war. Sorgsam legte er ihn wieder über die gähnende Öffnung.

»Ich muß mir die Sache noch überlegen, laß mich etwas nachdenken.«

Langsam ging er um die Falltür herum und betrachtete den Teppich.

»Schon seit langem habe ich das geträumt. Nimm einmal an, er käme herein – ginge über den Teppich ...«

»Du hast ja recht, Mark, es ist eine wunderbare Idee, aber ...«

»Der Gedanke hat mich schon immer fasziniert ...«

Auf der Treppe klangen Schritte. Tiser vermutete, wer kam.

»Schließ die Falltür, schnell – schließe sie!« drängte er Mark. Als sich dieser nicht rührte, lief er zu dem Hebel. Aber bevor er ihn erreichen konnte, hatte Mark ihn gepackt und zurückgeschleudert. In

diesem Augenblick trat Bradley ein.

Er war bester Stimmung und lächelte freundlich.

»Guten Morgen, McGill.« Er blieb in einiger Entfernung von dem Teppich stehen.

Tiser war nicht fähig, sich zu bewegen oder zu sprechen. Er starrte nur unentwegt auf die todbringende Falle.

»Sind Sie gekommen, um Li Yoseph zu begrüßen?« fragte Bradley. »Ich möchte mich gern einmal mit Ihnen allen zusammen unterhalten.«

»Es genügt auch, wenn Sie mit uns beiden sprechen«, erwiderte Mark kühl. »Li ist noch nicht gekommen – dieser alte, schlaue Fuchs! Ich vermute, daß er sich versteckt hält und Angst hat zu erscheinen. Ich möchte wetten, daß Sie wußten, wo er sich die ganze Zeit herumgetrieben hat. Offen gesagt, Bradley, Sie sind ein kluger Kopf. Ich wäre nicht erstaunt, wenn Sie befördert würden.«

Der Detektiv kam der gefährlichen Stelle immer näher.

Direkt am Rand blieb er stehen. Mark lachte, und Tiser mußte sich Gewalt antun, um einen Schrei zu unterdrücken.

»Sie sind hier nicht vor dem Polizeigericht, Bradley.«

»Ich werde auf meine eigene Weise mit Ihnen sprechen.« Bradley wandte sich wieder um und ging auf die Tür zu.

»Das heißt, wenn Sie zwanzig Polizisten zum Schutz um sich versammelt haben?«

Der Detektiv drehte sich blitzschnell um und kam wieder auf ihn zu. Mark hatte sich absichtlich so hingestellt, daß Bradley über den Teppich gehen mußte, wenn er ihn erreichen wollte.

»Glauben Sie, ich brauche Schutz vor einem solchen Kerl, wie Sie es sind?« fragte Bradley ironisch.

»Sie fürchten, daß ich Ihnen das Gesicht zerschlage, und Ihre liebe Ann würde Sie nicht gern so sehen ...«

»Erwähnen Sie ihren Namen nicht«, rief Bradley erregt.

»Verflucht, das mache ich ganz so, wie es mir gefällt!«

Bradley ging zwei Schritte vorwärts. Tiser sprang auf und preßte die Hände auf den Mund. Und dann ereignete sich das Wunder: Der Detektiv setzte einen Fuß auf den Teppich, aber der Boden hielt unter seinen Füßen. Selbst Mark verriet sich durch seinen entsetzten Gesichtsausdruck. Tiser schrie laut auf.

»Nun, was ist denn mit Ihnen los?« fragte Bradley und sah die beiden abwechselnd an. »Ist Ihnen ein Geist erschienen – oder hatten Sie einen kleinen Scherz vor?«

Kapitel 24

Mark McGill atmete tief. Die Spannung in seinen Zügen ließ nach, aber er war noch nicht fähig zu sprechen. Er lehnte sich an den Tisch und sah Bradley mit unsicheren Blicken an, als ob er seinen Augen nicht trauen könne. Er wußte nicht, ob er träumte oder wachte. Bradley stand in der Mitte des Teppichs, direkt über dem Loch. Welche geheimnisvollen Kräfte trugen ihn? Mark riß sich zusammen.

»Wenn sich jemand hier einen Scherz erlaubt, dann sind Sie es. Sie haben Li Yoseph wahrscheinlich noch nicht an die frische Luft gelassen – wie lange soll ich denn hier auf ihn warten?«

Bradleys Züge wurden undurchdringlich.

»Sind Sie sicher, daß er hierherkommt, wenn er weiß, daß Sie da sind? Wäre es nicht möglich, daß er die – unangenehmen Erfahrungen, die er hier machen mußte, nicht wiederholen will?«

Er schob mit dem Fuß den Teppich beiseite und schaute auf den Fußboden. Mark sah, daß die Falltür nicht mehr offenstand. Sie hatte sich lautlos geschlossen, ohne daß er oder Tiser den Hebel berührt hatten.

»Haben Sie hier Spuren von Schüssen entdeckt?« fragte Bradley. »Ich vermute, Sie haben sich die Bretter genau angesehen.«

Er nahm das kleine Etui wieder aus seiner Westentasche, öffnete es und hielt es Mark hin.

»Sehen Sie sich die beiden Geschosse nur gut an, McGill.«

»Sie interessieren mich nicht«, erwiderte Mark kühl. »Sagen Sie mir lieber, wo Ihr Freund Li Yoseph ist! Sie denken doch nicht etwa, daß ich mich scheue, ihm gegenüberzutreten, oder daß ich mich vor den Anklagen dieses alten Fuchses fürchte? Es gibt keinen Gerichtshof in der ganzen Welt, der mich auf das Zeugnis eines Mannes hin verurteilt, der Geister und Gespenster sieht. Bringen Sie das doch vors Gericht – Sie werden von allen Seiten ausgelacht werden!«

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Mrs. Shiffan kam herein. Sie brachte einen Brief und schien nicht zu wissen, wem sie ihn geben sollte.

»Eben kam ein Junge und gab ihn an der hinteren Tür ab. Er sagte, er wäre von Mr. Li Yoseph hierher geschickt worden.«

Bradley nahm den Brief aus ihrer Hand, öffnete ihn und las.

»Er wird nicht vor elf Uhr nachts kommen«, sagte er dann. »Wahrscheinlich hat er nur diese Zeit gemeint. Eine merkwürdige Stunde.«

»Ich wüßte nicht, warum sie so besonders merkwürdig wäre«, entgegnete Mark.

Bradley lächelte düster.

»Um diese Stunde wurde er doch getötet – und um dieselbe Zeit starb auch Ronnie Perryman.«

Mark sah ihn überrascht an.

»Was sagen Sie da für einen Unsinn? Li Yoseph soll ermordet worden sein? Sie sind verrückt! Ich habe ihn doch gesehen.«

»Vielleicht haben Sie auch Perryman gesehen? Der ist nicht mehr am Leben. Nun gut, um elf Uhr sehen wir uns hier wieder.«

Er drehte sich um und ging zur Tür.

»Sie sehen ja so entsetzt aus, Tiser?« fragte er belustigt. »Wovor fürchten Sie sich denn? Aber vielleicht erzählen Sie mir das heute abend.«

Tiser rührte sich nicht, er war starr vor Schrecken.

Die Haustür fiel krachend ins Schloß. Mark gab Mrs. Shiffan ein Zeichen, sich zu entfernen. Als sie gegangen war, wandte er sich an Tiser, der noch immer entgeistert auf die Falltür schaute.

»Hast du es gesehen, Mark? Er ist auf den Teppich getreten und nicht hinuntergestürzt!«

Mark fuhr ihn wütend an.

»Weil die Tür geschlossen war, du Hasenfuß! Wer mag das nur getan haben?«

Plötzlich ertönte von irgendwoher, als ob es die Antwort auf Marks Frage wäre, der klagende Klang einer Violine. Jemand spielte Tostis »Chancon d'Adieu«.

Kapitel 25

Mark McGill hatte sein Vermögen bei vier Banken deponiert; von dreien hob er nun sein Geld bis auf einen verschwindend kleinen Rest ab. Das vierte Konto, das kleinste von allen, war der Polizei bekannt, und er rührte es deshalb nicht an.

Er bestellte für diese Nacht an fünf verschiedenen Stellen in den äußeren Vororten Londons leistungsfähige Autos, die ihn erwarten sollten. Vorsichtshalber beorderte er sie von fünf verschiedenen Garagen unter fünf verschiedenen Namen. Von seinen Agenten in Manchester und Leeds hatte er zwei neue Pässe erhalten. Die Fotos glichen den anderen Bildern nicht; er hatte sie selbst in seiner Wohnung aufgenommen.

Nun brauchte er nur noch den Augenblick seiner Flucht zu wählen, und diese Entscheidung hatte er bereits getroffen. Gleich nach der Zusammenkunft heute abend wollte er nach Essex fahren. In Burnham lag ein seetüchtiges Motorboot für ihn bereit, das mit allem nötigen Proviant für eine mehrtägige Reise versehen war. Er wollte von der englischen Küste nach Ostende fahren. Das Motorboot war in Belgien registriert und konnte in dem belebten Hafen einlaufen, ohne die geringste Aufmerksamkeit zu erregen. Mark kannte den Wert der belgischen Trikolore, die er in dem Motorboot aufbewahrte.

Er machte keinen Versuch, Ann noch einmal zu sprechen. Sein Diener erzählte ihm, daß sie schon frühmorgens ausgegangen sei. Ann war für ihn bedeutungslos geworden. Er dachte viel mehr an Tiser als an sie. Dieser Mann war bedeutend gefährlicher, obwohl er wußte oder doch wenigstens wissen sollte, daß jeder Versuch, sich durch Verrat Straflosigkeit zu sichern, mit einer Katastrophe für ihn enden mußte.

*

Gegen Mittag erhielt Ann eine Mitteilung von Bradley. Der kleine Brief begann ohne Anrede:

›Ich bitte Sie um einen großen Gefallen – fast möchte ich sagen, um ein Opfer. Würden Sie heute abend um elf Uhr nach Lady's Stairs kommen? Entscheiden Sie bitte nach Ihrem Gutdünken, ob Sie es tun wollen oder nicht. Ich werde Sie in jedem Fall verstehen. Aber wenn es irgend möglich ist, so kommen Sie bitte. Für den Fall Ihrer Zusage werde ich einen Mann schicken, der Sie in einem Privatauto abholt und dorthin bringt. Vielleicht werden Sie mir das niemals vergeben, was ich im Begriff bin zu tun, aber ich muß es tun. Ich brauche Sie um des psychologischen Eindrucks willen, den Sie auf einen der Anwesenden machen werden.‹

Sie las den Brief, faltete ihn und steckte ihn in ihre Handtasche.

»Teilen Sie bitte Mr. Bradley mit, daß ich kommen werde«, sagte sie zu dem wartenden Beamten.

Mr. Tiser erhielt eine etwas dringendere Aufforderung. Sergeant Simmonds besuchte ihn am Nachmittag. Der Diener sagte zwar, daß Mr. Tiser nicht zu Hause sei, aber der Beamte ließ sich nicht abweisen.

»Ich werde warten, bis er zurückkommt«, erwiderte er und ließ sich behaglich im Wohnzimmer nieder.

Nach einer Viertelstunde erschien dann auch der nervöse Tiser.

»Sie werden heute abend in Lady's Stairs erwartet«, sagte der Sergeant zu ihm. »Bradley schickt mich und läßt Ihnen dies ausrichten.«

»Ich fühle mich aber nicht wohl genug, um heute auszugehen.«

»Dann werden wir Sie durch einen Krankenwagen abholen lassen – in diesem Fall können Sie sich dann als verhaftet betrachten.«

Tisers Schrecken kannte keine Grenzen.

»Tiser, Sie haben jetzt eine Chance – sie ist zwar nicht groß, und wir können Ihnen auch nichts Besonderes versprechen ... Warum sagen Sie denn nicht freiwillig alles, was Sie wissen?«

Tiser krümmte sich wie ein Wurm.

»Ich weiß doch nichts, wirklich nichts – gar nichts! Sie sind vollständig falsch unterrichtet, ebenfalls der gute Mr. Bradley, wenn er glaubt, daß ich ihm etwas über Ronnie sagen kann.«

»Ich habe zwar nicht von dem armen Ronnie gesprochen, aber ich habe ihn gemeint«, sagte Simmonds und erhob sich. »Nun gut, Sie werden heute abend kommen. Entfliehen können Sie nicht, denn ich habe mehrere Detektive beauftragt, Sie zu überwachen.«

Als Ann und ihr Begleiter am Abend auf Cavendish Square hinaustraten, regnete es heftig. Ein geschlossener Wagen wartete auf sie.

»Wer wird noch kommen?« fragte sie, als sie unterwegs waren.

»Tiser und McGill. Sie sind vor zehn Minuten weggefahren.«

»Wenn ich mich nicht irre, sind Sie doch Mr. Simmonds, der mich damals verhaftete? Habe ich nicht recht?«

»Ja, der bin ich«, erwiderte der Beamte in guter Laune.

»Dann können Sie mir sicher sagen, was ich so gern wissen möchte. Gehen wir nach Lady's Stairs – Ronnies wegen?«

Aber Mr. Simmonds war verschwiegen.

»Mr. Bradley wird Ihnen das alles viel besser erklären können.«

Für Mark McGill war die Fahrt nicht angenehm. Tiser quälte ihn dauernd mit ängstlichen Fragen. In einer Anwandlung von Zutrauen hatte er ihm von der Aufforderung der Polizei erzählt, ein Geständnis abzulegen.

»Natürlich habe ich es sofort abgelehnt, mein lieber Mark. Was immer auch geschehen mag, ich schweige. Ich werde dich niemals verraten. Allein der Gedanke daran macht mich krank.«

»Es ist mir auch nie im Traum eingefallen, daß du das tun würdest. Dein eigenes Leben ist dir doch viel zu schade. Sie haben dir ja auch nicht gesagt, daß du straflos ausgehen würdest, wenn du ihnen alles verrätst, und daß man jede Anklage gegen dich fallenlassen würde. Ich könnte mir das wenigstens nicht denken. Wenn sie dir das schriftlich gegeben hätten, wärst du bestimmt darauf eingegangen.«

»Aber wenn Li Yoseph nun etwas erzählt?«

»Li Yoseph! Was kann der denn erzählten? Höchstens von Geistern, Gespenstern und kleinen Kindern! Sein Geschwätz kann man doch unmöglich vor einem Richter oder vor Geschworene bringen. Sei doch kein Narr. Höre einmal zu: Das einzige, was wir zu erwarten haben, ist, daß Li Yoseph alles berichten wird, was er weiß. Er wird sowohl von Ronnie als auch von sich sprechen. Du hast nur still dabeizusitzen und dir vorzustellen, daß sein ganzes Gefasel erlogen ist. Diesen einen Gedanken mußt du dir fest einprägen, alles andere ist dann furchtbar leicht. Ich wette, daß Bradley die ganze Geschichte so eingefädelt hat. Es ist wie ein verschärftes Verhör. Wenn er damit keinen Erfolg hat, werde ich ihm schon die Hölle heiß machen.«

Aber er spann diesen Gedanken nicht weiter aus; er dachte im Augenblick an das Motorboot, das in Burnham on Crouch auf ihn wartete, und er dachte an den guten Wetterbericht für die Überfahrt: ›Geringe Dünung, leicht dunstig, Sicht schlecht.‹

Als sie zu Li Yosephs Haus kamen, fanden sie die Tür noch verschlossen. Mark klopfte, und nach einigen Minuten hörten sie die Schritte Mr. Shiffans, der die Treppe herunterkam und sie einließ.

»Ich bin froh, daß jemand gekommen ist«, sagte er mit schriller Stimme. »Es sind furchtbar viele Ratten hier, es ist wirklich unheimlich.«

»Ist der Alte schon da?« fragte Mark.

»Nein, er ist bis jetzt noch nicht gekommen. Es tut mir schon leid, daß ich zugesagt habe, heute abend hierzubleiben. Wissen Sie, hier spukt es! Die unglaublichsten Geräusche können Sie hören! Wenn ich ein paar Nächte hier schlafen sollte, würde ich selbst verrückt werden.«

»Ist heute abend jemand hier gewesen?« fragte Mark.

»Der Polizeimensch.«

»Bradley!«

»Ja, er hat sich ein paar Stunden hier herumgetrieben. Ich fragte ihn, ob er irgend etwas haben wollte, aber er sagte nein. Da konnte ich auch nichts machen. Er geht hier aus und ein, als ob ihm das ganze Haus gehörte.«

Um diese Stunde war Li Yosephs Wohnung ein düsterer Ort. Die einzige Lampe, die von der Decke herabhing, war schwach und konnte den Raum kaum erhellen.

»Haben Sie das schon gesehen?«

Mr. Shiffan zeigte auf ein kleines Paneel an der Tür, auf dem sechs grüne Glühbirnen befestigt waren.

»Merkwürdige Idee. Wozu mag das bloß sein?«

Mark war in einer sonderbar mitteilsamen Stimmung und erklärte es ihm.

»Unter jeder dritten Stufe ist ein Kontakt angebracht, der eins dieser Lichter aufleuchten läßt. Es ist ein Warnungssignal, wenn jemand die Treppe heraufkommt.«

»Großer Gott, es ist gut, daß Sie mir das gesagt haben! Ich bin furchtbar erschrocken, als meine Frau heute abend von der Straße heraufkam.«

Unten wurde an die Haustür geklopft. Mark ging hinunter, um zu öffnen. Ann stand allein draußen; ihr Begleiter hatte sie mit der Versicherung verlassen, daß sie beobachtet werde und nichts zu fürchten habe.

»Treten Sie näher, Ann«, sagte Mark zuvorkommend. »Wie kommen Sie denn hierher? Hat Bradley Sie auch eingeladen? Und Sie kommen ganz allein?«

Sie antwortete nicht, sondern ging vor ihm die Treppe hinauf. Ihr Kommen wirkte beruhigend auf Tiser.

»Meine liebe Miss Ann, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß ich Sie sehe.« Er drückte ihr die Hand. »Also hat man Sie auch hierhergebracht ...«

»Es wäre besser, wenn du deinen Mund hieltest«, fuhr ihn Mark McGill ärgerlich an. Dann wandte er sich wieder an Ann. »Was soll denn diese ganze Geschichte bedeuten?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hat Bradley nach Ihnen geschickt?«

Sie nickte.

»Ist Mr. Yoseph hier?«

Mr. Shiffan schüttelte den Kopf.

»Nein, Miss, wir dachten schon, er würde heute nachmittag kommen. Es hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, um ihn zu sehen.«

»Wird Mr. Bradley heute abend hier sein?« fragte sie.

»Ich glaube nicht. Er gab mir den Auftrag, daß ich sofort nach Scotland Yard telefonieren solle, wenn etwas Besonderes passiert. Er hat mir seine Spezialnummer gegeben.« Er nahm einen Zettel aus seiner Tasche, aber Ann interessierte sich nicht dafür.

»Sind Sie sicher, daß Li Yoseph nicht morgens hier im Haus war?« fragte Tiser.

»Nein, soweit ich weiß, nicht.«

»Ich dachte, ich hörte ihn Violine spielen.«

Mr. Shiffan grinste.

»Ach, das habe ich schon so häufig gehört, da kümmere ich mich gar nicht mehr darum. Großer Gott, alle die Geräusche, die Sie hier im Haus hören können.«

»Sind Sie denn sicher, mein lieber Mr. Shiffan«, fragte Tiser nervös, »daß es nicht noch einen

anderen Raum hier gibt, in dem sich der alte Li aufhalten könnte? Denken Sie einmal nach.«

»Ja, es sind noch mehrere Zimmer da, aber die sind alle fest verschlossen. Die Polizei hat sie damals geöffnet, als der Alte verschwand, aber sie hat nichts Besonderes gefunden – soweit ich gehört habe, war nur alter Plunder darin.« Er rieb seine kalten Hände. »Wenn Sie sonst nichts brauchen, will ich gehen und in der Küche ein Feuer machen.«

Niemand hielt ihn zurück. Als er gegangen war, folgte ein verlegenes Schweigen.

»Ich weiß nicht, warum Sie eigentlich gekommen sind, Ann«, bemerkte Mark nach einiger Zeit.

»Warum sollte ich denn nicht kommen?« fragte sie herausfordernd.

Mark zuckte die Schulten.

»Sie waren in letzter Zeit wohl viel mit Bradley zusammen? Er ist ganz verrückt nach Ihnen, er scheint Sie kolossal gern zu haben – es ist wirklich amüsant. Was hat er Ihnen denn erzählt?«

»Nicht mehr, als er mir früher auch schon sagte«, erklärte Ann ruhig, aber sie fühlte sich etwas unbehaglich unter seinem durchdringenden Blick.

»Sie sind jetzt immer so vergnügt – ich habe Sie neulich sogar morgens singen hören. Kommt das von Ihrer Freundschaft mit Bradley?«

Sie lächelte über seine Frage.

»Ich habe mich selbst darüber gewundert.«

Wieder folgte eine längere Pause. Tiser hatte sich eben aufgerafft, etwas zu sagen, als er von Mark daran gehindert wurde.

»Haben Sie noch die Absicht, nach Paris zu gehen, wenn diese ganze Geschichte vorüber ist?« fragte McGill. »Manchmal kommt mir der Gedanke, daß es ein Fehler war, Sie überhaupt hier in London zu behalten; aber ich dachte mir, daß eine Dame als Chauffeur der Aufmerksamkeit der Polizei leichter entgehen werde. Das war jedoch nicht der Fall – im Gegenteil, Sie haben die Aufmerksamkeit dieser Leute zu sehr auf sich gezogen.«

Ann schwieg, Tiser war inzwischen zum Fenster gegangen.

»Mark, Mark!« rief er plötzlich. »Was haben denn alle diese Boote dort zu bedeuten?«

»Was redest du da von Booten?« McGill trat zu ihm und wischte mit seinem Taschentuch eins der Fenster ab, um besser sehen zu können.

»Es sieht so aus, als ob es Polizeiboote sind – sie fahren zur Schleuse hinauf. Die Themse-Polizei hat hier immer ein paar Boote in der Nähe.«

»Aber sie wenden ja nun«, flüsterte Tiser. »Mark, sie patrouillieren hier vor der Bucht. Was hat das zu bedeuten?« fragte er ängstlich und packte Mark krampfhaft am Arm. »Es ist doch wirklich nicht so wichtig, daß ich dabei bin ... muß ich denn hierbleiben? Ich glaube, ich bin nicht notwendig ... entschuldigen Sie mich bitte, Miss Perryman.«

»Du bleibst hier!« befahl Mark rauh.

Mr. Shiffan trat wieder ein, und Mark winkte ihn zu sich.

»Haben Sie etwas zu trinken im Hause?«

»Ja, ich habe heute morgen eine Flasche Whisky besorgt. Sie steht in der Küche. Es ist ja nicht von meinem Geld.«

McGill nahm Tiser am Arm.

»Nun sei ruhig. Du mußt einen kleinen Schluck nehmen, dann wird dir wieder besser. Sie haben doch nichts dagegen, daß wir Sie einen Augenblick allein lassen, Ann?«

Sie schüttelte den Kopf. Aber sie bereute ihre Zustimmung sofort, als sie sich schließlich allein in dem Raum befand. Selbst die Anwesenheit Marks war noch dieser trostlosen Einsamkeit vorzuziehen. Sie hatte das Gefühl, als ob große Augen aus dem Dunkel auf sie starrten. Von unten hörte sie das Plätschern des Wassers und das Krachen der Pfosten. Der Wind hatte sich erhoben und fuhr ächzend und stöhnend um das Haus. Und plötzlich erlebte sie wieder, was sie schon einmal erlebt hatte – das

Licht ging aus. Die Falltür öffnet sich, und Kopf und Schultern Li Yosephs tauchten auf.

Ann schrak zurück und lehnte sich an die Wand, als der alte Mann heraufstieg. Diesmal konnte sie sein Gesicht deutlich in dem Licht der Laterne sehen, die er trug. Die Falltür schloß sich wieder, und der Alte verschwand in dem kleinen Schlaf räum. Gleich darauf ging das Licht wieder an. Im selben Augenblick traten auch Mark und Tiser ein.

»Es ist kein Korkenzieher in der Küche – ist etwas passiert?« fragte Mark schnell, als er sah, daß Ann zitternd und halb ohnmächtig an der Wand lehnte. Anns Lippen waren trocken.

»Li Yoseph ist gekommen«, sagte sie atemlos.

Sie zeigte auf die Falltür.

»Von dort her?«

»Ja – er ist in sein kleines Zimmer gegangen.«

Mark wandte sich schnell dorthin.

»Haben Sie sich auch nicht getäuscht, liebe Miss?« fragte Tiser bebend vor Angst. »Ist es nicht nur eine Einbildung? Warum sollte er denn gerade von dort unten kommen?«

»Hier habe ich eine Tür gefunden«, hörten sie Marks Stimme, »direkt hinter dem Bett. Ich habe sie früher nie gesehen. Ich wundere mich nur, was ...«

Er wurde durch den Klang einer Violine unterbrochen. Die Töne kamen näher und näher, und plötzlich erschien Li Yoseph. Er ging zum Fenster und setzte sich dort auf seinen alten Platz. Sein Bogen bewegte sich nach dem Takt über die Saiten.

»Mein Gott!« Tisers Zähne klapperten. »Er ist es wirklich!«

Mark schüttelte ihn von sich ab.

»Ruhe«, sagte er.

Der Alte legte die Geige aus der Hand.

»Li – Mark spricht jetzt mit dir«, sagte Mark freundlich. »Geht es dir gut, Li?«

Der alte Mann stand auf, kam langsam näher und sah ihn an, als ob er kurzsichtig wäre.

»Es ist doch komisch, daß du mich fragst.« Er kicherte heiser.

»Ja, mir geht's ganz gut – mir geht's ganz gut. Ja, mein lieber Mark ... denkst du noch immer an den armen, alten Li?« Dann drehte er sich um und sprach leise zu den Kindern, die ihn begleiteten. »Nun, Heinrich und Peter, ihr müßt jetzt zu Bett gehen. Um diese Zeit dürfen kleine Kinder nicht mehr auf sein ... husch, husch, husch! Also gute Nacht!« Er winkte ihnen zu.

»Er hat immer noch die verrückten Manieren«, sagte Mark leise. »Li, Miss Perryman ist auch hier. Li, hörst du? – Ronnies Schwester.«

Li nickte.

»Ich kann sie ganz gut sehen. Sie fürchtet sich nicht vor mir?«

»Ich bin auch da, Li«, sagte Tiser mit schriller Stimme. »Kennst du mich noch – den lieben, guten Tiser?«

Aber Li schien sich nicht um ihn zu kümmern, er ging zu dem Schrank an der Wand, nahm eine Flasche und ein Glas heraus und setzte sich behutsam auf eine umgedrehte Kiste.

»Warum sollten wir denn heute um elf hier sein?« fragte Mark. »Kommt Bradley auch? Was willst du mit dem Wein?«

»Der ist für ihn«, sagte Li und nickte vor sich hin.

»Wen meinen Sie denn, Li Yoseph?« fragte Ann, die ihre Stimme kaum in der Gewalt hatte.

Der Alte schaute sie seltsam an, und sie glaubte einen traurigen Ausdruck in seinen Augen zu sehen.

»Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich es Ihnen sage?«

»Für Ronnie?« fragte sie.

Der Alte nickte.

»Was soll denn das heißen, du verrückter Narr?« fuhr Mark auf.

»Ja, für ihn«, wiederholte Li Yoseph. »Er kommt jede Nacht.«

»Jede Nacht?« Mark lachte laut auf. »Du bist doch ein ganzes Jahr lang nicht mehr hier gewesen.«

Mark sah Li zum erstenmal lächeln; es war ein abstoßender Anblick.

»Das denkst du, aber ich bin doch hier gewesen.«

Je länger die seltsame Unterhaltung dauerte, desto aufgeregter wurde Tiser.

»Ich kann das nicht mehr aushalten! Ach Gott, das ist zuviel! Ronnie ist tot, Li – er kann doch nicht herkommen ...«

»Jede Nacht kommt er«, sagte der Alte feierlich. »Er geht die Treppe herauf und kommt in dieses Zimmer. Dann tritt er an den Tisch und zieht das Glas zu sich, aber er trinkt nicht. An dem Abend wollte er gerade trinken – du erinnerst dich, mein lieber Mark –, als ...«

»Jetzt sei aber ruhig!« brüllte McGill. »Siehst du denn nicht, daß du die junge Dame erschreckst?«

Aber Ann gab ihm ein Zeichen, daß er schweigen solle.

»Nein, hören Sie meinetwegen nicht auf. Ob er lebt oder tot ist, ich fürchte mich nicht vor Ronnie!«

»Sie werden ihn nicht sehen«, sagte Mark verächtlich. »Diese Dinge existieren doch nur in seinem verrückten Gehirn.«

Der alte Li sprach weiter.

»Nun, mein lieber Mark, soll ich dir erzählen, was dann geschieht?«

»Was geschieht denn dann?« fragte Mark böse, aber seine Stimme zitterte leicht.

Li Yoseph wandte sich langsam nach ihm um.

»Und dann fällt er, und der Stuhl fällt auch um – und dann ist er wieder tot.«

Ann sah Mark entsetzt an. »Was sagt er da?« flüsterte sie. »Ist Ronnie hier – hier in diesem Raum – umgekommen?«

Tiser packte plötzlich ihren Arm so heftig, daß sie aufschrie.

»Kommen Sie, hören Sie doch nicht auf ihn – wir wollen schnell fortgehen«, stammelte er. »Dieser Platz ist verhext, überall Geister ... Sehen Sie ihn nur an!«

Mit einem Ruck befreite sie sich von seinem Griff.

»Ronnie wurde hier in diesem Zimmer ermordet?« fragte sie scharf.

»Sie sind ebenso verrückt wie Li!« sagte Mark.

In diesem Augenblick schlug eine Kirchenuhr in der Nähe elf. Alle schwiegen. Eine unheimliche Stille folgte.

»Nun?« begann Mark endlich.

Plötzlich klopfte es unten an die Tür – die Töne hallten langsam und deutlich herauf. Dann fiel die Tür ins Schloß. Tiser stieß einen Schreckensschrei aus. Die grünen Lichter leuchteten nacheinander auf – es kam jemand die Treppe herauf. Langsam öffnete sich die Tür ... Zoll für Zoll ... Aber niemand außer Li sah, wer sie geöffnet hatte.

Der alte Mann ging vorwärts – der unsichtbare Besucher war für ihn Wirklichkeit.

»So, Ronnie, kommst du wieder, um mit dem alten Li zu sprechen ... Hier ist der Wein, Ronnie ... Setze dich hin ... du willst nicht?«

Niemand war eingetreten, aber die Tür schloß sich wieder. Li kam näher – er hatte den Arm um die unsichtbare Gestalt gelegt. Ann beobachtete ihn fasziniert, als er seinen Gast jetzt zum Tisch führte.

»Es ist ein guter Wein, Ronnie – der beste für dich!«

Und dann sah sie zu ihrem größten Schrecken, wie sich das volle Glas auf dem Tisch bewegte ...

langsam kam es dem Rand, immer näher.

»Ronnie, sieh dich vor – Mark!« rief Li plötzlich warnend.

In diesem Augenblick fiel der Stuhl am Tisch um. Ein Schreckensschrei gellte durch das Zimmer.

»Du hast ihn umgebracht, Mark!« schrie Tiser. Sein Gesicht war verzerrt, er zeigte mit zitternder Hand auf McGill. »Ich sage es der Polizei – du hast ihn umgebracht! Kaltblütig hast du ihn ermordet! Ich kann es nicht mehr aushalten, ich muß es sagen!«

Mark packte ihn an der Kehle.

»Bist du auch verrückt?«

»Er hat die Wahrheit gesagt – Sie Mörder«, rief Ann atemlos.

»Ob wahr oder gelogen, das ist mir alles gleich«, sagte Mark drohend. »Sie werden auch nicht aus dem Haus kommen, ehe ich nicht Ihren Mund auf die eine oder andere Weise zum Schweigen gebracht habe.«

Aber dann überkam ihn eine fürchterliche Wut, und er wandte sich rasend gegen den alten Mann, der Tiser zum Geständnis gebracht hatte.

»Diesmal entkommst du mir nicht, du Schuft!« schrie er. Aber als er seinen Browning zog, packte ihn Li Yoseph mit einem so geschickten Griff, daß Mark hinfiel.

Mit einem Wutschrei sprang er wieder auf und stürzte sich auf den Alten. Aber die harten Hände packten ihn wieder und stießen ihn nach hinten in die Arme eines der Detektive, die während der letzten Vorgänge ungesehen und ungehört in den Raum getreten waren.

»Wer sind Sie?« fragte Mark atemlos.

Seine Frage war überflüssig, denn mit einem kurzen Ruck hatte der Alte die gelbe Maske mit dem großen Kinn und der häßlichen Nase heruntergerissen. Mark stand vor Inspektor Bradley.

»Was – Sie?«

Bradley nickte.

»Wir fanden Li Yoseph vor einiger Zeit hier unten – ich zeigte Ihnen die Kugel, die wir aus seinem Körper entfernten. Es stimmt schon, Sie haben ihn umgebracht. Es hat lange gedauert, bis wir ihn im Schlamm fanden, aber schließlich hatten wir doch Erfolg. Und dann kam mir der Gedanke, daß ich Tiser zu einem Geständnis bringen könnte. Sie wissen ja, ich spiele selbst Violine – und Li hatte etwa meine Gestalt.«

Selbst in diesem Augenblick bewahrte McGill seine Selbstbeherrschung.

»Sie brauchen aber zwei Zeugen für einen Beweis – so verlangt es das Gesetz. Sie sind voreingenommen – Ihr Zeugnis gilt nicht. Auch Ann Perryman wird man ablehnen. Woher nehmen Sie diesen zweiten Zeugen?«

Bradley zeigte auf die Kiste.

»Dort ist der andere. Haben Sie nicht gesehen, daß er das Glas bewegte? Er hat eine Stahlplatte am Fuß, und er hat das Glas mit einem Magneten von unten her bewegt.«

Er öffnete die Tür der Kiste, und Mr. Sedeman kam heraus.

*

Bradley hatte darauf bestanden, daß Ann eine Seereise unternahm.

»Es ist besser, daß du dich an das Klima in Brasilien gewöhnst, Ann. Du mußt mir versprechen, daß du keine englischen Zeitungen liest, bis ich nachkomme, mein Liebling. Nein, ich glaube nicht, daß dein Zeugnis irgendwelchen Wert haben könnte, wir kommen auch so aus. Tiser hat jetzt sein Geständnis schriftlich bestätigt.«

So kam es, daß Ann auf einem Luxusdampfer nach Brasilien unterwegs war, während sich in London der aufsehenerregende Prozeß abspielte. Sie erfuhr nichts davon, daß der halb wahnsinnige Tiser vor den Schranken des Gerichts Mark an die Gurgel sprang; sie erfuhr auch nichts von der Hinrichtung. An dem Tag, an dem Mark McGill am Galgen endete, trat Bradley aus dem Dienst der

Polizei aus, und die Fliegende Kolonne verlor ihren besten Beamten.